26266.9

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SAMUEL SHAPLEIGH

CLASS OF 1789

LIBRARIAN OF HARVARD COLLEGE
1793–1800

Zu Seite 187.

Österreichische

Kinder- und Hausmärchen.

Treu nach mündlicher Überlieferung

von

Theodor Vernaleken.

Wien, 1864.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

796
76

1868, Nov. 6

Frauen Statthalterin

Regula Häfi-Kitt

in Zürich

in alter Freundſchaft gewidmet

vom Verfaſſer.

26266.9

1868, Nov. 6.
Shattuck Fund.

Vorwort.

Während ich die „Alpensagen“ und die österr. „Mythen und Bräuche“ (Wien 1858 und 59) für wissenschaftliche Zwecke sammelte, konnte es mir nicht entgehen, daß die Poesie des Volkes, wie sie sich in den Märchen offenbart, in Österreich noch ergiebigeres bietet. Ich ließ mir daher auch Märchen erzählen und schrieb sie getreu auf, wie sie im Munde des Volkes leben, und biete hiermit der Jugend und den Freunden der reinen Naturdichtung ein Seitenstück zu den, mehr im nordwestlichen Deutschland heimischen, Kinder- und Hausmärchen des unvergeßlichen Brüderpaares.

Da bereits viele Märchen durch den Druck verbreitet sind, so werden neue Sammlungen immer schwieriger und fordern in jeder Hinsicht zu großer Vorsicht auf, die ich meinestheils nicht habe fehlen lassen.

Daß ich keine bloßen Variationen gebe, wird der Kundige bald selbst bemerken. Ich fasse die Bedeutung des Märchens überhaupt so:

Das Gebiet der reinen, naiven Poesie hat gewisse Grade. Die Musik, weil sie nicht vom Worte getragen wird, hat rücksichtlich ihrer Motive den weitesten Umfang, sie ist gewissermaßen unendlich. Die durch das Wort gebundene eigentliche Poesie ist theils lyrisch theils episch. Die Gesangeslyrik ist in ihren Motiven reicher als die Märchenpoesie. Alles übrige in Lyrik und Epik lehnt sich mehr oder weniger der Begriffswelt, dem Leben oder der Geschichte an. Das Märchen ist die reinste Epik und empfängt ihre Motive von der Natur und dem angeborenen religiösen Glauben, der Naturreligion, und ist so wie keine Dichtungsart ein Erzeugnis der Fantasie und Eigentum der gesammten Menschheit. Daher auch die große Übereinstimmung in den Märchen aller Völker. Man darf sich daher nicht wundern, wenn gewisse Motive in allen Variationen wiederkehren. Die Märchenpoesie ist trotz der Einheit unendlich mannigfaltig, und in ihr spiegelt sich die nationale Auffassung der Natur und der angeborne oft mit Humor verquickte religiöse Sinn des betreffenden Volkes. In der Märchenpoesie liegt zugleich die innere Geschichte der Naturreligion der Völker, und darum sind selbst neue Variationen von

Bedeutung. Ich ſehe in den Märchen und Sagen die Grundlage zu einer Geſchichte des menſchlichen dichtens und glaubens; hier berühren ſich Mythologie und Kulturgeſchichte auf das innigſte. Ohne dieſe Grundlage wird der Philoſoph niemals zu einem klaren Bewußtſein gelangen über das Wechſelverhältnis zwiſchen Natur und Menſchgeiſt und über die Abhängigkeit des menſchlichen ſinnens und denkens von der Natur.

Die Tradition iſt — wie Schwartz (Urſpr. der Myth. 25) ſagt — gleichſam das poetiſche Stillleben der Menſchheit, das durch alle Kämpfe und Wandlungen der Zeiten ruhig ſich fortſpinnt. Der Volksglaube, das Volkslied und die Hausmärchen ſind lange die Poeſie des deutſchen Hauſes geweſen; mit dieſer Poeſie verſchwindet zugleich die alte Sitte des deutſchen Hauſes, und nur in wenigen Familien tritt ein zeitgemäßer Erſatz ein. Was die Volksmärchen anbetrifft, ſo wird man ſie der Jugend niemals entziehen können, und wo die mündliche Überlieferung aufhört, wird die gedruckte ihren Platz einnehmen. Dieſen Entwicklungsgang mag man bedauern, aber er läßt ſich nicht aufhalten.

Das Volk läßt nicht ab, ſeine natürliche Luſt am Wunderbaren zu befriedigen, und es ſchafft Geſtalten, die ihm im Elende vielleicht oft zum Troſte gedient ha-

ben. Der Übergebildete begreift das nicht; er hält es für ein bloßes „Farbenspiel gehaltloser Fantasie.“ Man muß des Volkes Sinn und Art sich immer vergegenwärtigen, wenn man diese Fantasiegebilde verstehen will. „In der gläubigen Fantasie vermittelt sich alles durch den Hintergedanken, daß durch Zauber alles möglich ist“ (Schwartz, Urspr. der M. 21). Dieses Zauberhafte und Wunderbare tritt besonders in den Märchen und Heldensagen hervor, heiße dieser Held nun Perseus oder Herakles, Siegfried oder Hans. Unser Volk hatte seinen Siegfried und seinen Eulenspiegel, zwei echt nationale Gestalten, die umgewandelt und zum Theil vereinigt in unserer Zeit in dem „starken“ oder „dummen“ Hans auftreten, und zumeist in Österreich. Dieser neue Ansatz mythischer Personifikation hat merkwürdigerweise noch immer die Dreitheilung der alten Götterbildung bewart, indem hunderte von Märchen von drei Brüdern erzählen. Daß gerade der dumme zu den höchsten Ehren kommt, scheint tiefe Wurzeln im Volksglauben zu haben. Die starke und komische Seite dieses Volkshelden, des deutschen Hans, werde ich, wenn die vorliegenden Märchen sich der Gunst und Theilnahme zu erfreuen haben, in einer Fortsetzung mit vielen Beispielen belegen.

Vorzüglich war mein Augenmerk gerichtet auf die letzten Schössling unserer Heldensage, an denen das

Volk sich noch immer erfreut und die es mit andern Märchenzügen wunderbar durchflicht. Ich bemühte mich, „die Stückchen des zersprungenen Edelsteines“ (W. Grimm III, 409) zu entdecken, die halb verborgen auf dem Mythenboden des Volkes zerstreut liegen.

In den am Schlusse gegebenen Anmerkungen habe ich zwar die Orte angegeben, wo das Märchen zuletzt erzählt ist, allein es ist bei Märchen kein so großes Gewicht auf die Örtlichkeit zu legen, da immer Wanderungen stattgefunden haben, und diese sind nicht zu verfolgen. Die Völkergruppen Großösterreichs bieten auch hier keine Abgeschlossenheit. Deutsches dichten ist überall hingedrungen, und es hat hie und da Fremdes in sich aufgenommen.

Das Titelbild, gezeichnet von meinem Kollegen Karl Swoboda, bezieht sich auf Nr. 35.

Wien, am 18. Oktober 1863.

Theodor Vernaleken.

Inhalt.

		Seite
1.	Hondibldo	1
2.	Winterkölbl	7
3.	Kruzimugeli	11
4.	Der schwarze Vogel	14
5.	Die sieben Raben	22
6.	Der Hund und die Ammer	26
7.	Die drei Wunderfische	30
8.	Der Wunderschimmel	33
9.	Der Hund und der Wolf	39
10.	Die neun Vögel	44
11.	Der Wunschsetzen, die Goldziege ꝛc.	47
12.	'S Martinilob'n	53
13.	Der kleine Schneider	56
14.	Der Schneider und der Jäger	62
15.	Die 13 Brüder	73
16.	Der blöde Peter	81
17.	Der Zaubertopf und die Zauberkugel	88
18.	Der Hirt und die Zwerge	95
19.	Wie ein Schafhirt reich wurde	104
20.	Die drei Dosen	110
21.	Für einen Kreuzer hundert	113
22.	Die Ziege und die Ameise	116
23.	Der Waldkater	119
24.	Die geraubte Königstochter	127
25.	Die wunderbare Rettung	134
26.	Der verstoßene Sohn	140
27.	Die zwei Schwestern	144
28.	Moriandl, Zuckerkandl	150
29.	Die drei Eier	156

Seite

30. Der Wunderbaum 159
31. Die 7 Rehe 163
32. Der erlöste Zwerg 167
33. Besenwurf, Bürstenwurf ꝛc. 172
34. Der klingende Baum 178
35. Die zwei Schustersſöhne 183
36. Eins ſchlägt 12, 12 ſchlagen 49 190
37. Hans löst Räthſel 196
38. Die drei Müller 200
39. Die drei Aufgaben 204
40. Der pfiffige Hans 210
41. Herr Kluck 214
42. Der Kropfige 223
43. Alles glaubt der König doch nicht 232
44. Das Geſchenk des Windes 235
45. Der Fiſchersſohn 239
46. Die Judasteufelin 244
47. Die 3 weißen Tauben 253
48. Die Jungfrau auf dem gläſernen Berg 266
49. Wie Hans ſein Weib findet 272
50. Der Trommler 279
51. Die ſchönſte Braut 287
52. Der verfluchte Garten 298
53. Die Erlöſung aus dem Zauberſchloſſe 304
54. Drei Prinzeſſinnen erlöſt 311
55. Der Brautwerber 317
56. Die Mundtur 320
57. Der Betenkrämerhansl 323
58. Sie tanzen nach der Pfeife 327
59. Die hüpfende Schlafhaube 331
60. Da Seppl mit di goldenen Hoar 338
Anmerkungen 341

1. Hondidldo.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, von denen der eine dümmer als der andere war. Der erſte ward Didldei, der zweite Didldob und der dritte, welcher der dümmſte war, Hondidldo geheißen. Der Bauer hatte in ſeinem Garten einen wunderſchönen Apfelbaum, und da bemerkte er eines Tages, daß ihm eine Menge Äpfel geſtolen waren. Darum beſchloß er, heint genau acht zu geben, wer denn eigentlich der Dieb ſei, und befahl dem Didldei Nachtwache bei dem Baume zu halten. Anfangs that dieß Didldei auch, als aber der Schlaf immer mehr und mehr ſeine Augen zudrückte, da legte er ſich ins Gras, und fing bald recht laut zu ſchnarchen an. Auf einmal hörte er ein Geräuſch, er blickte um ſich, und ſah von weitem einen kleinen weißen Mann, wie er eben in dem nahegelegenen Bache verſchwand. Zu ſeinem Staunen aber bemerkte er, daß abermals eine Menge Äpfel fehlten. Traurig ging er nach Hauſe, und erzählte dieß ſeinem Vater. Du Siebenſchläfer, ſagte dieſer, ich will dir die Augen aufmachen,

und ſteckte dem Didldei eine Ohrfeige. Darauf befahl er dem Didldob die nächſte Nacht den Apfelbaum zu hüten. Das that er, aber auch er ſchlief neben dem Baume ein, und es begegnete ihm dasſelbe wie ſeinem Bruder, auch er ſah den kleinen weißen Mann. Er rieb ſich die Augen, und glaubte nicht recht geſehen zu haben, als er aber den Apfelbaum beinahe leer ſah, ging er mißvergnügt zu ſeinem Vater, und erzählte es ihm. Ja, ſagte dieſer, du haſt gewiß die ganze Nacht hindurch kein Auge aufgemacht, denn hätteſt du nicht geſchlafen, ſo würdeſt du den Dieb ſchon erwiſcht haben. Deine Nachläſſigkeit aber ſoll nicht ungeſtraft bleiben, ſagte er, nahm einen Haslinger hervor und zog ihm tüchtig das Lederzeug an.

Hört, Voda, dera Hocka will i a no an Stil finden, rief Hondidldo, deſſen gröſtes Glück ſeine Fidel war, heint geh i außi und wart, bis da Diab kimt. Richtig, unſer Hondidldo geht hinaus, ſetzt ſich auf den Apfelbaum, nimmt ſeine Fidel, und fängt ganz gemüthlich zu ſpielen an. Auf einmal ſah er unter dem Baume ein kleines weißes Männchen herumſpringen. Des is ja da leibhaftige Dodamon, denkt ſich der Hondidldo, wart, wannſt du da Diab biſt, di wer ma a no kriag'n. Er hört auf zu fideln, und will den Baum hinunterſteigen. Er erſchrack aber nicht wenig, als er ſah, daß das Männchen immer größer und größer wurde. Unſer Hondidldo aber hatte ſich bald von ſeinem Schreck erholt, nahm ſeine Fidel luſtig wieder zur Hand, und fing abermals zu ſpielen an.

Und wie er ſo fidelte, ward der weiße Mann immer kleiner und kleiner, und begann voll Freude zu tanzen. End-

lich wurde Hondidldo müde, er hörte auf zu ſpielen, und legte ſeine Fidel bei Seite. Sogleich ward auch das Männchen wieder größer, bis es beinahe ſchon über den Baum hinausragte. „Siehſt, ſagte er zum Hondidldo, wenn du willſt, ſo kannſt dir mit deiner Fidl viel Geld verdienen. — Bei ſo was, ſagte dieſer, bin ich alleweil dabei. Nun, dann geh mit mir, ſagte der Mann. Recht gern, antwortete Hondidldo, aber gleich kann es nicht ſein, weil ich auf den Äpfeldieb warten muß. Mach dir keine Sorgen, erwiederte der Mann, die Äpfel ſollen dir alle bleiben, und auch die geſtolenen ſollſt du wieder erhalten. Auch recht, dachte Hondidldo, und ging mit.

Er ſtieg den Baum herab, nahm ſeine Fidel und wollte dem Manne folgen. Das war dieſem eine gemähte Wieſe, denn kaum hatte Hondidldo den Baum verlaſſen, ſo waren auch alle Äpfel verſchwunden. Hondidldo ſtand ganz verwundert neben dem Baume, und ärgerte ſich, daß trotz ſeiner Wachſamkeit doch die Äpfel weggekommen ſeien. Der Morgen brach an, der Hahn hatte bereits zum erſtenmal gekräht, und Hondidldo wuſte nicht, was er beginnen ſollte, denn der weiße Mann war verſchwunden und hatte Hondidldo in der gröſten Noth zurückgelaſſen. Nach Hauſe getraute er ſich nicht, da er wuſte, es würde ihm ſchlimm ergehen, wenn der Vater ſähe, daß nun die Äpfel gänzlich geſtolen ſeien.

Mir ſollt's ein, denkt er ſich, mein Fidl is ja a no was wert, gehſt in d'weiti Welt, und wüllſt dein Glick probirn, und wann da da Äpfeldiab amol untakimmt, ſoll a gwiß mehr als Hor laßn miaßn.

Gesagt, gethan. Hondidldo macht sich auf den Weg. Seine Fidel unter dem Arme ging er lange Zeit fort, bis er in einen großen großen Wald kam. Es wurde schon Nacht und Hondidldo wuste nicht wo ein und wo aus, denn er hatte sich im Walde verirrt. Als er so ging, fiel ihm ein, daß er ja seine Fidel noch habe. Schnell nahm er sie hervor und fing zu spielen an. Da bemerkte er von weitem ein Lichtlein, das immer näher kam, und auf einmal stand ein goldenes Rößchen vor ihm. Du kimst ma grod z'recht, denkt sich da der Hondidldo, und schnell schwingt er sich auf das Pferd, das nun im Galopp davon eilte. Vor einem kleinen Häuschen mitten im Walde hielt es stille. Hondidldo stieg ab, und ging mit seiner Fidel in das Häuschen. Da gewarte er zu seinem Erstaunen eine Menge kleiner Männlein, welche lustig im Kreise herumtanzten, während einige dazu spielten, und wieder andere an einer großen Tafel mit Speise und Trank sich labten. Die Männchen schienen auf ihn gewartet zu haben, denn kaum war er eingetreten, als alles ruhig ward. Die kleinen Männchen nöthigten ihn, sich zu setzen, und an ihren Lustbarkeiten theilzunehmen. Hondidldo hatte großen Hunger, er setzte sich daher gleich zur vollen Schüssel, und fing an, tüchtig einzuhauen. Während dem hatten einige der Männchen seine Fidel ergriffen, und da sie ihnen gar so gut gefiel, wollten sie mit unserem Hondidldo einen Tausch machen, und versprachen ihm eine andere Fidel ganz von Gold. Hondidldo war's zufrieden, nahm die eingetauschte Fidel, und begann gleich darauf zu spielen. Gleichzeitig bewegten sich auch die Männchen wieder, und fingen lustig zu tanzen und zu

ſpringen an. So ging dieß lange Zeit fort, bis endlich Hondidldo müde geworden war und wieder fortgehen wollte, denn er ſagte, er müſſe den Apfeldieb ſuchen. Man wollte ihn aber nicht gehen laſſen, und die kleinen Männchen verſprachen ihm eine Menge anderer Äpfel, die er alsdann nach Hauſe tragen könne. Hondidldo war damit einverſtanden, und fidelte noch eine Weile fort.

Als er fertig war, gaben ihm die Männchen einen Sack voll Äpfel, Schinken, Backwerk u. a. mit auf den Weg. Vor dem Hauſe fand er wieder das goldene Rößchen. Hondidldo ſchwang ſich auf dasſelbe, und fort ging es bis zum Apfelbaume. Hier angelangt, ſtieg er ab, das Rößchen verſchwand und Hondidldo ging mit ſeiner Fidel und mit ſeinem Sacke ſchnell in das Haus zu ſeinen Brüdern. Dieſe ſahen ihn ganz verwundert an, denn ſie kannten ihn nicht mehr. Erſt als Hondidldo ihnen alles erzählte, erinnerten ſie ſich ſeiner. Er ſagte ihnen auch, daß er die Äpfel alle im Sack habe und noch obendrein eine goldene Fidel mitbringe, die ſie am nächſten Morgen ſehen ſollten.

Des andern Tages ſtand Hondidldo ſchon ſehr früh auf und wollte ſeine Fidel nehmen, die er Tags vorher an die Wand gehängt hatte. Er ſtaunte aber nicht wenig, als ſtatt derſelben eine Roßhaxen*) an dem Nagel hing.

Als nun auch der Vater und die Brüder herzukamen, wurde der Sack geöffnet; zum Schreck aller aber fielen aus dieſem keine Äpfel, vielweniger Schinken und Backwerk,

*) Ein Pferdefuß.

Das Mädchen fing nun heftig zu weinen an, und lief tiefer in den Wald hinein, um den Vater zu ſuchen.

Auf einmal erblickte ſie ein Feuerchen, neben welchem mehrere kleine topfförmige Gefäße ſtanden. Neugierig lief ſie hin, legte geſchäftig trockene Reiſer auf das erlöſchende Feuer, und blies aus Leibeskräften hinein, um es zu verſtärken. Als ſie ſich umwandte, bemerkte ſie ein Männlein, welches ihr wohlgefällig zulächelte. Es war ganz grau, und der weiße Bart, welcher ſeltſam vom grauen Kittel abſtach, ging ihm bis über die Bruſt herab.

Die Kleine fürchtete ſich, und wollte davon laufen; doch der Zwerg rief ſie zu ſich. Widerſtrebend gehorchte das Kind; der Alte ſtreichelte ihre Backen, und ſprach ſo freundlich, daß ſie alle Furcht verlor und ihm beim kochen behilflich war. Der Graue fragte um den Namen und wer ihr Vater ſei. Als ſie es ihm mit Thränen in den Augen ſagte, tröſtete er ſie und meinte, ſie ſolle bei ihm bleiben und ſeine Tochter ſein. Das Kind nahm es an und wurde von dem Alten in ſeine Wohnung geführt. Es war dieß ein großer hohler Baum, in welchem ein Haufen Laub die Stelle des Bettes vertrat.

Das Männlein richtete noch ein zweites Lager her, damit ſich das ermüdete Kind zur Ruhe legen könne.

Am andern Morgen weckte der Zwerg das Mädchen, und ſagte, er müſſe fortgehen, ſie ſolle unterdeſſen das Haus, ſo nannte er den Baum, in Ordnung halten, bis er wieder komme. Er kam auch bald zurück und zeigte ihr alles, lehrte ſie kochen und die anderen häuslichen Verrichtungen; ſo ver-

ging der Tag schnell, und der Abend kam heran ehe sie sich's versahen.

Sie lebten mehrere Jahre ruhig und zufrieden; das Mädchen war herangewachsen, so daß sie ihren Pflegevater bald kopfhoch überragte. Da sprach der Zwerg eines Abends zu ihr, er müsse jetzt auch für ihre Zukunft sorgen; die Königin, sagte er, welche hier in der Nähe wohnt, bedarf einer treuen Dienerin und ich war dort und habe dich ihr empfohlen, sie ist gesonnen dich aufzunehmen. Sie solle nur fein sittsam bleiben, ihr Lebenlang werde es ihr dann nicht schlecht gehen. Am andern Morgen gingen sie zusammen in's Schloß, die Jungfrau wurde der Königin vorgestellt und von ihr aufgenommen. Von ihrem Pflegevater nahm sie herzlichen Abschied, und er muste versprechen, sie alle Sonntage zu besuchen.

Noch war sie nicht lange im Dienste, als der junge König, der mit einem anderen Krieg geführt, als Sieger heimkehrte. Der junge König fand Gefallen an dem Mädchen und begehrte sie zur Frau. Seine Mutter, welche die Jungfrau sehr gerne hatte, willigte ein.

Als der Graue, wie man ihn im Schlosse nannte, wieder einmal kam, um seine Tochter zu besuchen, sagte die Königin, daß ihr Sohn gesonnen sei, seine Tochter zu heiraten, daß auch diese eingewilligt und es jetzt nur noch auf ihn ankomme, seinen Wunsch auszusprechen. Der Alte sagte mürrisch: Der König wird nur dann mein Töchterlein bekommen, wenn er mir meinen Namen sagen kann. Darauf entfernte er sich und ging wieder in den Wald zurück. Er

machte wie gewöhnlich sein Feuer an und kochte. Während des kochens hüpfte er oft um das Feuer und sang:

Siede Töpfchen, siede,
Damit der König es nicht weiß,
Daß ich Winterkölbl heiß.

Der König zerbrach sich den Kopf, und schickte zuweilen einen Diener aus, damit er den Namen des Alten erfahre. Ein solcher Diener hörte dem Alten einmal zu, und eilte freudig in's Schloß zurück, sagte den Namen und erhielt viele Goldstücke zur Belohnung. Als der Zwerg wieder kam, begrüßte ihn der König mit den Worten: Willkommen, Vater Winterkölbl!

Dieser sah sich überlistet und gab seine Einwilligung. Die Hochzeit wurde festlich begangen und auch Winterkölbl war zugegen. Er war aber nicht dazu zu bringen in das Schloß zu ziehen und wohnte vor wie nach in seinem Baume.

3. Kruzimugeli.

Es war einmal ein König, der wünschte sich zu verheiraten, aber er hatte beschlossen keine andre zur Gemahlin zu nehmen, als eine, welche pechschwarzes Haar und eben solche Augen habe; ob von hoher oder niederer Herkunft, das galt ihm gleich. Er ließ daher eine Aufforderung im ganzen Lande ergehen, es sollten sich alle Mädchen, mit den oben angegebenen Eigenschaften, bei ihm einfinden.

Es meldeten sich wohl viele, aber bei einigen erreichte die Schwärze nicht den vom Könige gewünschten Grad, bei anderen war das Haar falsch, kurz, es war an jeder etwas auszusetzen.

Es kam nun ein Köhler mit seiner Tochter des Weges, und als diese den Menschenandrang vor des Königs Burg bemerkte, fragte sie ihren Vater, was das bedeute. Dieser sagte ihr nun, daß sich der König mit einer vermählen wolle, welche schwarzes Haar und schwarze Augen habe, daß sich aber keine finde, die dieß besitze wie der König es verlange.

Die Köhlerstochter hatte beides. Sie sagte deshalb zu ihrem Vater: Derf i a hingehn? Er aber erwiederte: Mir

ſcheint, du biſt ſo dumm, daßt glaubſt der König nimmt di als Frau. Sie ſagte ihm aber, daß ſie nur hingehen wolle um ſich im Schloſſe ein wenig umzuſehen. Es ward ihr erlaubt, und ſie ging hin. Unterwegs begegnete ihr ein kleines Männlein, welches ihr zurief: No Dirndl, was gibſt ma denn wannſt Kenigin wirſt? „Jo, mei Monerl, wos kann i denn dir geben, i hob jo nix“ war ihre Antwort. Nun begann das Männlein wider: Du wirſt Kenigin wern, aber du muaßt nach drei Jahren no wiſſen, daß i Kruzimugeli haß, wannſt dos nit waßt ſo biſt mei. „No, wannſt nit mehr wüllſt, dos wir i ma ſcho merken,“ erwiederte das Köhlermädchen, und lief dann zur Burg, ohne ſich um das Männlein zu kümmern, welches ſich vergnügt die Hände rieb, und ihr nachſchaute.

Als der König das Köhlermädchen erblickte, beſchloß er gleich ſie zur Frau zu nehmen, denn ihr Haar glänzte, und ihre Augen funkelten vor Schwärze. Sie heiratete nun den König und lebte recht glücklich mit ihm. In ihrem Glücke hätte ſie beinahe nicht bemerkt, daß die drei Jahre ſchon zu Ende gingen, und, o Schrecken, ſie hatte den Namen jenes Männleins vergeſſen. Von jetzt an war ſie immer traurig und weinte den ganzen Tag. Der König, der ſie ſehr liebte, ließ zu ihrer Erheiterung Feſte veranſtalten, aber alles war umſonſt. Fragte er ſie, warum ſie ſo traurig ſei, ſo ſagte ſie immer, ſie könne es ihm nicht ſagen.

Eines Tages ging der Burgförſter in den Wald, um einiges Wild für die königliche Tafel zu holen. Als er tiefer in den Wald kam, ſah er ein Männlein, welches ein Feuer

angemacht hatte, mit boshafter Freude darüber sprang und immer sang:

Wie guat is, daß d'jung Kenigin nit waß,
Daß i Kruzimugeli haß.

Der Jäger hörte dieses, und ging nach Hause. Er begegnete der Königin gerade im Schloßgarten, in welchem sie, in Trauer versunken, spazieren ging. Gleich erzählte er ihr von dem Vorfalle im Walde, und als sie den Namen Kruzimugeli hörte, war sie fast außer sich vor Freude, denn der nächste Tag war schon der letzte des dritten Jahres, und das Männlein muste nun kommen, um die Königin nach seinem Namen zu fragen.

Den nächsten Tag kam wirklich das Männlein und fragte die Königin: No, Frau Kenigin, wissens no mein Nom, se derfen aber nur dreimal rathen, wann Sie's do nit treffen, so g'herns mei. Die Königin antwortete: No, mir scheint, Steffel haß't. Als dieß das Mannl hörte, sprang es vor Freude in die Luft und schrie aus Leibeskräften: Nit troffa! Die Königin sagte dann: No so haß't holt Veitl. Wieder machte das Männlein einen Sprung und schrie abermals: Nit troffa! Jetzt sagte die Königin ganz gelassen: No so haß't holt Kruzimugeli. Als das Männlein dieß hörte, sprang es ohne Antwort zornbrüllend durch die Mauer in's Freie. Alle Bemühungen, das Loch, welches in der Mauer entstanden war, zu vermachen, blieben fruchtlos.

Die Königin aber und ihr Gemahl lebten noch lange froh und glücklich.

4. Der ſchwarze Vogel.

Ein Mann hatte zwölf Söhne und eine ſehr ſchöne Tochter. Dieſe war das Herzbinkl ihrer Mutter, während die Söhne ſehr ſtrenge von ihr behandelt wurden. Deshalb beſchloſſen die Söhne ihre Eltern zu verlaſſen und in der Fremde ihr Glück zu ſuchen. Sie wuſten, daß ihr Vater ſie nicht fortlaſſen würde und hielten daher ihren Plan geheim. Sie ſparten einiges Reiſegeld und warteten nur auf eine ſchickliche Gelegenheit, um aus dem elterlichen Hauſe zu entfliehen.

Eines Tages beſuchten die Eltern mit der Schweſter einen Jahrmarkt, von dem ſie erſt nach zwei Tagen zurückkehren konnten. Kaum hatten die zwölf Brüder dieſes erfahren, ſo rafften ſie ihre Habſeligkeiten zuſammen, und wenige Stunden nach Abreiſe ihrer Eltern kehrten auch ſie dem väterlichen Hauſe den Rücken. Sie ſetzten ihre Reiſe bis ſpät in die Nacht fort, und waren ſchon eine ziemliche Strecke gegangen, als es ihnen an Lebensmitteln mangelte. Sie ſahen umher, allein nirgends gewarten ſie eine gaſtfreundliche Hütte. Immer ſchneller eilten ſie jetzt weiter und kamen an

einen Wald, durch den nur ein sehr schmaler Weg führte. Der Hunger trieb ihre Füße an und sie gelangten nach einer halben Stunde an das andere Ende des Waldes. Hier erblickten sie eine kleine Hütte. Fröhlich eilten sie auf dieselbe zu und klopften an die verschlossene Thür, doch nichts regte sich. Sie klopften immer stärker und stärker, und endlich wich die Thür ihrer Gewalt. Sie traten in das Innere des Häuschens und fanden auch hier nichts, was darauf schließen ließ, daß es bewohnt sei. Überall lag Staub und Moder, und Spinnen hatten mit ihren Netzen die Wände überzogen. Sie machten eine zweite Thür auf, welche sie in ein geräumiges Gemach führte, das allen Anzeichen nach als Wohnzimmer gedient haben mochte. Aus dieser Stube führte eine andere Thür in ein kleines Gemach; und als sie dieses betraten, sahen sie einen Greis, der auf einem Stuhle saß und mit dem Kopfe auf dem Tische ruhte. Die Brüder glaubten es sei der Hausherr, und wollten sich aus Ehrfurcht vor seinem grauen Haupte zurückziehen. Als aber der jüngste an den Stuhl stieß, an dem der vermeintliche Hausherr saß, zerfiel dieser in Staub. Vor Schrecken sanken die zwölf Brüder zu Boden, und es bedurfte geraume Zeit, ehe sie sich wieder erholten. Hierauf machten sie ein Grab und begruben die Asche des Greises. Da keine andern Erben da waren, so nahmen sie das Haus in Besitz und reinigten es sorgfältig. Sie durchsuchten es dann näher und fanden noch manches, was die Zeit nicht verwüstet hatte, und das ihnen gute Dienste leistete. In dem Tische, auf welchem der Greis geruht hatte, fanden sie einige Geldrollen, womit sie sich län-

gere Zeit Lebensmittel kaufen konnten. Einige Tage ſpäter ſahen ſie ſich in der Gegend um, und entdeckten eine Stunde von ihrer Wohnung entfernt ein Bergwerk, in dem man Arbeiter brauchte. Die Brüder wurden einig, daß immer eilf von ihnen hier arbeiten ſollten, um ihren Lebensunterhalt zu ſichern, während der zwölfte für die übrigen kochen und die andern häuslichen Arbeiten verrichten ſollte.

So war ein Jahr verfloſſen, als es ihrer Schweſter zu Hauſe auch nicht mehr gefiel, denn was früher die Brüder von ihrer Mutter zu ertragen hatten, muſte jetzt die Schweſter vom Vater erdulden. Sie wurde von dieſem wie die gemeinſte Magd behandelt, weil er glaubte, ſie habe um das Vorhaben ihrer Brüder gewuſt. Sie beſchloß daher ihre geliebten Brüder aufzuſuchen, und bat Gott Tag und Nacht, er möchte ihr den Weg zeigen, der zu ihren Brüdern führe. Eines Tages ſchickte ſie ihr Vater in eine vier Stunden entfernte Stadt. Sie nahm heimlich ihre Sachen mit und kehrte nicht mehr zurück. Auf Gott vertrauend ließ ſie jene Stadt ſeitwärts liegen und ging weiter, ohne zu wiſſen wohin ſie ihre Schritte wenden ſollte. Fragte ſie jemand, der ihr begegnete, wohin ſie gehe, ſo antwortete ſie: Zu meinen Brüdern. Sonſt erfuhr man von ihr nichts, und man glaubte, ſie ſei nicht recht bei Sinnen. Schon hatte ſie einen vollen Tag nichts gegeſſen und nichts getrunken, als ſie bei einer Hütte ankam. Hungernd und dürſtend klopfte ſie an die Thür des einzeln ſtehenden Hauſes. Das war die Hütte ihrer Brüder. Kaum hatte der älteſte Bruder, welcher heute die häuslichen Arbeiten verrichtete, das ſchüchterne klopfen

gehört, als er auch schon hinauseilte. Die Schwester bat mit niedergeschlagenen Augen um einen Trunk Wasser und um ein Stückchen Brot. Der Bruder aber ließ sie nicht ausreden, sondern schloß sie vor Freude weinend in seine Arme. Erst jetzt erhob die verschämte Bettlerin ihre Augen und erkannte ihren Bruder. Dieser führte sie in das Haus und gab ihr zu essen und zu trinken. Sie hatten sich so viel zu erzählen, daß die Stunde der Heimkehr der übrigen Brüder unbemerkt heranrückte. Sie kamen und staunten, als sie durch das Fenster ihren Bruder mit einem Mädchen erblickten. Doch als sie in die Stube traten und die Schwester erkannten, ging das Staunen in Freude über. Sie begrüßten einander und erzählten, was sie erlebt hatten. Am andern Morgen gingen auf Bitten der Schwester alle zwölf an die Arbeit. Sie blieb zu Hause und besorgte die Wirtschaft.

Die Sonne war bereits untergegangen, da öffnete sie das Fenster, um die Brüder schon aus der Ferne kommen zu sehen, damit sie ihnen könne entgegen eilen. Als sie am Fenster saß, kam ein kleiner schwarzer Vogel dahergeflogen, der sich auf ihre rechte Hand setzte und ihr einige Tropfen Blutes aussog. Das Mädchen freute sich über den zahmen Vogel und wollte ihn fangen, allein er flog davon. Bald darauf kamen ihre Brüder, welchen sie jedoch nichts von dem Vogel sagte. So oft sie nach diesem Tage das Fenster öffnete, kam der Vogel und sog ihr eine immer größere Menge Blutes aus der Hand; doch so oft sie die Hand nach ihm ausstreckte, flog er davon. Der große Blut-

verluſt wirkte nachtheilig auf ſie ein, ſie wurde immer matter und matter, verlor die geſunde Geſichtsfarbe und das Feuer des Auges. Dieß konnte ihren Brüdern unmöglich lange verborgen bleiben. Sie fragten ihre Schweſter mitleidig um die Urſache dieſer Veränderung, und ſie erzählte ihnen nun die Geſchichte mit dem Vogel. Die Brüder nahmen ſich vor, den Vogel zu töten und richteten Fallen auf. Am folgenden Tag muſte einer der Brüder zu Hauſe bleiben. Der Vogel erſchien am Fenſter und fing ſich in der Falle. Kaum war der kleine Näſcher gefangen, ſo tötete ihn der Bruder und vergrub ihn im Garten. Nach einiger Zeit wuchs auf dem Grabe des Vogels ein Apfelbaum, welcher bald zwölf ſehr ſchöne Äpfel trug. Um den Brüdern eine Freude zu machen, pflückte die Schweſter dieſelben und ſetzte ſie ihnen vor. Die Brüder, welche ſchon ſeit der Entfernung aus dem elterlichen Hauſe keine Äpfel gegeſſen hatten, griffen freudig nach den ſchönen Früchten und aßen ſie. Doch als ſie dieſelben genoſſen hatten, ſchrumpften ihre Glieder zuſammen und ſie wurden in ſolche Vögel verwandelt, wie der war, welcher unter dem Apfelbaume begraben lag. Das Fenſter, bei dem der ſchwarze Vogel gefangen worden war, ſtand offen, und ſie flogen durch dasſelbe in's freie.

Von der Zeit an ſaß die Schweſter Tage lang weinend am offenen Fenſter, indem ſie ſich als die Urheberin dieſes Unglückes anklagte. Da flogen die zwölf ſchwarzen Vögel herbei, und einer ſprach: „Du kannſt uns erlöſen, wenn du von heute an durch zwei Jahre kein Wort über

deine Lippen bringst.“ Sie versprach es zu thun, und unter einem wehmüthigen Gesange erhoben sich die Brüder in die Luft, gleichsam als wollten sie damit ihrer Schwester das Lebewohl sagen. Die Schwester verließ nun das Haus, in welchem sie mit ihren Brüdern so viele glückliche Tage verlebt hatte. An einem heißen Junitage kam sie in eine wüste Gegend, furchtbar quälte sie der Durst und nirgend war eine frische Quelle, nirgend eine gastliche Hütte, nirgend ein Baum oder Strauch zu sehen. Ermattet sank sie auf die Erde und blieb bewußtlos liegen. Wie sie wieder die Augen aufschlug, sah sie einen stattlichen jungen vornehmen Mann und einen Bedienten beschäftigt sie wieder in's Leben zurückzurufen. Als sie die Augen aufschlug, hörte man von den Fremden einen Freudenruf. In Eile wurde im Wagen ein Lagerplatz für die kranke bereitet, und man fuhr sorgfältig in die nächste Stadt. Hier erholte sich das Mädchen bald wieder, und der Vornehme, der ein Graf war, wich nicht mehr von ihrer Seite. Auf alle Fragen des Grafen hatte das Mädchen nur mit Zeichen geantwortet, getreu dem Versprechen, welches sie ihren Brüdern gegeben hatte; daher glaubte der Graf, sie sei stumm. Dennoch gewann er sie lieb und vermählte sich mit ihr. Bald hatte sich die stumme Gräfin, wie man sie nannte, die Liebe aller Untergebenen erworben, denn kein Bittender ging unbeschenkt von dannen. Aber die Liebe ihrer Schwiegermutter konnte sie sich nicht erwerben, ungeachtet sie dieser alles that, was sie ihr nur gutes und liebes erweisen konnte. Die Mutter des Grafen war eine stolze Frau und konnte es

ihrem Sohne nie vergeben, daß er sich, wie sie sagte, „eine auf der Straße gefundene Betteldirne“ zur Gemahlin erwählt habe. Überall wo sie Verachtung gegen des Grafen Gemahlin zeigen konnte, that sie es mit sichtbarer Freude. Achtzehn Monate war sie verehelicht, da brach ein Krieg aus und der Graf muste seinem Könige zu Hilfe ziehen. Hart war der Abschied für den Grafen, aber härter noch war er für die Gräfin, welche ihrem Gatten nicht einmal ein lautes Lebewohl sagen durfte, weil sie ihre Brüder erlösen wollte. Zwei Monate nach diesem traurigen Abschied gebar die Gräfin zwei sehr schöne Knaben. Ihre Schwiegermutter legte nun ihren Haß gegen die Gräfin auf eine entsetzliche Weise an den Tag. Sie gewann durch schmeicheln und Geld einen Freund des Grafen für sich, sie beredete ihn, er möchte dem Grafen schreiben, seine Gemahlin habe ihm zwei Hunde geboren. Das geschah. Die Grafenmutter übergab den Brief einem ihr ergebenen Boten, welcher dem Grafen dasselbe aussagte, was im Briefe stand. Der jähzornige Graf gab sogleich den Befehl, daß die Gräfin sterben müsse. Mit diesem Todesurtheile eilte der Bote schnell zurück. Als er auf der Burg anlangte, erwartete ihn schon die Schwiegermutter der Gräfin und las freudig das Urtheil. Sie selbst überbrachte es der Schwiegertochter, die den Brief ruhig und gefaßt durchlas. Zum Vollstrecker des Urtheils ward der Bote ernannt. Dieser führte die Gräfin des Nachts in einen Wald, und schon zuckte er das Messer auf das Opfer des Hasses, als plötzlich mehrere Stimmen über ihm riefen: Halt ein! Erschrocken ließ er das Messer fallen und wandte sich

um. Aber er sah niemanden, als zwölf Vögel, welche auf ihn zu geflogen kamen. Sie ließen sich vor ihm auf die Erde nieder und verwandelten sich zum Schrecken des Mörders in zwölf Jünglinge.

So hatte die Schwester ihre Brüder erlöst, denn eben war es zwei Jahre seit ihrer Verwandlung, und ihre Schwester hatte selbst in der Todesgefahr kein Wort gesprochen. Dafür ward sie nun auch von ihren Brüdern gerettet. Diese nahmen den Boten gefangen und führten ihn in das Schloß zurück. Der Graf war so eben angekommen, denn die Vögel hatten ihn von der Unschuld der Gräfin unterrichtet. Er eilte auf sie zu und bat sie um Verzeihung, und statt aller Antwort schloß sie ihn in ihre Arme. Nun wurden der gedingte Bote und die Grafenmutter von dem Grafen zum Tode verurtheilt und konnten selbst durch die Bitten der Gräfin nicht gerettet werden, denn der Graf blieb unerbittlich. Der Freund des Grafen kam mit einer Gefängnisstrafe davon; die Brüder aber blieben bei ihrem Schwager.

5. Die sieben Raben.

Es war einmal ein Weib, das sieben Söhne und eine Tochter hatte. Die Söhne machten der Mutter durch ihre Naschhaftigkeit vielen Verdruß. Als sie einst Krapfen buk, mausten ihr die sieben einen nach dem andern von der Schüssel. Da gerieth die Frau in Zorn, und sprach: Verdammte Jungen, ihr stelet ja wie die Raben, möchte euch doch der Böse in solche verwandeln, und euch mir vom Halse schaffen. Kaum hatte sie aber diese Worte gesprochen, so sah sie mit Entsetzen, wie sich ihre Söhne wirklich in Raben verwandelten, und zum Fenster hinausflogen.

Viele Jahre verflossen nach dieser Begebenheit. Inzwischen wuchs die Tochter heran, und fragte ihre Mutter täglich, was denn mit ihren Brüdern geschehen sei. Die Frau erzählte es endlich der Tochter. Die Jungfrau machte sich nun sogleich auf, um, ungeachtet der Bitten und Thränen ihrer Mutter, die Brüder zu erlösen. Als sie schon mehrere Tage gegangen war, kam sie in einen großen Wald, in dem sie sich verirrte. Bei hereinbrechender Nacht sah sie plötzlich nach

langem umherlaufen ein Lichtlein ſchimmern, ging darauf zu, und kam zu einer Hütte. Ein Weib trat heraus, und ſprach: Mein Kind, geh' nur geſchwind wieder fort, denn mein Mann iſt der Wind, welcher alle Menſchen frißt, die ihm nahe kommen. Allein das Mädchen ließ ſich nicht abweiſen, ſondern ſprach: Laſt mich nur hinein, ich will mich in der Hausflur unter den Bottichen verſtecken, welche dort ſtehen. Die Frau widerſetzte ſich noch einige Zeit, gab aber endlich doch nach, und ſagte: Gut, ſetze dich dort unter die Bottiche, derweil will ich meinem Manne, um ſeinen Zorn zu beſänftigen, eine fette Henne braten. In dieſem Augenblicke verkündigte ein Brauſen die Heimkunft des Herrn der Winde. Er trat herein, und ſprach nach einer Weile: Weib, ich rieche Menſchenblut; du haſt jemanden verſteckt, den ich ſogleich zum Abendbrode verzehren werde. Der Mann, der ſo groß als ein Rieſe war, begann nun ſogleich zu ſuchen, fand aber das Mädchen nicht. Inzwiſchen kam die Frau, welche keinen Widerſpruch gewagt hatte, mit einer gebratenen Henne aus der Küche, und ſprach: Geh laß das ſuchen und iß lieber dieſe fette Henne. Als der Rieſe ſein Leibgericht erblickte, verſchwand ſein Zorn, und er ſagte: Nun, ich will dem verborgenen Menſchen nichts zu Leide thun; er komme nur hervor. Jetzt verließ, auf Zureden der Frau, das Mädchen ihr Verſteck, und ſetzte ſich an den Tiſch. Der Herr der Winde verzehrte indeſſen die Henne, und anſtatt die Knochen, wie er gewöhnlich that, auf die Erde zu werfen, legte er ſie in die Schüſſel. Die Jungfrau muſte ihm nun erzählen, wie ſie in die Hütte gekommen ſei und was ſie ſuche.

Als sie geendet hatte, sprach der Wind: Nimm die Knochen, welche da in der Schüssel liegen, und beware sie wohl, denn du wirst sie noch brauchen. Morgen in der Frühe, wenn ich fortgehe, kommst du mit mir, und schreitest in jener Richtung fort, nach der ich die Bäume wehe.

Des andern Tages, in der Frühe, ging sie mit dem Winde fort, und hielt jene Richtung ein, nach welcher er die Bäume wehte. Nach einigen Tagen kam sie zu einem gläsernen Schlosse, das weder Thür noch Thor hatte. Sie glaubte schon, es werde vergebens sein, hier einzudringen, als ihr plötzlich die Knochen der Henne einfielen. Sie steckte nun die Beine (Knochen) stiegenähnlich über einander in die Glaswand, und gelangte so zum Fenster, durch das sie hineinstieg. Die Jungfrau befand sich jetzt in einem großen Saale, in dem sieben Betten und sieben Tische waren, auf deren jedem ein Topf mit Speise stand. Sie kostete aus einem Hafen, warf dann ihren Ring hinein, und versteckte sich, indem sie unter das Bett kroch. Kaum hatte sie sich in ihren Schlupfwinkel zurückgezogen, so flogen zwölf Raben zum Fenster herein. Die setzten sich auf die Erde, und verwandelten sich in Menschen. In den ersten sieben erkannte sie sogleich ihre Brüder; die andern fünf, welche ganz grün waren, bedienten die ersteren beim Essen, und flogen dann wieder fort. Da fand der älteste in seinem Topfe einen Ring. Sie suchten sogleich im ganzen Saale herum, fanden das Mädchen, und erkannten in ihr die Schwester. Ich bin gekommen, euch zu erlösen, sprach sie. Die Brüder aber sagten traurig: Liebe Schwester, thue das nicht, denn du würdest

sieben Jahre stumm sein müssen. Das Mädchen aber bestand darauf, und sprach von der Stunde an keine Silbe mehr. Sie blieb nun bei ihren Brüdern, und besorgte ihnen ihr Hauswesen. Als einst die Brüder, die bei Tage Raben waren, einen weiten Flug unternahmen, ging sie in den Wald, um Tannenzapfen zu suchen. Da hörte sie plötzlich die Jäger des Königs, welcher das Land beherrschte, in dem sich das kristallene Schloß befand. Eilig flüchtete sie sich in einen hohlen Baum, um nicht im letzten Jahre das schweigen brechen zu müssen. Als die Jagdhunde herankamen, beschnupperten sie den Baum unaufhörlich, so daß der König aufmerksam wurde. Er ließ den Baum untersuchen, und man fand das Mädchen. Da es auf alle Fragen keine Antwort gab, so befahl der König, sie in's Gefängnis zu werfen. Allein auch im Gefängnisse waren alle Martern, die man anwandte, um sie zum sprechen zu bringen, vergebens. Sie sollte deshalb hingerichtet werden. Es waren aber die sieben Jahre des schweigens vorüber, und als sie gerade den Galgen besteigen sollte, kamen plötzlich ihre Brüder daher geflogen, und retteten die Jungfrau vom Tode.

Der Herrscher vernahm den Heldenmuth des Mädchens, und wählte sie zur Frau. Dann holten die Brüder auch ihre alte Mutter an den Hof, und alle lebten nun glücklich und zufrieden.

6. Der Hund und die Ammer.

In einem Dorfe wurde einſt eine Hochzeit gehalten, bei welcher man gut ſchmauſte. Der Hund des Bräutigams bekam aber nicht das mindeſte und litt großen Hunger. Voll Verdruß ging er in den Garten, der zu dem Hauſe gehörte, legte ſich dort nieder und knurrte. Da kam eine wachsgelbe Ammer dahergeflogen, ſetzte ſich auf einen Baum, und blickte auf den Hund herab, der eine traurige Miene machte. Als dieß die Ammer bemerkte, flog ſie näher zu dem Hunde, und fragte ihn, warum er ſo traurig ſei. Der Hund antwortete: Warum ſoll ich nicht traurig ſein, in unſerm Hauſe iſt eine Hochzeit, es wird viel gegeſſen und getrunken, und ich muß Hunger leiden. Mach dir nichts daraus, ſprach die Ammer, du wirſt ſchon etwas bekommen. Geh jetzt mit mir in's Haus, und wenn wir in das Vorhaus kommen, ſo werde ich mich auf die Erde niederſetzen, und diejenigen, welche Speiſen aus der Küche in die Stube tragen, werden die Speiſen niederſtellen, und mich fangen wollen; und du muſt derweil ſehen, wo du dich ſatt freſſen kannſt.

Beide machten ſich auf den Weg, und als ſie in dem Vorhauſe waren, ſetzte ſich die Ammer auf die Erde nieder. Zu gleicher Zeit trat der Speiſenträger mit dem Braten in der Hand aus der Küche, und wollte ihn in die Stube der Hochzeitsgäſte tragen. Als er aber den gelben Vogel erblickte, ſtellte er den Teller mit dem Braten auf die Erde nieder, rief die übrigen herbei, und ſprach: Schaut, ein ſchönes und zahmes Vögelchen, es kann nicht gut fliegen, fangen wir es!

Und das geſchah; ſie machten die Stubenthüre auf, trieben die Ammer hinein, machten die Thüre wieder zu, trieben den Vogel hin und her, und vergaßen ganz des Bratens.

Das kam dem Hunde ſehr gelegen, er fraß ſich unterweilen an dem Braten ſatt, und ging wieder in den Garten. Als die Ammer in der Stube glaubte, daß der Hund genug habe, ſuchte ſie eine Gelegenheit, um zu entwiſchen. Da erinnerte ſich der Speiſenträger des Bratens, den er im Vorhauſe niedergeſtellt hatte; er lief daher aus der Stube, und kaum hatte er die Thüre aufgemacht, ſo war auch ſchon die Ammer wieder draußen, und flog gerade nach dem Garten hin, wo ſie den Hund antraf. Nun, ſprach ſie zu ihm, nicht wahr, jetzt biſt du ſatt?

Ja, ſatt bin ich, antwortete der Hund, aber Durſt habe ich noch. Durſt? fragte die Ammer, nun, da weiß ich wieder ein Mittel. Jetzt iſt es Mittag, ſprach ſie, und die Mägde in der Meierei melken gerade. Geh mit mir hin, und du wirſt ſicher Gelegenheit finden, wo du dich wirſt recht ſatt trinken können. Wir werden uns nämlich vor die Stallthüre ſtellen und warten, bis die Mägde die friſchgemolkene

Milch aus dem Stalle tragen, dann werde ich mich wieder auf die Erde niederſetzen, und mich ſo ſtellen, als wenn ich nicht fliegen könnte. Die Mägde werden die Gefäße niederſtellen, und mir nachjagen; dadurch gewinnſt du Zeit, und kannſt dich an der warmen Milch ſatt ſaufen. Das thaten ſie auch.

Sie gingen zu dem Meierhofe, und blieben bei der Stallthüre ſtehen. Als nun die Mägde mit der Milch kamen, da hüpfte die Ammer herbei, und flog auf ihr Geſchrei nicht davon. Das fiel der einen auf, und ſie ſprach zu den übrigen: Das Vöglein kann ja nicht fliegen! fangen wir es und geben es dem Schaffner, er wird damit eine große Freude haben. Und wirklich, ſie ſtellten die Milchtöpfe nieder, und jagten dem Vogel nach, der nur immer ſo weit von ihnen entfernt blieb, um nicht gefangen zu werden. Nachdem der Hund mehrere Töpfe geleert hatte, flog die Ammer in die Höhe, und die Mägde hatten ſich umſonſt geplagt; ſie gingen wieder zu ihren Milchtöpfen, und fluchten, als ſie einige davon leer fanden.

Der geſättigte Hund ſchleppte ſich nun fort, und die Ammer flog über ihm. Beide begaben ſich zu dem nahen Walde, bei welchem eine Straße vorüberführte. Der Hund legte ſich in den Schatten eines der Straße nahe ſtehenden Baumes auf die Erde nieder, und die Ammer ſetzte ſich auf den Gipfel desſelben Baumes, ſang ihr Lied, und fragte mitunter in neckiſchem Tone den Hund, ob er Hunger habe. Der Hund gab ihr aber keine Antwort.

Nach einer Weile führte auf dieſer Straße ein ſchon bejahrter Mann ein Faß Bier auf einem Schiebkarren.

Dieſes Bier gehörte zu dem Hochzeitmale. Als der Mann den Hund bemerkte, der, ſeine Füße ausſtreckend, ſich unter dem Baume wälzte, ſchlug er auf ihn los, bis er tot war.

Das ſchmerzte die Ammer ſehr, und um ſich an dem Manne zu rächen, ſetzte ſie ſich auf ſein Faß, und hüpfte ſpottend hin und her. Darüber erzürnt, wollte der Mann mit demſelben Stocke auch den Vogel erſchlagen. Die Ammer war aber geſchwinder, flog davon, und der Mann traf ſo ſtark auf ſein Bierfaß, daß es ſogleich zerſprang, und das Bier floß in den Weg. Das hatte er für ſeine Grauſamkeit. Damit begnügte ſich aber die Ammer nicht; denn ſie drohte ihm, daß ſie ihm einmal, wenn er ohne Kopfbedeckung aus ſeiner Stube in's freie gehe, ein Neſt in die Haare flechten wolle. Das erſchreckte ihn, und er hütete ſich, ohne Mütze die Stube zu verlaſſen. Einmal traf es ſich aber, daß er ſeine Mütze nicht finden konnte; und da er doch in ſeinen Garten gehen muſte, ſo ſagte er zu ſeinem Weibe: Nimm dieſen Stock, geh mit mir, und wann ſich der Vogel auf meinen Kopf niederſetzen will, dann ſchlage ihn tot. Sein Weib nahm den Stock, und ging mit ihm in den Garten. Und ſchon ſaß der Vogel auf dem Dache, einen Strohhalm in ſeinem Schnabel haltend. Als ihn der Mann erblickte, rief er aus: Weib gib Acht, der Vogel iſt ſchon da. Auf ſein Geſchrei hub ſein Weib den Stock in die Höhe, damit ſie geſchwind losſchlagen könne. Im Nu flog die Ammer ihm auf den Kopf. Das Weib ſchlug wüthend auf den Vogel los, traf aber darneben, und der Mann fiel zu Boden.

Die Ammer flog auf und davon.

7. Die drei Wunderfische.

Ein Fischer, welcher schon viele Tage durch nichts gefangen hatte, machte sich abermals zum See auf, um die Netze auszuwerfen. Er hatte zwar wenig Hoffnung, allein er muste es versuchen, denn Weib und Kinder schrieen nach Brot.

Der Fischer warf das Netz in's Wasser, und als er dasselbe herauszog, lag ein Stein darin. Zum zweitenmal zog der Fischer einen ersäuften Eber hervor; dann warf er das drittemal das Netz hinein, und als er dasselbe herauszog, siehe, da lag in dem Netze ein kleines Kästchen.

Der Fischer nahm das Kästchen heraus und öffnete es. Aber wie erschrack er, als aus dem Kästchen ein Riese heraussstieg und zum Fischer sprach: Dafür, daß du mich an's Tageslicht gebracht hast, empfange deinen Lohn: ich befehle dir, jetzt selbst in das Kästchen zu steigen, wenn nicht, so bist du des Todes.

Der Fischer jammerte und sprach: Aber wie soll ich denn in diesem kleinen Kästchen Platz finden?

Der Riese wollte dem Fischer zeigen, daß darinnen genug Raum sei und stieg wieder in das Kästchen. Kaum war der Riese drinnen, so schloß der Fischer schnell das Kästchen und wollte es in den See werfen. Der Riese bat, er solle dieses nicht früher thun, als bis er ihm ein Geheimnis anvertraut habe. Der Fischer gewährte ihm diese Bitte, und der Riese sprach: Ich bin der Geist des Sohnes deines Königs. Mein Vater warf mich in diesen See, weil ich ein großer Sünder gewesen, ich hatte nämlich den Menschen nur immer böses zugefügt, ja viele rechtschaffene ermordet. Ich sollte nur dann Ruhe finden, nach dem Ausspruche meines Vaters, wenn ich gegen jenen, welcher mich auffindet, mich wohlthätig erweise, und das will ich denn thun. Höre: nicht weit von hier findest du einen Teich, in diesen wirf dein Netz und du wirst jeden Tag einen Fisch fangen. Diesen trage an den königlichen Hof und du bekommst für jeden solchen Fisch einen Dukaten.

Wie der Geist gesagt, so ist auch alles geschehen. Der Fischer fand wirklich den Teich, warf sein Netz in's Wasser, und fing einen wunderschönen Fisch. Diesen trug er in das Schloß des Königs. Als die Köchin den prächtigen Fisch erblickte, gefiel er ihr sehr und sie gab dem Fischer den verlangten Dukaten für denselben, und glaubte dem Könige heute etwas besonderes vorzusetzen.

Die Köchin legte den Fisch in die Pfanne und wollte ihn backen, aber kaum war er über dem Feuer, so sprach er: Solange ihr gutes thut, so lang wird es euch gut gehen, sobald ihr aber böses thut, wird's euch schlimm gehen.

Und hierauf flog er durch den Rauchfang fort.

Als am zweiten Tage der Fiſcher mit einem ebenſo ſchönen Fiſche kam, kaufte die Köchin abermals den Fiſch, aber es ereignete ſich dasſelbe wie mit dem erſten Fiſche.

Dieſes wurde dem Könige hinterbracht und am dritten Tage war er ſelbſt bei der Bereitung des Fiſches zugegen, und es geſchah dasſelbe. Der König ließ den Fiſcher holen. Als dieſer kam, erzählte er alles von Anfang bis zu Ende, was er von dem Geiſte wuſte. Der König hatte eine große Freude daran, daß ſein Sohn ſich gebeſſert. Den Fiſcher nahm er mit ſeiner ganzen Familie in's Schloß und ließ es ihnen an nichts fehlen.

8. Der Wunderſchimmel.

In einem Städtchen wohnte vor Zeiten ein armer Mann. Die Arbeit ging ihm aus, und er gerieth dadurch in das äußerſte Elend. Eines Tages ging er in einen nahegelegenen Wald, und wollte ſich erkundigen, ob ihn der Jäger nicht als Holzfäller brauchen könne. Doch er bekam eine abſchlägige Antwort und wollte eben troſtlos heimkehren, als ihm ein Weidmann begegnete, der ganz grün gekleidet war, und fragte, warum er ſo traurig ſei. Da klagte ihm der Mann ſeine Noth. Der Jäger erwiederte: Wenn du mir geſtatteſt, das in neun Jahren zu holen, was du heute zu Hauſe finden wirſt, ſo gebe ich dir ein Säckchen voll Goldſtücke. Der Mann ging den Handel ein, und muſte auch ſein Verſprechen ſchriftlich geben, wogegen er Goldſtücke erhielt. In der Stadt angekommen, hörte er, ſein Weib habe einen Sohn bekommen, und nun erſt erkannte er das ſündhafte ſeines Verſprechens.

Die neun Jahre vergingen, und am Schluſſe des letzten ſtellte ſich der grüne Jäger ein, welcher den unterweil

ſchön herangewachſenen Knaben, Namens Ferdinand, mit ſich fortnahm, ohne den Eltern zu ſagen, wohin er ihn führen wolle. Darüber geriethen ſie in große Angſt.

Der Jäger brachte den Knaben in ein fremdes Land, wo er einen Palaſt hatte, den ein ſchöner Garten umgab. Sobald ſie dort angelangt waren, zeigte der Grüne ſeinem Schützling alle ſchönen Sachen in Schloß und Garten, und ſagte zu ihm: Überall darfſt du hingehen, nur nicht an den Teich, der dort vom Geſträuch umgeben iſt. Der Knabe merkte ſich die ihm bezeichnete Stelle recht gut. Einige Tage darauf verließ ihn ſein Pfleger, indem er vorgab, zu verreiſen. Dem Jungen ging nichts ab, da die Dienſtleute für ihn ſorgten. Er ging durch Schloß und Garten, bis er einmal zufälliger Weiſe in die Nähe des bezeichneten Teiches kam. Von Neugierde geplagt, ſchlüpfte er durch's Gebüſch und bemerkte in dem vor ihm liegenden Waſſer viele tauſend Goldfiſche. Er wollte einen von dieſen fangen, aber kaum hatte der eine Finger die Flut berührt, ſo war er ganz vergoldet. Er verſuchte das Gold herunter zu kratzen, doch alles war vergebens. Da umwickelte er das vergoldete Glied ſeiner Hand mit einem Tuch. So lief er zurück und begegnete ſeinem Pflegevater, der ſogleich den verbundenen Finger bemerkte. Der riß die Hülle weg, peitſchte Ferdinanden zur Strafe für ſein Vergehen, und klopfte mit einem kleinen Hammer auf den Finger, worauf ſich das Gold loslöſte.

Nach einiger Zeit verreiſte der grüne Jäger wieder, und verbot dem Knaben das letzte Zimmer im Schloſſe zu betreten. Kaum war er einige Zeit fort, ſo ging Ferdinand

neugierig hinein. Hier traf er einen Mann, den er als seinen Großvater erkannte und der ihm eine Bürste, einen Kamm und einen gläsernen Krug mit den Worten gab: Nimm diese drei Dinge mit, sie werden dir einst, wenn du in der Noth bist, von Nutzen sein. Ferner sagte er ihm: Geh in den Stall, dort wirst du einen fleckenlosen Schimmel sehen; zu dem sage: „Schimmel mit uns ist's aus," und darauf wird er dir antworten. Ferdinand that, wie ihm anbefohlen war. Als er zu dem Pferde jene Worte sprach, erwiederte es: Setz' dich auf! Ferdinand schwang sich auf dessen Rücken, und pfeilschnell setzte das Roß über die Gartenmauer, und eilte mit ihm fort. In ununterbrochenem Laufe trug das Thier seinen Reiter, und als dieser schon mehrere Stunden lang über Berg und Thal geritten, sagte der Schimmel zu ihm: Schau dich um, ob er uns schon erreicht hat. Ferdinand sah sich um und gewarte den ihnen nacheilenden grünen Jäger. Das theilte er dem Pferde mit, welches erwiederte: Wirf deine Bürste weg! Er that es, und sogleich erhob sich hinter ihnen ein dichter Wald, welcher dem Verfolger den ebenen Weg versperrte.

Wiederum trug das Roß seinen Reiter einige Stunden im schnellsten Laufe fort, und ermahnte ihn dann abermals sich umzudrehen. Da gewarte er wieder von weitem den Nachsetzenden. Das Pferd forderte ihn nun auf, den Kamm wegzuwerfen. Nachdem er dieß gethan, entstand hinter ihnen ein großer Teich, und der Verfolger muste sich erst um ein Fahrzeug umsehen, während Ferdinand auf seinem braven Thiere schnell fortritt.

Nach einer Weile muſte er ſich zum dritten Male umſehen, und jetzt, da der grüne Jäger ſchon ſehr nahe war, den gläſernen Krug wegwerfen, worauf ein gläſerner Berg entſtand, über welchen der Verfolger nicht mehr gelangen konnte.

Gegen Abend kamen ſie in einem Dorfe an, in deſſen Nähe ſich das Luſtſchloß des Königs befand. Als Ferdinand abſtieg, ſagte ſein Pferd zu ihm: Du biſt nun einen Tag geritten und haſt während dieſer Zeit zehn Jahre deines Lebens zurückgelegt.

Ferdinand ſtellte das Roß in einen Stall. Es gab ihm dann Geld und ein Kleid, auf welchem ſilberne Sterne geſtickt waren, und ſprach zu ihm: Verdinge dich bei dem Gärtner jenes Schloſſes, aber unter dem Vorbehalte, daß du nur des Nachts zu arbeiten brauchſt. Das that Ferdinand auch. Man nahm ihn auf, und ſobald es dunkel wurde, zog er ſein Sterngewand an, und arbeitete mit leichter Mühe. Alles was er pflanzte, gedieh am beſten, und er wurde darum auch öfter von ſeinem Herrn gelobt. Am Tage fand er ſich in der Schenke ein, um das treue Thier zu ſehen, und mit ihm zu ſprechen. Abends kehrte er in's Schloß zurück, um ſeinem Geſchäfte nachzugehen, bei deren Verrichtung er gewöhnlich muntere Lieder ſang.

Die Königstochter hörte ihm immer zu, und der ſchöne Jüngling machte auf ihr Herz einen großen Eindruck. Eines Tages geſchah es, daß alle Ärzte des Landes zuſammenberufen wurden, da der König ſchwer erkrankt war. Keiner von ihm kannte ein Heilmittel für den König, da erklärte endlich ein alter Mann, durch den Genuß von Wolfs-,

Bären- und Hirſchen-Milch könne der kranke geneſen. Der alte Mann war am andern Tag verſchwunden, ohne die Arznei zu bringen, und der König ſchickte ſeine Jäger aus, dieſe Milcharten zu ſuchen. Aber alle kehrten unverrichteter Sache zurück. Da verſprach der König demjenigen ſeine Tochter zu geben, der ihm das verlangte bringe. Ferdinand und zwei andere Gärtnerburſchen, welche im Dienſte waren, beſchloſſen auszuziehen, um die drei Milcharten zu bringen.

Ferdinand beſprach ſich mit ſeinem Schimmel darüber; dieſer trug ihn in den Wald, wo ſich ſogleich eine Wölfin einſtellte und von ihm melken ließ. Auf dem Heimwege begegneten ihm ſeine beiden Dienſtgenoſſen, welche troſtlos waren, da ſie ihren Weg umſonſt gemacht hatten; ſie baten, er möchte ihnen einen Theil ſeiner Milch geben. Anfangs weigerte er ſich und ſah fragend ſeinen Schimmel an. Da dieſer aber bejahend mit dem Kopfe nickte, ſo gab er jedem ein drittel. Des andern Morgens zogen die drei Burſche abermals aus, und Ferdinand erlangte wieder die Bärenmilch, welche er auch mit ihnen theilte. Dasſelbe geſchah am dritten Morgen mit der Hirſchenmilch.

Nun geriethen ſie aber in Streit, welcher von ihnen dem Könige die Arznei bringen ſolle. Ferdinand, welchem der Schimmel gerathen hatte, ſagte: Wir wollen loſen. Dabei fiel ihm das kleinſte Los zu, und er war demnach der letzte. Er murrte zwar darüber, allein ſein Pferd tröſtete ihn, und ſprach: Der erſte Überbringer der drei Milcharten wird den König ſo wenig heilen als der zweite. So geſchah es auch; die beiden

Gärtnerburſche wurden, da der Fürſt nach dem Genuß ihres gebrachten Gemenges nicht genas, nacheinander in's Gefängnis geworfen. Da übergab Ferdinand ſein Milchgemiſch, und der Landesherr ward in kurzer Zeit geſund. Nun wollte aber der Geneſene ſein Verſprechen nicht halten, und Ferdinanden mit Geld abſpeiſen. Das nahm er aber nicht an. Als endlich die Prinzeſſin ihren Vater ſelbſt beſtürmte, gab dieſer nach, und Ferdinand heirathete ſie. Die Feſtlichkeit dauerte vier Tage, während welcher Zeit der Bräutigam ſeinen Schimmel nicht beſuchte. Als er wieder hinab kam, bat ihn derſelbe, ihm den Kopf abzuhauen, was Ferdinand nicht thun wollte. Endlich überredete ihn dennoch das treue Thier, und er hieb demſelben mit ſeinem Schwerte, das er jetzt immer bei ſich trug, den Kopf ab. Der Schimmel fiel zuſammen, und aus ſeinem Rumpfe flog eine weiße Taube, welche in wenig Augenblicken verſchwunden war.

Alsdann ließ der Königseidam ſeine Eltern zu ſich kommen, welche ihn ſchon lange als tot beweint hatten. Nach dem Ableben des alten Fürſten wurde Ferdinand König, und beglückte noch lange ſeine Unterthanen.

9. Der Hund und der Wolf.

Es war einmal eine Bauernfamilie, welche unter ihren Hausthieren auch einen Hofhund hatte, Namens Sultan. Als der Hund alt geworden war, jagte ihn der Bauer fort, indem er meinte, daß derselbe seinen Dienst nicht mehr pünktlich versehen könne. Ganz niedergeschlagen, mit gesenktem Kopfe, verließ der Hund das Dorf und klagte für sich: So belohnt man meine Treue in dem beschwerlichen Dienste; nachdem ich hier meine jungen und kräftigen Jahre in Arbeit zugebracht, jagt man mich im schwachen Alter davon und gönnt mir nicht die Ruhe. So trauernd ging er weiter und irrte viele Tage umher, ohne eine leidliche Unterkunft zu finden.

Von dieser langen Wanderung abgemagert und schwach geworden, langte er bei einem Walde an.

Da kam aus dem Walde ein Wolf heraus, rannte auf den armen Hund los und schrie: Halt! alter Kerl, nun bist du in meiner Gewalt, mache dich also bereit.

Als unſer Sultan den Wolf ſo reden hörte, erſchrack er und ſprach: Lieber Freund, ſchau mich nur zuerſt recht an und dir vergeht gewis der Appetit auf mich; an mir findeſt du den ſchlechteſten Braten, welchen du je gehabt, denn ich bin nichts als Haut und Bein. Aber ich wüſte Rath. Der Wolf ſprach: Von dir bedarf ich keines Raths, elender Wicht. Ohne daß du mir ihn ſagſt, weiß ich wie er lauten würde, nämlich, ich ſolle dir das Leben ſchenken. Nein, es bleibt beim alten, kurz und gut, ich freſſe dich!

Hierauf erwiederte der Hund: Mit fällt gar nicht ein, ſo von dir zu denken, denn ich will nicht länger leben. Beiß zu, ſo lange du noch gute Luſt haſt, aber ich rathe dir nur zum beſten. Wäre es nicht wohl gethan, wenn du mich früher mäſten und nachdem ich fett geworden, erſt dann freſſen würdeſt. Das Futter ginge dabei nicht verloren, denn du findeſt auf einmal alles an mir. Das wäre dann ein tüchtiges Stück Braten, was meinſt du, Bruder Wolf?

Der Wolf ſprach: Ich bin's zufrieden, wenn die Fütterung nicht lange dauert; folge mir in meine Hütte.

Der Hund that dieß und beide gingen nun tiefer in den Wald. Bei der Hütte angelangt, kroch der Sultan hinein, der Wolf aber ging fort, um für den ſchwachen Hund einiges Wild zu erjagen.

Als derſelbe zurück kam, warf er ſeine Beute dem Sultan vor, und dieſer ließ es ſich wohl ſchmecken.

Am andern Tage kam der Wolf und ſprach zum Hunde: Geſtern haſt du gefreſſen, heute will ich freſſen. Der Hund erwiederte: Aber was fällt dir denn ein, lieber Wolf,

das geſtrige Futter habe ich kaum im Magen geſpürt. Der Wolf ärgerte ſich zwar, muſte aber zufrieden ſein und abermals in den Wald gehen, um für den Hund neues Wild zu erjagen. Mit einer ähnlichen Entgegnung fertigte unſer Sultan ſo lange den Wolf ab, als er ſich noch nicht ſtark genug fühlte, um es mit demſelben aufzunehmen. Der Wolf jagte fortwährend und brachte ſeine Beute dem Hunde; ſelbſt aß er jedoch wenig oder gar nichts, damit nur der Sultan genug bekomme. So kam es, daß der Hund immer mehr an Fleiſch und Kraft zunahm, dem Wolf erging es aber gerade umgekehrt.

Am ſechſten Tage trat der Wolf vor den Hund und ſprach: Nun glaube ich, daß du reif biſt. Der Sultan antwortete: O ja und zwar fühle ich mich ſo wohl, daß ich es mit dir aufnehmen werde, im Falle du mich nicht frei läßt. Der Wolf ſprach: Du ſcherzeſt! Bedenke, ich habe dich ſechs volle Tage hindurch gefüttert, ja ſelber nichts gegeſſen und ſollte nun ſo leer ausgehen? Das geht nimmermehr!

Hierauf erwiederte Sultan: Eines Theils haſt du wohl Recht, jedoch wie glaubſt du zu meiner Auffreſſung berechtigt zu ſein? —

Dieß iſt ja das Recht des Starken über den Schwachen, gab der Wolf zur Antwort. Wohlan, entgegnete der Hund, ſo haſt du über dich ſelbſt das Urteil geſprochen. Bei dieſen Worten machte er einen kühnen Sprung und ohne daß ſich's der Wolf verſah, lag er am Boden, von Sultan überwältigt.

„Weil du mich am Leben gelaſſen, ſo will ich dich ebenfalls nicht gleich verderben und lege das Leben in dein Glück,

wähle dir noch zwei Genossen, wie ich es auch thue, und erscheine morgen mit denselben hier im Walde, wo wir dann unsern Streit schlichten wollen."

Beide trennten sich nun, um Mitkämpfer zu suchen. Der Wolf ging erzürnt tiefer in den Wald; der Hund eilte dem nächsten Dorfe zu. Der Wolf fand nach langem zureden an dem mürrischen, brummigen Bär und schlauen Fuchs zwei Kameraden.

Unser Sultan lief zuerst in's Pfarrhaus und bewog dort die große, graue Katze mitzugehen. Von da richtete er seine Schritte auf den Hof des Ortsrichters, und fand an dem muthigen Hahn den zweiten Mitkämpfer.

Kaum dämmerte es, und der Hund war schon mit seinen Bundesgenossen auf der Reise. Es fehlte wenig, so hätte er seine Feinde noch in tiefem Schlafe überrascht.

Der Wolf war am ersten erwacht, weckte seine Kameraden und sprach dann zum Bären: Du kannst auf Bäume klettern, nicht wahr? Sei so gut, steige da auf diese hohe Tanne und schau, ob du nicht unsere Feinde erblickst. Der Bär that dieß, und als er oben war, schrie er herunter: Fliehet, unsere Feinde sind schon da, ganz in der Nähe, und welche mächtige Feinde! Es reitet einer stolz einher und trägt sehr viele scharfe Säbel bei sich, welche in der Morgensonne stark glänzen; hinter diesem schreitet bedächtig einer und zieht eine lange Eisenstange nach sich. O wehe uns! Bei diesen Worten erschrack der Fuchs so gewaltig, daß er es für das rathsamste hielt, sich aus dem Staube zu machen. Der Bär kletterte eiligst vom Baume herab und verkroch sich in ein

dichtes Gestrüpp, so daß von ihm nur die äußerste Schweifspitze hervorschaute.

Jetzt kamen die Feinde heran. Der Wolf, welcher sich von seinen Genossen verlassen sah, wollte das weite suchen, indeß kam ihm Sultan zuvor. Ein Sprung und der Hund hielt den Wolf am Genicke und machte ihm den Garaus. Unterweilen bemerkte die Katze die im Gebüsche sich bewegende Schweifspitze des Bären, und in der Hoffnung eine Maus zu erhaschen, schnappte sie nach derselben. Erschreckt fuhr der Bär aus seinem Versteck hervor und flüchtete sich in aller Eile auf einen Baum und glaubte hier vor den Feinden sicher zu sein, indessen teuschte er sich; denn es war ja noch der Hahn da.

Als der Hahn den Bären auf dem Baume erblickte, sprang er auf den nächsten Ast und so fort immer höher. Der Bär war außer sich und vor Schrecken fiel er herab und blieb maustot liegen. So endigte dieser Kampf.

Die Nachricht von der Heldenthat Sultans und seiner Genossen verbreitete sich weit umher, und auch in jenes Dorf, in dem früher Sultan gedient hatte. Die Folge davon war, daß die Bauernfamilie ihren treuen Hofhund wieder zu sich nahm und verpflegte.

10. Die neun Vögel.

Einſt lebte ein König, welcher eine Tochter hatte, die ſehr grauſam war. Schon in ihrer Jugend war ſie ſehr blutdürſtig. So ſchnitt ſie z. B. den Vögeln, die ſie gefangen hatte, die Zunge oder die Füße ab, ließ ſie dann fliegen, oder brannte ihnen die Augen aus. Wo ſie einem Thiere etwas zu Leide thun konnte, that ſie es. Als ſie älter wurde, vermehrte ſich auch ihre Grauſamkeit, und ſie wagte es, dieſe auch an Menſchen auszuüben. Sie ließ alle Bettler durch ihre Hunde aus dem Schloſſe hetzen, und jemehr ſie von den Hunden zerbiſſen wurden, deſto mehr Freude hatte ſie.

Als nun ihr Vater geſtorben war, kam ein Rittersſohn, um ihre Hand zu erhalten. Sie nahm dieſen Antrag an und der Trauungstag wurde feſtgeſetzt. Als dieſer gekommen war, ſchickte ſie den Ritter in einen andern Theil des Schloſſes, auf daß er das Brautgeſchmeide hole. Um in das bezeichnete Zimmer zu gelangen, muſte er über einen hölzernen Gang gehen, welcher ſo eingerichtet war, daß, wenn ſie an einer Schnur anzog, derjenige, welcher darüber gehen wollte,

ſammt den Brettern in einen tiefen Brunnen fiel, und darin noch das teufliſche lachen dieſes grauſamen Weibes hören muſte.

So waren ſchon neun Jünglinge zu Grunde gegangen, als endlich einer kam, welcher alles dieſes ſchon vorhergeſehen hatte, da er ein Schwarzkünſtler war. Sie hatte ihm ſchon ihre Hand zugeſichert, und als ſie ihn in jenes Zimmer ſchicken wollte, weigerte er ſich, und ſagte, ſie ſolle das Geſchmeide ſelbſt holen.

Sie redete ihm jedoch mit den freundlichſten Worten zu, er möge ihr doch dieſen Gefallen thun. Allein zornig erwiederte er: Glaubſt du, ich ſollte der zehnte ſein, der in dem Brunnen ſein Grab findet? Dießmal wird es dir nicht gelingen, denn die Zeit der Vergeltung iſt gekommen.

Über dieſe Rede erzürnt, befahl ſie ihren Knechten ihn zu binden und in den Brunnen zu werfen. Er ließ ſich auch willig binden und in den Brunnen werfen, blieb aber auf dem Waſſer und lächelte der Fürſtin zu, welche in ihrer Wuth Hand und Reich demjenigen zuſagte, der ihren Feind töten würde. Da nahmen die Knechte ihre Armbrüſte, und es ziſchten neun Pfeile nach dem Ritter. Die Pfeile aber verwandelten ſich während des Fluges in Vögel, welche zwitſchernd das Haupt des Ritters umkreiſten. Wärſt du nur hier, ich wollte dich ſchon töten, ſagte ſie. Er aber erhob ſich ſammt den Vögeln aus dem Brunnen, und ehe ſich alle recht beſinnen konnten, war er in dem nächſten Walde verſchwunden.

Dort ſchrieb er neun Briefe, worin er den Tod der neun Jünglinge ſchilderte, band jedem Vogel einen ſolchen an den Hals und ließ ſie durch Land und Städte fliegen.

Überall ließen sie ihre Briefe lesen, und kehrten endlich zur Königstochter selbst zurück, und übergaben ihr die Briefe.

Diese zerriß dieselben, rang aber unaufhörlich die Hände und jammerte fortwährend, da ihr Verbrechen nun an den Tag gekommen war. Sie legte auch ihren Schmuck ab, zog ein Trauergewand an und lebte in dem Walde, in welchem sich der letzte Ritter sammt den Vögeln niedergelassen hatte, als Einsiedlerin.

Die Vögel kamen täglich zu ihr und sangen die ganze Begebenheit, wie sie in den Briefen geschildert war, sie aber streute ihnen unter Thränen ihr Futter vor die Hütte, und bereute tausendfach ihr Verbrechen. Als dieses nun gebüßt war, verwandelten sich die neun Vögel in Jünglinge, und diese verziehen der Königstochter ihr Verbrechen. Darauf verwandelten sich die neun Jünglinge in Engel und trugen die reuige Büßerin in den Himmel.

11. Der Wunſchfetzen, die Goldziege, die Hutſoldaten.

Es war einmal ein Schuſter, der war ſehr arm und hatte nichts als eine Frau und eine alte Ziege. Er konnte ſich in der Heimat nichts mehr verdienen und beſchloß deshalb fortzureiſen. Höre, liebe Frau, ſagte er eines Tages zu ihr: Du ſiehſt, daß ich mir hier nichts verdienen kann, und ich bin daher willens morgen fortzureiſen. Schlachte unſere Ziege, damit ich unterwegs etwas zu eſſen habe.

Des andern Tages wurde die Ziege geſchlachtet, der Schuſter nahm einen Theil derſelben mit und reiſte fort. Er ging den ganzen Tag und konnte weder ein Dorf noch eine Stadt erreichen. Müde legte ſich der arme Mann unter eine am Ende des Weges ſtehende Statue nieder, um daſelbſt ein wenig auszuruhen. Als er eben das Fleiſch auspacken wollte, fing die Statue zu ſprechen an und fragte den Schuſter: Sag mir, was haſt du in deinem Bündel? Ein Stück Ziegenfleiſch, war die Antwort des erſtaunten Mannes. — Siehſt du, lieber Mann, die kleine hölzerne Hütte am Ende des

Weges? Ja, die ſeh ich, antwortete er. — Dort geh hin, und wirf dein Fleiſch hinein. Es haben nämlich dort die Teufel ihre Werkſtatt. Wenn ſie dich nachher fragen, was du als Bezahlung forderſt, ſo antworte ihnen: den alten Fetzen, der auf dem Bette liegt. Der Schuſter ging ſogleich zur Hütte, warf ſein Fleiſch hinein, und verlangte als Bezahlung den von der Statue bezeichneten Fetzen. Erſt nach langem hin- und wiederreden erhielt er denſelben. Der Schuſter ging damit zurück. Unterwegs betrachtete er ſeinen Gewinn, und ſiehe da, der Fetzen war bedeutend ſchlechter als alle, die er in ſeiner Wirtſchaft hatte.

Der Schuſter kam zur Statue zurück und ſprach ſeinen Unwillen über ihren Rath aus. Allein die Statue ſprach: Nimm dieſes Stäbchen aus meiner Hand und klopfe damit dreimal auf deinen Fetzen. Der Schuſter that, wie ihm befohlen, und auf dem Fetzen waren die beſten Speiſen aufgetiſcht. Da konnte ſich der Schuſter, der ſchon lange keine ſolchen Speiſen gegeſſen hatte, wieder einmal laben. Nach beendetem Mahle dankte er der Statue, nahm ſeinen Fetzen und war entſchloſſen, in ſeine Heimat zurückzukehren.

Unterwegs aber übernachtete er in einem Wirtshauſe und zeigte den daſelbſt anweſenden Gäſten ſein Zauberſtück. Der Wirt und die Wirtin bewunderten dasſelbe, und hegten im Innern den Wunſch einen ſolchen Fetzen zu beſitzen. Des Nachts ſtahl der Wirt dem Schuſter ſein Zauberſtück und legte anſtatt deſſen einen andern zu dem Bette des Gaſtes hin. Des andern Tages zahlte der betrogene Mann ſeine Zeche und zog mit dem vermeintlichen echten Fetzen in ſeine

Heimat. Dort angekommen, ließ er gleich seine ganze Sippe zu einem fröhlichen Mahle einladen. Schon waren die geladenen Gäste erschienen, schon warteten dieselben auf die vielen Speisen, die da kommen sollten, als der Schuster mit seinem Fetzen in der Hand in die Gesellschaft eintrat, und in würdiger Weise die Geschichte der letzten Tage erzählte.

Darnach zog der Schuster sein Stäbchen hervor und hieb langsam und gelassen dreimal auf den Fetzen. Allein keine Speisen erschienen. Der Schuster schlug zu wiederholtem Male und immer kräftiger, aber der Fetzen blieb tot liegen und die hungrige Gesellschaft musste unverrichteter Sache wieder abziehen. Der arme Mann glaubte, die Statue sei die Ursache dieses Unglücks.

Bald darauf unternahm der Schuster seine zweite Reise, auf welche er wieder ein Stück seiner Ziege mitnahm. Abermals kam er zur Statue, die ihm befahl sein Fleisch wieder den Teufeln zu geben und dafür die alte Ziege zu verlangen, welche an der Thür angehängt sei. Der Schuster that dasselbe und erhielt eine alte Ziege, die viel elender war, als die, welche er vor seiner Abreise geschlachtet hatte. Als er zur Statue kam, beschwerte er sich bei derselben über das alte Thier, das er erhalten habe. Allein die Statue gab ihm ein Stäbchen in die Hand und befahl dem Manne, mit demselben auf den Rücken der Ziege zu hauen. Der Schuster that, wie ihm gesagt wurde und nun fielen zu seinem nicht geringen Erstaunen Goldstücke aus den Ohren des Thieres. Wie froh war unser Mann, als er das Gold sah. Schnell stattete er

seinen Dank bei der Statue ab und ging eilig mit der alten Ziege nach Hause.

Unterwegs aber fühlte er Hunger und Durst, er kehrte daher ein und kam gerade wieder in jenes Gasthaus, wo er früher geherbergt hatte. Nachdem er gegessen und getrunken, wollte er seine Zeche zahlen. Geld hatte er aber keines, und um solches zu bekommen, führte er die Ziege in's Zimmer und schlug dreimal mit dem Stäbchen auf den Rücken des Thieres. Dasselbe schüttelte Gold aus seinen Ohren, und der Schuster bezahlte damit seine Zeche. Kaum hatte der Wirt das gesehen, als er schon darauf sann, wie er die Ziege in seine Gewalt bekommen könne.

Der Wirt besaß ebenfalls eine Ziege, welche der besprochenen auf's Haar ähnlich sah. Deshalb beschloß er, während der Nacht seine Ziege und die des Schusters auszutauschen. Gedacht, gethan. Die Ziege ward ausgetauscht. Als der Schuster des andern Morgens aufwachte, zog er gutes Muthes davon, ohne von dem Tausche nur die geringste Ahnung zu haben. Als er nach Hause kam, muste sein Weib gleich einen Schweinsbraten holen und überhaupt für ein köstliches Mittagsmahl Sorge tragen. Das Geld werde er schon herbeischaffen. Nachdem das Mahl verzehrt war, wollte unser Schuster sein Kunststückchen probieren. Er führte die Ziege in das Zimmer und hieb mit dem Stäbchen dreimal auf den Rücken des Thieres. Allein man sah kein Gold fallen. Der Schuster schlug immer heftiger, aber ohne Erfolg. Nur ein schwaches Mäh von Seite des geplagten Thieres unterbrach die geheimnisvolle Stille.

Alle Verſuche waren umſonſt, das Thier ſchüttelte zwar traurig den Kopf, aber kein Gold fiel aus ſeinen Ohren. Der arme Schuſter ſah ſich wieder betrogen, und nun unternahm er ſeine dritte und letzte Reiſe, auf welche er wieder ein Stück Ziegenfleiſch mitnahm.

Auch jetzt ging er zur Statue, welche ihm abermals rieth das Ziegenfleiſch den Teufeln zu geben und dafür den neben dem Bette ſtehenden alten Hut zu verlangen. Der Schuſter that, wie ihm von der Statue befohlen war und erhielt wirklich den alten Hut, der aber in ſehr ſchlechtem Zuſtande war.

Als der Schuſter zur Statue zurück kam, gab ihm dieſe ein Stäbchen, mit welchem er dreimal auf den Hut klopfen ſollte. Der Mann that es und zu ſeinem Erſtaunen rückte ein ganzes Regiment Soldaten heraus. Er konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem kleinen Heere, klopfte dann wieder auf den Hut und alle Soldaten nahmen in demſelben Platz. Die Statue erklärte nun dem Schuſter, daß ihm ſeine früher gewonnenen Zauberſtücke der Wirt geſtolen habe, bei dem er übernachtete. Der Schuſter nahm ſich vor dieſelben zu holen und ging, nachdem er ſich bei der Statue bedankt hatte, in jenes Wirtshaus. Dort angekommen, verlangte er von dem Wirte den Fetzen und die Ziege. Der Wirt aber gab ihm dieſelben nicht zurück. Da klopfte nun der Schuſter auf ſeinen Hut und ſogleich war die ganze Schenkſtube mit Soldaten überfüllt, welche dem Wirte mit dem Tode drohten, wenn er jene Stücke nicht herausgäbe. Voll Angſt gab derſelbe das verlangte her und der Schuſter kehrte nun als reicher

Mann in seine Heimat zurück. Als er nach Hause kam, ließ er sogleich den König des Landes einladen, und versprach demselben allerlei zu zeigen. Der König kam auch, besah die Ziege und den Fetzen, und die aufgetischten Speisen mundeten ihm vortrefflich. Allein beim Abschiede gab er seinen Dienern den Befehl, den Fetzen sowohl als auch die Ziege zu stelen. Dieses geschah auch. Der Schuster verlangte umsonst sein Eigenthum, der König lachte ihn nur aus. Da erklärte der Schuster, auf seinen Hut vertrauend, dem Könige den Krieg, den dieser mit lachendem Munde auch annahm. Beide bestimmten nun den Ort und die Zeit des Kampfes. Als der Tag herankam, war der Schuster der erste auf dem Schlachtfelde; bald erschien auch der König mit zehn seiner besten Soldaten. Sobald der Schuster diese sah, ließ er sein Heer aus dem Hute marschieren und gab ihnen den Befehl den König und die andern gefangen zu nehmen. Der König war ganz verwundert über das Heer und wollte fliehen, denn er fühlte sich zu schwach; allein die feindlichen Schaaren hatten ihn schon umringt. Er muste sich ergeben, und man führte ihn zu dem Schuster. Dieser versprach ihm die Freiheit, sobald er die Ziege und den Fetzen zurückgestellt habe.

So ward einmal ein König sogar von einem Schuster überwunden.

12. S'Martinilob'n.*)

Dort läuft ein Hahn und die Geſchichte fängt an.

Da is amal da Kada Braunz[1]) i's Martinilobn gonga. Da denkt a ſi, wi'ra a Wal[2]) geht, ſchau, wann da nur wer begegna thad, daß da de Zeit nöt ſo lang war. Da kimmt erm auf aanmal a Hund unta. „Kada Braunz", ſagt a, „wo gehſt denn du hin?" „I's Martinilobn." „Loß mi a mitgehn! „Kannſt ſchon." Non irzt ſan halt di zwen mit ananda fortgonga und ham ſe oa Socha um d'onare dazöhlt.

„Du dort ſchau hin," ſagt da Hund, „dort geht ja gor d'Muida[3]) Gans." Richti! Se gengan net lang, ſo kimmts zu eana. „Wo gehts denn ös zwen hin?" „Non i's Martinilobn!" „Loßt's mi a mitgehn." „Non kannſt ſchon."

---

*) So nennt man die Feier des Martinsabends in Oberfulz (Ried. Öſt.). Häufig erzählt man dabei den Kindern, wie die Hausthiere in's Martinilobn gegangen ſind. Vergl. Grimm K. u. HM. Nr. 27.

[1]) Der Kater Braunz.

[2]) Wie er eine Weile geht. [3]) Mutter.

Wirs no' a Wal gengan, kimmt no' da Ochs, da Hahn und d'Sau zu eana. Da kemmans irzt [1]) in an groß'n Wald, owa sö gengan nöt lang, so sagt da Kada Braunz: „Hört's, i kenn mi irzt nimma aus. Mir ham uns vagonga. Kehr ma liaba um.“ Es warn a alli glei dabei gweſt, aba wirs umkehrn wolln, findn's den Weg nimma, auf den's herkemma san. Wal's schon alli ganz dalei [2]) warn, so hams nigs gscheidas macha könna, als daß sö si alle auf d'Erd'n glegt ham. Da sircht auf oanmal da Ochs, wal a da greſti woar, ganz weit wo a Liachtl. „Das wern ma glei segn“ sagt da Kada Braunz. „Wal i so guit krachseln kann, so krall i auf an hoch'n Bam aufi, daß i woaß, wo das Liacht is.“ Das hat a a dan [3]), und wir a awi kemma is, san's alli segſi drauf zui gonga. Das Liacht is allawal greßar worn, und wirs schon dabei warn, segn's a Haus, was ganz beleucht woar. D' Fenſta woarn alli offa. Da schleicht si da Hahn hin, und schaut eini, und wir a wieda zruckkemma is, hat a gsagt, daß a Diab' gsegn hat, dö an ganzen Haufa Geld zöhlt ham. „Warts,“ sagt da Ochs, „de wern ma schön dawisch'n. I spring z'erſt bein Fenſta eini. Da wean's alli dakemma [4]), und davonrenna, und uns s' Geld daloß'n; und wanns drauſtn san, springts ös erſt nach.“ Richti. Da Ochs geht zun Fenſta hin, und batscht olßa ganza eini. Da lassen dö Diab allas lieg'n und steh'n und fohrn aus.

---

[1]) Jetzt in einen.
[2]) Müde.
[3]) Hat er auch gethan.
[4]) Erſchrecken.

Dö Vicha ham ſi irtzt üba 's Geld herg'macht und ham ſi's thalt, und nacha ſans ſchlofa gonga. Wal ſö ſi's awa denkt ham, daß di Diab bei da Nacht um eana Geld kemma wern, ſo ſagt da Hund: „i leg mi zu da Thür.“ Da Kada Braunz ſagt, er legt ſi auf'n Herd zu da Gluit. Der Ochs hat ſi auf'n Miſthaufa, dö Gans auf'n Diſch und d'Sau in Hof g'legt und da Hahn hat ſi auf's Dach g'ſetzt. Wir bei da Nacht dö Diab is Haus ham wolln, hads zerſt da Hund bei der Thür biſſen. Irzt hams woll'n bei da Gluit a Liacht macha; da hats aba da Kada Braunz is G'ſicht krallt. Irzt hams woll'n 's Geld von Diſch nemma, da hat's aba dö Gans recht in d'Finga zwickt. Wal ſö ſi bei da Thür nimma außi traut ham, ſo hams wolln durch'n Hof fortrenna. Da hats awa d'Sau niedagſchmiſſ'n und da Ochs hats mit ſeine langan Heandl aufgabelt. Da Hahn hat von Dach owa-gſchrian: Warum nemt's eng denn 's Geld nöt mit?“ — So ſan di Diab ganz bluiti fortkemma, und ham 's Geld erſt nöt ghabt. Dös ham d'Vicha in andan Tag mit eana gnoma, und ham recht guit g'lebt davon.

Dort läuft eine Maus und die Geſchichte iſt aus.

13. Der kleine Schneider.

Es war einmal ein armer Taglöhner, der sich mit seiner Frau und seinen drei Kindern nur kümmerlich durchbrachte. Als der älteste Sohn vierzehn Jahre alt war, kam er zu einem Schlosser in die Lehre; ebenso der zweitälteste. Als aber an den jüngsten, Namens Hanns, die Reihe kam, war er noch viel zu schwach, um in die Lehre zu gehen, und mußte also einstweilen seines Vaters Gänse hüten.

Eines Tages kam ein altes Weib zu den Taglöhnersleuten, mit welchen sie bekannt war. Dieses Weib stand im Rufe einer Zauberin, und die Mutter fragte sie deshalb, was sie mit dem kleinen Hannsl anfangen sollten. Die Alte sagte: Ei was, laßt ihn einen Schneider werden, das ist ein Handwerk, was einen goldenen Boden hat. Und wißt ihr was, da habt Ihr einen kleinen Fingerhut, den gebt dem Hanns. So, und jetzt b'hüt euch Gott. Mit diesen Worten gab sie der Mutter einen kleinen Fingerhut, welchen diese dem gerade vom Gänsehüten heimkehrenden Hanns übergab. Er bedankte

ſich bei der alten Frau, und dieſe gab ihm, über den großen Dank erfreut, auch eine Scheere und befahl ihm nie mit einer andern Scheere oder einem andern Fingerhut zu arbeiten, als mit dem ihrigen.

Schon in der nächſten Woche kam Hanns zu einem Schneider im Dorfe. Weil er den bezauberten Fingerhut hatte, ſo konnte er das nähen bald beſſer als es je ein Schneider gekonnt hatte. Jetzt ſollte er auch das zuſchneiden lernen; das ging nun mit ſeiner Scheere auch recht gut, und darum ward er von ſeinem Lehrherren freigeſprochen.

Er kam nun in die nächſte Stadt, wo ihn aber niemand aufnehmen wollte, denn er war ſo klein wie ein ſechsjähriger Knabe. Endlich fand er bei einer Schneiderswittwe Arbeit. Die machte ihn bald wegen ſeiner Geſchicklichkeit zum Werkführer über ihre zehn Geſellen. Dieſe wollten ſchier vor lauter Neid zerplatzen, denn ſie waren viel älter und ſchon lange bei der Wittwe im Dienſte. Sie ſprachen alſo zu einander: Wir müſſen dieſem Gelbſchnabel einen Poſſen ſpielen, denn das leiden wir nicht, daß der kleine Sterzel unſer Altgeſelle iſt.

Sie hatten bemerkt, daß Hanns nie mit einer andern Scheere als der ſeinigen ſchnitt, und ſie nahmen ſich deshalb vor, dieſe ihm zu entwenden und ſelbſt zu benutzen. Gedacht, gethan. Einer der Geſellen nahm ihm eines Tages die Scheere und ſchnitt damit einen Rock zu. Er ſpürte bald wie die Scheere von ſelbſt fort und fort zuſchnitt und ſeine Hand nachzog. Aber, o Schrecken! als er den Rock entfaltete, war es ein Rock für einen Bucklichen und der eine Ärmel war um eine halbe Elle länger als der andere. Fluchend und

ſcheltend warf er die Scheere weg und verabredete ſich mit ſeinen Kameraden den Hanns wegen Hechſerei zu verklagen. Hanns aber witterte das und entfloh.

Als er ſchon ein paar Tagereiſen zurückgelegt hatte, kam er in eine Stadt, in welcher alle Leute in Mehlſäcke gekleidet waren. Er trat unter das Stadtthor und wurde von einem Paare ſolcher in rothe Mehlſäcke gekleideter Männer gepackt und in ein Haus vor eine Verſammlung von Männern geſchleppt, die in ſchwarze Mehlſäcke gekleidet waren. Einer derſelben ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß alles krachte, und ſchrie: In welcher Kleidung kommſt du in dieſe Stadt und wer biſt du? Hanns ſagte: Ich bin ein Schneider; und was meine Kleidung betrifft, ſo iſt ſie nach der neueſten Mode. Ha, Unglücklicher, ſchrie der Richter, denn ein ſolcher war es, weiſt du denn nicht, daß jeder, der dieſe Stadt betritt, einen Sack anhaben muß und daß du wegen Übertretung dieſes Geſetzes 100 Stockſtreiche bekommſt? Und weiſt du nicht, daß jeder Schneider, der dieſe Stadt betritt, um die Königstochter mit einem Rieſen kämpfen muß?

Ja, wie ſollt ich denn das wiſſen, ſagte Hanns ganz verblüfft. Unwiſſenheit entſchuldigt nicht, entgegnete der Richter, du muſt mit dem Rieſen kämpfen, die Prügel aber werden dir erlaſſen, denn du wirſt ohnehin im Kampfe mit dem Rieſen dein Ende finden.

Auch gut, dachte Hanns, wieder etwas erſpart. Jetzt wurde er von zwei Soldaten in's Gefängnis geführt, wo er bis zum nächſten Tage bleiben ſollte. Der Gefangenwärter fühlte Erbarmen mit dem kleinen Schneiderlein, und blieb

bei ihm die ganze Nacht auf, indem er mit ihm plauderte. He, fragte Hanns, jetzt sagt mir einmal, warum geht ihr denn da in Säcken herum, und warum sind denn die Schneider bei euch gar so verhaßt? Ich begreife gar nicht, was es für ein Verbrechen ist, das ehrsame Schneiderhandwerk zu betreiben?

Nun, sagte der Gefangenwärter, ich will's dir gleich erzählen. Unsere frühere Königin war sehr eitel, und diese Eitelkeit ging so weit, daß sie alle Tage sieben neue Kleider anzog. Obwohl das schrecklich viel Geld kostete, hätte es doch nichts gemacht, wenn nicht der Luxus auf der Königin Tochter übergegangen wäre. Diese trieb es aber noch viel ärger, als ihre Mutter, denn sie that den ganzen Tag nichts als Kleider an und ausziehen. Da riß dem Könige die Geduld; er jagte die Königin davon, sperrte die Tochter in einem Turm und ließ sie von einem Riesen bewachen. Dann gab er das Gesetz heraus, daß alle Bewohner Säcke tragen sollten, und vertrieb die Schneider als die Urheber seines Unglückes aus seinem Reiche und verbot ihnen je wieder zu kommen.

Am andern Morgen, schon in aller Frühe ging Hanns von Häschern und Soldaten begleitet zum Walde. Als sie so nahe gekommen waren, daß sie den Riesen schnarchen hörten, verließen die Häscher den Hanns, und sagten ihm, er solle nur gerade fortgehen. Auf einmal stund das alte Weib, das ihm Fingerhut und Scheere gegeben, vor ihm und sagte: Da hast du einen Igel und einen Vogel, gib' acht auf beide, du wirst sie alle zwei noch recht gut brauchen. Sie sprach es und verschwand.

Hanns ging indeſſen weiter, bis er plötzlich des Rieſen Stimme hörte und deſſen gräuliche Geſtalt hinter einem Baume hervortreten ſah. Du kleiner, elender Knirps, du willſt dich mit mir meſſen? Nun gut, ſieh einmal, wer die Kugel weiter ſchieben kann, ich oder du; hier iſt eine Kegelbahn. Und er nahm eine Kugel aus dem Sacke und ſchob ſie weit, weit fort. Hanns aber ließ ſeinen Igel laufen, und der ließ nicht eher nach, bis er vor des Rieſen Kugel war. Ärgerlich rief er: Nun ja, das hätteſt du gewonnen, jetzt komm' hieher. Siehſt du, dieſer Turm da hat 15 Stockwerke und an das letzte treffe ich. Er warf aber ſeinen Stein nur in das 12. Stockwerk. So, nun wirf du auch! Hanns ließ ſeinen Vogel auffliegen und dieſer flog weit über den Turm hinweg. Das hätteſt du auch gewonnen, jetzt gilt's nur, wer höher ſpringt, ſagte der Rieſe und ſprang über eine Eiche.

So, ſagte Hanns, jetzt ſei ſo gut und biege mir dieſe Pappel um, damit ich ſie meſſe. Der Rieſe bog ſie um und Hanns hielt ſich am Gipfel derſelben an. Kannſt ſchon auslaſſen, rief er dem Rieſen zu, ich weiß ſchon wie lang ſie iſt. Der Rieſe ließ los und Hanns flog von der Pappel emporgeſchnellt über einige Bäume, die höher waren als die Eiche, über die der Rieſe geſprungen war.

Da rief der Rieſe: Du haſt dir das Leben gerettet, und noch dazu die Königstochter gewonnen! dann hob er Hannſen in die Höhe, ſo daß er im dritten Stockwerke durch ein Fenſter die Königstochter erblicken konnte. Er ſpazierte auch gleich durch das Fenſter hinein.

Alsdann gingen beide, Hanns und die Königstochter zum Könige und erzählten ihm, daß der Riese überwältigt worden sei.

Der König trat an Hanns das Königreich ab und Hanns lebte mit seiner Frau noch lange Jahre.

Aber was hat der neue König mit den Wunderdingen gethan? Mit der Scheere hat er aus bösen Menschen gute geschnitten, und mit dem Fingerhute hat er seinen Soldaten die abgehauenen Köpfe, Arme und Füße wieder angenäht, und alle waren dann wieder so frisch und gesund wie vorher. Und wer's nicht glauben will, kann's bleiben lassen.

14. Der Schneider und der Jäger.

Ein Schneidergeſelle, der ſeines Handwerks überdrüſſig war, wanderte in die Welt hinaus. Als er die erſte Tagreiſe zurückgelegt hatte, kam er in einen dunklen Wald und hörte hier jemand ſingen. Er ging näher hinzu und ſah einen Jäger, der neben einem Baume ſaß und ſich ein Liedchen ſang. Der Schneider fragte den Jäger, warum er hier im Walde müßig ſitze, ſtatt ſeinem Geſchäfte nachzugehen. Deſſen bin ich ſatt, erwiederte der Jäger, lieber wäre es mir, wenn ich auf Abenteuer ausgehen könnte. Froh dieſer Worte lud ihn der Schneider ein mit ihm zu gehen. Der Jäger willigte ein und nun ſtreiften die beiden durch den Wald. Aber die Nacht ereilte ſie, ehe ſie aus dem Walde gelangen konnten, und ſie muſten daher in demſelben übernachten.

Beide ſetzten ſich auf einen hohen Baum und ſchliefen feſt bis zum anbrechenden Morgen. Beim Aufgang der Sonne erwachten ſie und gingen nun wieder neu geſtärkt weiter. Als ſie ſchon lange im Walde gegangen waren, wurden ſie plötzlich durch ein ſchallendes Gelächter in ihrem Ge-

ſpräche geſtört. Sie ſchauten auf und erblickten wenige Schritte vor ihnen ein Männlein, das mit dem Finger winkte, ihm zu folgen.

Sie thaten das und bald ſtunden ſie vor einem gar gewaltigen Schloſſe. Das Männlein ſchlug mit einem Stäbchen an das große eiſerne Thor, und es öffnete ſich. Das Männlein zeigte auf eine Thür im Hofraume und verſchwand. Der Schneider meinte, das Männlein wolle damit anzeigen, daß ſie durch jene Thür gehen ſollten. Er nahm daher den Jäger bei der Hand und führte ihn mit ſich. Sie kamen in eine Küche, wo links ein kleiner Herd, rechts eine Thür ſich befand. Durch dieſe gelangten ſie in ein geräumiges Zimmer, in dem zwei Betten, ein Tiſch und zwei Seſſel ſtanden. Das alles ſchien für ſie ſchon bereit.

Der Jäger war muthig und kühn, nicht ſo der Schneider. Dieſer war vielmehr vorſichtig; er fand es daher für gut, die Maßregeln ſo zu treffen, daß Nachts immer nur einer zur Ruhe ſich begebe, der andere aber wache; denn es kam ihm in dieſem Schloſſe etwas unheimlich vor, ſeitdem das Männlein verſchwunden war.

Die erſte Nacht hatte der Schneider die Wache. Er ſtellte ſich einen Seſſel in die Küche neben den Herd und heizte; denn es war Spätherbſt und kalt. Der Jäger hatte ſich mittlerweile in eines der im Zimmer befindlichen Betten gelegt und ſchlief ſchon feſt, als die Mitternachtsſtunde nahte. Da wurde leiſe die Thür geöffnet, und hereintrat ein grün gekleideter Zwerg. Der ging zum Herde, hielt die Hände über das Feuer und ſah dabei den Schneider mit wehmütigem

Blicke an. Als der Schneider dieses sah, legte er ein Stück Holz in's Feuer; er glaubte dadurch dem Männlein nach seinem Willen gethan zu haben. Wirklich freute sich der Zwerg, denn er klopfte dem Schneider auf die Achsel und entfernte sich dann mit heiterer Miene.

Bald darauf erwachte der Jäger, denn es war schon der Morgen angebrochen. Als er sich nun im Bette aufrichtete, um den Schneider von seiner Wache abzurufen, gewarte er auf dem Tische eine Menge von Speisen. Hoch erfreut darüber sprang er gleich aus dem Bette und holte den Schneider. Noch immer staunend machten sie sich über das treffliche Mahl her und ließen es sich wohl schmecken, denn ihre Magen hingen schon etwas schief. Nach dem Mahle unterhielten sie sich noch einige Zeit von ihrer Reise und den Abenteuern, die sie wohl noch zu erleben hätten.

Als die Nacht anbrach, sollte dießmal der Jäger die Wache haben.

Voll Angst und Bangigkeit ging der Schneider zu Bette, während der Jäger ohne Furcht in die Küche hinausging und dann tüchtig auf dem Herde feuerte. Auch diese Nacht kam das Männlein und wollte sich wärmen, aber es fand jetzt nicht den gutherzigen Schneider. Der Jäger, ein roher unbesonnener Kerl, wollte es sich durchaus nicht gefallen lassen, daß ein so kleiner Sterzl es wage, sich an seinem Feuer zu wärmen. Er nahm daher ein Stück Holz und klopfte mit demselben wacker auf die Finger des armen Männleins los. Über die Rohheit und Unbarmherzigkeit

erzürnt, entfernte sich das Männlein mit den Worten: sollst es büßen, und drohte dem Jäger.

Der Schneider hatte dem Jäger von dem Vorfalle in der vorigen Nacht nichts gesagt, denn er wollte die Wachenacht des Jägers abwarten, um zu sehen, ob denn dieser nicht auch einen solchen Besuch bekäme. Als ihm nun der Jäger die Sache erzählte, that auch er ein gleiches, und machte dem Jäger Vorwürfe, daß er so grob und keck gewesen.

Mit noch größerer Furcht als das erstemal ging er diesen Abend auf die Wache. Zur bestimmten Stunde erschien auch wieder das Männlein und wärmte sich. Der Schneider wollte die Unart des Jägers wieder gut machen und legte statt eines mehrere Stücke Holz nach. Das Männlein war darüber sichtbar erfreut, zog einen Ring von seinem Finger und steckte ihn an den Finger des Schneiders, indem er sprach: Willst du irgend einen Wunsch erfüllt haben, so brauchst du nur den Ring am Finger zu drehen, und ich werde dir sogleich zu Diensten sein. Dann verneigte sich der Zwerg und ging.

Am Morgen erzählte der Schneider dem Jäger wieder das vorgefallene, nur vom Ringe sagte er ihm nichts. Der Jäger aber verlachte ihn nur und sagte: Du bist ein feiger Kerl, warte nur, ich werde dem Kleinen schon zusetzen. Der Schneider aber warnte ihn davor, denn er hatte die sichere Überzeugung, daß sie in einem Zwergenschlosse sich befänden und meinte, wenn sie hier keck wären, so würde es mit ihrem Fortkommen schlecht aussehen. Er suchte daher den Jäger zur eiligen Flucht zu bewegen, was ihnen möglich gewesen

wäre, da der Schneider den Zauberring hatte. — Der Jäger aber wollte den armen Zwerg durchaus noch einmal tüchtig durchprügeln, falls er es wagen würde, in die Küche zu kommen.

Der Jäger ging auf die Wache, der Schneider legte sich unruhig in's Bett und konnte nicht schlafen, denn er ahnte die Schläge, die sie bald erhalten würden. Zur gewöhnlichen Stunde kam das Männlein wie vorher und wollte sich wärmen. Der Jäger that, wie er sich vorgenommen und hieb mit aller Kraft auf den Buckel des Kleinen los. Jetzt aber war der Zwerg nicht so geduldig und ruhig, wie früher; er erhob vielmehr ein schreien, worauf es augenblicklich in der Küche von Zwergen wimmelte, die alle über den Jäger herfielen und ihn so lange derb durchprügelten, bis er sich durch das offene Thor in's Freie gerettet hatte. Der Schneider war aus dem Bette gesprungen und hatte glücklich ohne Schläge das Freie erreicht.

Noch eine lange Strecke liefen beide mit einander fort, bevor sie sich getrauten stehen zu bleiben, um sich zu erholen. Jetzt erst schmerzten den Jäger die Wunden, die ihm die Zwerge geschlagen hatten; er muste aber trotzdem lachen über den Schneider, denn er sah diesen bis auf Hemd und Unterhose ausgezogen vor sich stehen. In der Eile hatte nämlich dieser vergessen sich anzukleiden und war, wie er im Bette gelegen, fortgelaufen. Nun aber fiel es ihm ein, daß er ja den Zauberring habe. Er drehte ihn und augenblicklich stunden zwei Zwerge vor ihm, die ihm sein zurückgelassenes Gewand hinhielten. Der Schneider nahm das Gewand und

zog es an. — Die beiden Zwerge waren mittlerweile verſchwunden.

Der Jäger war vor Erſtaunen faſt außer ſich und meinte, der Schneider habe mit den Zwergen einen geheimen Bund geſchloſſen. Seit dieſer Zeit war er auch gegen den Schneider immer mistrauiſch und ſuchte ſeiner los zu werden.

Sie mochten wohl ſchon wieder eine große Strecke Weges zurückgelegt haben, da ſetzten ſie ſich unter einem Baume nieder, um auszuruhen von den Beſchwerden, die ſie gehabt hatten. Der Hunger quälte ſie auch nicht wenig und ein gedeckter Tiſch wäre da nicht am unrechten Platze geweſen. — Der Schneider, der ſich fortwährend ſeines Ringes erinnerte, drehte dieſen und ſogleich entſtand eine ungeheure Spalte vor ihnen in der Erde. Aus dieſer Spalte heraus kamen zuerſt vier Zwerge mit einem Tiſche, den ſie vor die beiden Wanderer hinſtellten; dann kamen ſieben Zwerge mit Speiſen und hinter dieſen ſieben kamen noch fünf, die Eßwerkzeuge, Geſchirre und Seſſel trugen; auch an Wein fehlte es nicht. Ebenſo wie die ganze Zwergendienerſchaft gekommen, war ſie auch wieder verſchwunden.

Der Jäger unterließ diesmal das ſtaunen, denn der Hunger quälte ihn zu ſehr; er fiel vielmehr über die Speiſen her und verſchlang, was er nur faſſen konnte. Nachdem die beiden ſatt waren, verſchwand der Tiſch ſammt Speiſen und Geſchirre.

Nun erſt fiel es dem Jäger ein, daß die Speiſen und ſämmtlichen Geräthe von Zwergen gebracht ſeien; er erinnerte ſich auch zugleich der beiden Zwerge, die dem Schneider das

Gewand gebracht hatten und nun glaubte er desto fester, der Schneider stünde mit den Zwergen im Bunde und sein Mistrauen wuchs immer mehr.

Der gutmütige Schneider merkte jedoch von allem dem nichts. Merkwürdiger Weise war, seit er den Zauberring hatte, alle Furcht aus ihm gewichen und sein Muth übertraf jetzt den des Jägers.

Sie waren endlich aus dem Walde heraus auf eine Landstraße gekommen; auf dieser gingen sie nun fort und kamen zu einer Stadt. Als sie in dieselbe eintraten, bemerkten sie in den Gesichtern der Leute Traurigkeit. Sie fragten um die Ursache derselben und erfuhren folgendes: Es herrschte daselbst ein äußerst hartherziger König. Dessen Tochter sollte heiraten und er gab den Befehl, daß von sämmtlichen Schneidern der Stadt einer nach dem andern ein Kleid für seine Tochter anfertigen solle und zwar so schön und passend, als es dem Könige erwünscht war. Konnte dieß ein Schneider, so stund ihm eine große Belohnung bevor, im Gegentheile wartete seiner der Tod.

Der Schneider dachte sich: Schau, da kannst du vielleicht die Schneider dieser Stadt aus ihrer Noth retten, und kehrte bei einem Schneider ein.

Zufälliger Weise war dieser Schneider derjenige, an den die schwere Aufgabe zuerst gestellt war. Als sie in das Haus dieses Schneiders eintraten, begegneten sie nur klagenden. Der Schneider sollte nämlich am folgenden Morgen das Kleid zum Könige bringen und gefiele es diesem nicht, so würde er nicht mehr nach Hause zu Weib und Kind zurück-

kehren. Nachdem beide dieſes erfahren hatten, verſprach der wandernde Schneidergeſelle den bedrängten Schneider zu retten. Er begehrte daher den Stoff; dieſen hatte aber der Schneider ſchon in Stücke zerſchnitten und nun ſchien die Rettung unmöglich. Aber der Schneidergeſelle nahm den Stoff, indem er meinte, das thue nichts zur Sache und ging mit dem Jäger in das für ſie beſtimmte Kämmerlein. Abends legte der Schneidergeſelle den Stoff auf den Tiſch, dann drehte er ſeinen Ring mit dem Wunſche, daß die Zwerge, während der Schneider mit ſeiner Familie ſchlafe, herbeikämen und das Kleid anfertigten; dann legte er ſich ſchlafen. Nachts um zwölf Uhr wachte er auf und ſchon ſtunden zwei Zwerge an ſeinem Bette, die ihm das fertige Kleid übergaben. Der Schneidergeſelle ſtund auf und übergab das Kleid dem Schneider. Dieſer ging zitternd damit zum Könige. Die Tochter zog das Kleid an und ſiehe — es war ſo gelungen, daß es kein Schneider in der Welt beſſer hätte machen können. Der Schneider erhielt die zugeſagte Belohnung, und lief freudig nach Hauſe. Hier aber traf er die beiden Wanderer nicht mehr. Dieſe waren nämlich, während der Schneider beim Könige war, fortgereiſt.

Hoch erfreut war der Schneidergeſelle bei dem Gedanken, einen Schneider glücklich gemacht und vielleicht viele vom Tode gerettet zu haben. Der Jäger hingegen war jetzt noch viel neidiſcher gegen den Schneider als vorher.

Sie waren ſchon wieder lange gegangen, da kamen ſie auf eine ſehr ſchöne Wieſe. In der Mitte dieſer Wieſe lag ein ungeheuer großer Stein. Sie gingen hin, um zu unter-

ſuchen was unter dem Steine ſich befinde. — Aber wie den Stein wegbringen? — Ihn wegzuwälzen waren beide nicht im Stande und anders ging es nicht. Der Schneider aber drehte ſeinen Ring und ſogleich rollte der Stein von der Stelle und an derſelben war ein großes Loch in der Erde. Da an Neugierde einer den andern übertraf, ſo wollte nun jeder wiſſen, was denn unter dieſem Loche verborgen wäre. Sie kamen überein, daß der eine von dem andern hinabgelaſſen werden ſollte. Der Jäger flocht Stricke aus Stroh, band ſie zuſammen und dieß ſollte als Strick zum hinunterlaſſen dienen. Zuerſt ließ der Jäger den ihm an Muth überlegenen Schneider hinunter.

Der Schneider glaubte in eine neue Welt gekommen zu ſein; die Schönheit, die hier herrſchte, übertraf alles, was er bisher noch geſehen. Er ging durch einen wunderſchönen Garten und kam zu einem Schloſſe. Als er ſo ſtand und bewundernd ſchaute, traten aus dem Schloſſe drei Prinzeſſinnen. Alle drei waren Schweſtern, Königstöchter und von einem Drachen geraubt worden. So waren ſie in dieſes Schloß gekommen und die ihrigen wuſten nichts davon. Täglich flog der Drache fort und wenn er wieder kam, muſten ſie ſeiner ſchon im Garten warten. Da legte er ſich auf ihren Schoß und ſie muſten ſeinen Rücken bürſten, während dem er immer einſchlief. Der Vater der Prinzeſſinnen hatte die Hand ſeiner jüngſten Tochter nebſt ſeinem Reiche demjenigen verſprochen, der ſeine Töchter befreien würde.

Alle drei grüßten nun den Schneider, gingen zu ihm und fragten ihn, ob er ſie erlöſen wolle; er müſſe aber,

fügten sie hinzu, einen Drachen bekämpfen. Der Schneider willigte ein. Die Prinzessinnen gaben ihm ein Schwert und nun muste er hinter einem Busche die Ankunft des Drachen erwarten, während sich die Prinzessinnen auf die eine Bank setzten.

Es währte nicht lange, da hörte der Schneider ein Brausen, und Flammen sprühten in der Luft. Der Drache kam schnaubend in den Garten und legte sich auf den Schoß der Prinzessinnen und indem ihn diese bürsteten, schlief er ein.

Da trat der Schneider mit dem Schwerte hervor und stieß es dem Drachen in den Hals. Der Drache war tot und die Prinzessinnen gerettet. Schnell begab sich der Schneider mit den Prinzessinnen zur Öffnung und rief dem Jäger, er solle zuerst die Prinzessinnen und dann ihn hinaufziehen. Der Jäger that es. Als er aber den Schneider schon zur Hälfte in die Höhe gezogen hatte, schnitt er den Strick ab und so fiel er wieder zurück.

Der Schneider hatte bisher seines Ringes ganz vergessen und so muste er eine geraume Zeit in der Höhlung bleiben.

Unterdessen war der falsche Kamerad mit den Prinzessinnen zum Könige gekommen, hatte sich dort für ihren Befreier ausgegeben und schon nahte der Tag der Vermählung. — Da erinnerte sich der Schneider seines Ringes. Er drehte ihn und augenblicklich waren hunderte von Zwergen beschäftigt eine Stiege zu bauen, die zum Ausgange des Loches führte. Als dieselbe fertig war, gelangte der Schnei-

der in's Freie. Nun drehte er den Ring unter dem Wunſche, ein Zwerg möchte kommen und ihm den Weg zum Könige zeigen. Wirklich erſchien ein Zwerg und führte ihn zum Könige. Dort betheuerte er, daß er der Befreier der Prinzeſſinnen ſei. Dieſe Ausſage beſtätigten die Prinzeſſinnen. Der Jäger wurde zwar mit einem Kiſtchen Gold beſchenkt aber zugleich aus dem Lande verbannt. Der Schneider heiratete nun eine Tochter des Königs und herrſchte weiſe und glücklich über ſeine Unterthanen. Ob er aber noch lebt, weiß ich nicht.

15. Die 13 Brüder.

Ein armer Jäger hatte seit langem kein Wild erlegen können; Pulver und Blei waren verschossen, und eben wollte er mit der letzten Kugel seinem Leben ein Ende machen. Da flog über ihm etwas schwerfälliges auf. Der Jäger läst erschrocken sein Gewehr fallen, sieht hinauf und bemerkt hoch auf einem Baume ein riesengroßes Nest. Vielleicht sind Eier in dem Neste, dachte er und stieg hinauf. Und wirklich, vier riesengroße Eier fand er in dem Neste, so groß, daß er sie kaum tragen konnte. Wie wird sich mein Weib freuen, sagte er halblaut vor sich hin, steckte die Eier behutsam in seine Jagdtasche und stieg hinunter. Zerstöre nicht, was du trägst, hörte sich auf einmal der Jäger anrufen, zerstöre nicht, und du wirst glücklich werden. Dieß kam dem Jäger gerade nicht sehr gelegen, denn sein Weib und seine drei Kinder hatten schon lange nichts gegessen.

Da kommt ein Hase des Weges. Der Jäger reißt sein Gewehr herunter, zielt und es knallt und der Hase ist getroffen. Das machte den Jäger wieder zufrieden und die Eier konnten

ungestört hinter dem Ofen ihren Platz einnehmen. Der Hasenbalg wird verkauft und dafür wieder etwas Pulver und Blei angeschafft. Doch es nützte wieder nichts, die Jägerei wollte und wollte durchaus nicht gehen, der alte erfahrene Schütze konnte kein Wild treffen und doch hatten sein Weib und seine Kinder nichts zu essen. Da, in der größten Noth bemerkt er wieder das Nest auf dem hohen Baume, er steigt hinauf und findet acht Eier darin. Frohes Herzens dankte er Gott für die riesengroßen Eier, aber die verhängnisvollen Worte: zerstöre nicht, hörte er wieder. Voll Verdruß stieg er hinunter, steckte die Eier ein und ging heim. Da läuft wieder ein Hase über den Weg, und der Schuß gelingt ihm. Aha, so ist es, sagte der Jäger zu sich, da muß ich ja täglich hieher gehen, vielleicht werde ich glücklicher. Des andern Tages findet der Jäger in dem Riesennneste nur ein Ei, aber es wird ihm besonders anempfohlen, das Ei ja nicht zu zerstören.

Drei Wochen waren seit dieser Zeit verflossen, der Jäger hatte der Eier ganz vergessen, und seine Jagden waren glücklich. Einmal sitzt er in seiner Stube und putzt sein Gewehr blank. Da kracht und knallt es auf einmal hinter dem Ofen, und ehe sich der Alte von seinem Schreck erholte, stunden dreizehn frische Kerle vor ihm. Um Gottes Willen, was wollt ihr von mir haben? sprach erschrocken der alte Jäger; wenn ich das gewust hätte, was in den Eiern verborgen gewesen, so wären sie gewiß hinter dem Ofen nicht liegen geblieben. Du hättest nicht gut gethan, ließ sich der jüngste hören, wir sind unser dreizehn, was können wir nicht vereint

vollbringen? Gewiß, wir werden deiner nie vergeſſen, und dir die Wohlthat dereinſt reichlich lohnen. Höre mich an: Der König braucht Krieger, er wird hart vom Feinde bedrängt, gehe hin, ſage was du weiſt, und bitte für uns um Dienſt in ſeinem Heere. Lange bedurfte es, ehe ſich der alte Weidmann von ſeinem Schrecken erholte, beſonders das gebietende Weſen des jüngſten behagte ihm nicht. Dieſem jüngſten von euch müſt ihr alle gehorchen, ſagte der alte Jäger den übrigen zwölfen, er redet geſcheid, und hat gewis mehr Verſtand als wir alle. Dann nahm er ſeinen Hut, hängte ſeine Büchſe über die Achſel und eilte zum Könige. Der nahm ſie gern auf, und ließ ſie ſogleich vor ſeinen Thron rufen. Der jüngſte wurde auch von ihm als der tüchtigſte erkannt und er machte ihn zum Hauptmann. Das verdroß aber die übrigen Brüder, ſie beneideten ihn ſeiner Stelle wegen, und beſchloſſen ihn zu vernichten. Gelegenheit bot ſich ihnen bald dar. Unweit der Stadt lag eine Wieſe, welche ſchon ſeit undenklicher Zeit nicht gemähet war. Man konnte ſie aber auch nicht mähen, denn es kamen immer dreizehn Roſſe dahergerannt und zertraten und zerſtampften das Gras ſo ſehr, daß man es nicht mehr brauchen konnte. Die dreizehn Brüder ſollten nun dieſe Wieſe abmähen. Sie unterzogen ſich auch freudig der Aufgabe, weil ſie dabei ihren Bruder zu vernichten dachten.

Als ſie anfingen zu mähen, erſchienen ſogleich die dreizehn Pferde und wollten wieder ihre alte Wirtſchaft treiben. Fangen wir die Pferde, ſagte der jüngſte zu ſeinen Brüdern, jeder eines, es ſind unſer gerade auch dreizehn. Er lief zuerſt

zu den Pferden, um eines zu fangen. Das gerade wollten die Brüder, denn sie glaubten, die Pferde würden ihn zerreißen, doch siehe, jedes Pferd ließ sich von ihm berühren und ward augenblicklich zahm. Wie das die übrigen sahen, liefen sie hin und jeder suchte sich ein Pferd heraus; jeder wollte das schönste haben, so daß dem jüngsten nur ein magerer Schimmel blieb. Der sprach: Sei mit mir wohl zufrieden, Löwenzahn, denn ich werde dich, wenn du mir gehorchst, glücklich machen. Unser Löwenzahn erstaunte ob der Sprache des Pferdes, es gab ihm einen Namen, den er nicht verdiente, und verhieß ihm Glück, wenn er ihm folge.

Als der König das Abenteuer vernommen hatte, bangte ihm auch vor Löwenzahn, und er sann nun selbst, wie er ihn verderben könne. Da erinnerte er sich seiner Braut, die ihm einst geraubt worden und schickte den Löwenzahn hin, mit dem Auftrage sie zu holen.

Ganz seinem Pferde vertrauend, ritt Löwenzahn fort. Das Pferd wuste den Weg und auch die Mittel, wie die geraubte Königstochter zu erlösen sei. Eines Morgens ritten sie bei einem Teich vorbei; da lag ein Karpfen im Schlamme und konnte sich nicht helfen. Mitleidig hob ihn Löwenzahn in's Wasser und der Karpfen verhieß, er wolle ihm auch einmal beistehen, wenn er in Noth sei. Er ritt weiter, und fand einen Hund an einer Kette, die an einem Felsen angeschmiedet war. Auch diesen befreite er, und der Hund versprach, er wolle ihm dankbar sein. Auch einen Adler befreite er, und der machte ihm ein gleiches Versprechen. Endlich kamen sie bei der Zauberin an, diese hieß sie willkommen. Sie sperrte beide

in den Schweinſtall und gab ihnen Menſchenfleiſch zu eſſen. Das Pferd aß nichts und Löwenzahn auch nichts. Um nun die Königstochter zu erlöſen, ward dem Löwenzahn aufgetragen, er müſſe drei wüthende Pferde reiten. Das Pferd gab ihm ſeinen Sattel, der ſo ſchwer wurde, daß die Pferde daran zu ſchleppen hatten. Störriſch erhob ſich das erſte Pferd in die Lüfte, aber der Sattel ward ihm bald zu ſchwer und es muſte ſich bald auf die Erde niederlaſſen. Da verwandelte es ſich in einen Haſen und jagte davon. Ach, wenn ich jetzt einen Hund da hätte, ſprach Löwenzahn, und augenblicklich ſieht er einen Hund dem Haſen nachjagen und ihn auch bald einbringen. Löwenzahn nahm den Haſen dankbar an, und warf ihn der Zauberin vor die Füße. Des andern Tages ritt er ein noch wüthenderes Pferd, aber der Sattel ward auch dieſem Pferde zu ſchwer, es ließ ſich auf die Erde nieder und verwandelte ſich in einen Vogel. Jetzt könnte mir der Adler gute Dienſte leiſten, dachte ſich Löwenzahn, und bald nahet ſich ein Adler, der ihm den Vogel bringt. Zähneknirſchend nahm ihn die Zauberin. Und nun ſollte Löwenzahn das dritte, das böſeſte Pferd reiten. Als er das Pferd beſteigen wollte, ſchlich ſich die Zauberin hinter ihn, und wollte ihn mit einem Stäbchen berühren. Löwenzahn hatte es aber gleich bemerkt, riß ihr das Stäbchen aus der Hand und berührte ſie ſelbſt damit. Die Zauberin verwandelte ſich in Stein, da hob das Pferd ſich ſchnell in die Lüfte und ſiebenmal kreiſte es herum. Dann verwandelte es ſich in einen Fiſch und verſchwand im Meere. Jetzt that der Karpfen ſeine Schuldigkeit. Er ſpie den Fiſch an's Ufer und Löwen-

zahn schnitt ihm den Bauch auf, fand darin einen Schlüssel, sperrte das Zimmer auf, wo die Prinzessin gefangen saß und führte sie ihrem Bräutigam zu. Doch die Prinzessin wollte um keinen Preis den König heiraten. Sie habe ihr Brautkleid bei einem Zauberer, und das müsse sie erst haben. Löwenzahn wurde darnach ausgeschickt, und nach vielen Gefahren brachte er der Prinzessin eine verschlossene Kiste. Ich habe aber keinen Schlüssel, sagte die Prinzessin, und Löwenzahn muste wieder aushelfen. Er brachte auch den Schlüssel. Doch wie erstaunten der König und auch Löwenzahn, als sie den Inhalt der Kiste sahen: nichts anderes als ein altes Schwert. Ihr Erstaunen stieg noch höher, als die Prinzessin beide niederknieen hieß und sie köpfen wollte. Derjenige, sagte sie, der ein edles Blut hat, wird wieder lebendig. Löwenzahn hatte nichts zu verlieren und kniete nieder, der König jedoch wollte sich unter keiner Bedingung dazu verstehen, und nur die Überzeugung, daß in seinen Adern wirklich edles Blut rolle, vermochte ihn endlich sich köpfen zu lassen — und siehe, Löwenzahn wurde lebendig und der König blieb für immer tot. Darauf heiratete die Prinzessin den Löwenzahn und das Volk begrüßte ihn freudig als seinen König, denn alle hatten ihn lieb, und es gab wohl nur 12 Herzen im Lande, die ihm das Glück misgönnten.

Seine zwölf Brüder beneideten ihn seines Glückes wegen. Auch jetzt ruhten sie nicht und suchten ihn zu verderben, obgleich alle eine hohe Stellung im Lande eingenommen hatten. Sie bestachen mit vielem Gelde eine Hechse, und

dieſe bezauberte den König auf einer Jagd. Groß war der Schmerz der Königin, als ſie erfuhr, ihr Gemahl ſei auf der Jagd auf einmal verſchwunden. Die ganze Stadt trauerte um den König. Die Brüder hingegen waren froh des läſtigen Bruders los zu ſein, und einer erkühnte ſich ſogar, um die Königin zu freien. Dieſe jedoch hatte ihre Bosheit geahnet, ſie wurden alle ihrer Würden entſetzt und muſten ſich flüchten. Vorher aber wollten ſie noch den weißen Schimmel, der den König aus ſo vielen Gefahren errettet hatte, ſtehlen und ihn tot ſchlagen, doch das Pferd machte einen ſolchen Lärm, daß die Leute wach wurden und das Pferd noch retten konnten. Die Königin fütterte es mit eigener Hand, und erfuhr nun von ihm, daß der König nicht tot, ſondern verzaubert ſei. Darauf beſteigt die Königin das Pferd, und fort geht es in Galopp. Unterwegs wünſchte das Pferd, ſie müſſe das erſte, woran ſie Wohlgefallen finde, fangen. In einem Walde gelang es ihr eine Nachtigall zu fangen, die ihr beſonders gefiel. Dann ſetzte ſich die Königin wieder auf's Pferd und ritt weiter. Als ſie einen Brunnen erreichte, muſte ſie die Nachtigall dreimal untertauchen. Hölliſche Geſtalten guckten heraus, und drohten ſie zu verſchlingen, doch die Königin ließ ſich nicht irren, und als ſie zum dritten Male die Nachtigall mit Waſſer beſpritzte, ſtand der König ihr Gemahl vor ihr, und dankte ihr freudig für ſeine Erlöſung. Beide ſetzten ſich nun auf das treue Pferd und fort ging's der Heimat zu. Jubelnd begrüßte ſie das Volk und die ſchwarzen Trauertücher muſten den rothen weichen.

Die zwölf Brüder entgingen aber der verdienten Strafe nicht. Als sie erfuhren, daß der König lebe, setzten sie sich zu Pferde und verließen eiligst die Stadt. Der König aber reitet ihnen nach, und findet sie gerade beim Feuer sitzen, das Nachtmahl kochend. Er wirft sein Stäbchen, das er bei der Zauberin erbeutet hatte, in das Feuer und es erwuchs ein Felsen daraus, der Mann und Roß unter sich begrub. Dann ritt der König vergnügt nach Hause, feierte noch einmal die Hochzeit und lebte glücklich bis an sein Ende.

Der alte Jäger lebte auch noch und wurde in hohen Ehren gehalten. Er vermälte seine Tochter mit dem Sohne des Königs, und bei der Hochzeit ward diese Geschichte in eine Kanone geladen und bis hieher geschossen.

16. Der blöde Peter.

Es war einmal ein Knabe, den man allgemein den blöden Peter nannte. Seine Eltern waren frühzeitig geſtorben, und ſo war er aufgewachſen ohne etwas gelernt zu haben. Er verſtand nur wie ein Singvogel zu ſchlagen, und ahmte den Geſang der Lerchen teuſchend nach.

Eines Tages hatte Peter einen gewaltigen Hunger, er ging deshalb in ein Bauernhaus und begehrte zu eſſen. Die Bäuerin gab ihm auch die Überreſte der Mahlzeit, die er auf der Erde ſitzend aß. Plötzlich kam ein Reiter daher, hielt bei dem Bauernhauſe an, und fragte, welcher Weg nach der Burg führe, die der ſtärkſte Rieſe der Erde bewohne. Was wollt Ihr in der Burg machen? fragte die Bäuerin, die von der Burg wuſte. — Der Reiter erwiederte: Die goldene Schale holen, welche die Kraft hat, daß Kranke geneſen, wenn ſie aus ihr trinken, und daß Tote wieder erwachen, wenn man die Schale an ihre Lippen hält; dann die diamantene Lanze, die alles zerbricht und tötet, was man damit berührt. Wem gehört denn jene Burg? fragte Peter, und die Bäuerin gab

zur Antwort: Dem Rieſen, einem Zauberer; es wohnt bei ihm noch ein Bruder, der ebenfalls ein Zauberer iſt. Der Reiter aber ſprach: Mir hilft der Feind des Zauberers, jener hat mir alles geſagt, was ich thun ſoll. — Was hat er Euch denn geſagt? fragte Peter. Er hat mir geſagt, erwiederte der Reiter, zuerſt müſſe ich durch einen verzauberten Wald reiten, dann treffe ich auf einen Zwerg, der ein feuriges Schwert hat, und einen Apfelbaum voll goldener Früchte bewacht, von welchem ich eine haben muß; dann finde ich die lachende Blume, die ein Löwe bewacht. Dieſe Blume muß ich pflücken und durch den Drachenſee ſchwimmen, und mit dem Rieſen kämpfen, der eine Kugel hat, die nie ihr Ziel verfehlt. Nachher komme ich in einen Luſtgarten, darf mich dort aber nicht verleiten laſſen. Dann muß ich durch einen Fluß, an deſſen anderm Ufer ich ein Weib finde. Das ſetze ich hinter mich auf's Pferd, und ſie ſagt mir dann, was ich weiter zu thun habe.

Die Bäuerin zeigte dem Reiter den Weg, und er verſchwand bald hinter den Bäumen.

Da kam der Bauer nach Hauſe, und fragte den Peter, ob er bei ihm bleiben wolle, um das Vieh zu hüten. Peter ſagte ja, und er ward nun Viehhirte.

Eines Tages ſah er einen Rieſen daher reiten, der hatte eine diamantene Lanze. Peter hielt ſie ſogleich für die, von welcher der Reiter geſprochen hatte. Hinter dem Rieſen lief ein Füllen.

Peter ſann weiter nicht darüber nach, und es vergingen mehrere Tage. Da kam eines Abends ein alter Mann, und

blieb bei dem Walde ſtehen. Peter ging auf ihn zu und fragte: Wer ſeid Ihr? Der Mann antwortete: Ich bin ein mächtiger Zauberer und mein Bruder iſt ein Rieſe. Er machte dann in den Sand einige Kreiſe, und murmelte mehrere Worte, und ſogleich erſchien das Füllen, das Peter früher geſehen hatte. Der Mann ſchwang ſich auf dasſelbe und jagte in den Wald. Unſerm Peter kam das ſonderbar vor, aber er ſagte keinem Menſchen etwas von dem geſehenen. Er verſuchte ebenfalls das Füllen herzuzaubern; er machte deshalb ein paar Kreiſe in den Sand und murmelte einige Worte, aber das Füllen erſchien nicht.

Als nun Peter den Rieſen am nächſten Tage wieder in dem Wald reiten ſah, bekam er Luſt auch einmal nach jener Burg zu gehen. Er hielt deshalb immer einen Zaum ſammt einer Schlinge bereit, füllte einen Sack mit Federn und Vogelleim; auch ſtreute er auf den Weg Brotkrumen, um das Füllen aufzuhalten, da er hoffte, daß der Rieſe am nächſten Tage wieder vorbei reiten werde. Der Rieſe erſchien auch, das Füllen roch die Brotkrumen, blieb zurück, und verzehrte ſie. Als der Rieſe weit genug entfernt war, warf Peter dem Füllen geſchwind den Zaum um, und ließ ſich von dem Füllen durch den verzauberten Wald tragen.

Bald erreichte Peter die Wieſe, auf welcher der Apfelbaum ſtand. Dieſen ſah er von einem Zwerge bewacht, der ein feuriges Schwert hatte, welches alles vernichtete, was es berührte. Als der Zwerg den Peter ſah, ſtieß er einen Schrei aus, und ſchwang ſein Schwert. Peter aber zog die Mütze, und ſprach zu dem Zwerge: Ich will nach der Burg,

weil mich der Herr derſelben beſtellt hat. Wer biſt du denn? fragte der Zwerg. „Ich bin der blöde Peter, ein Vogelfänger, und muß nach der Burg, um Sperlinge zu fangen, denn der Herr derſelben hat mich beſtellt, und er gab mir darum ſein Füllen.“

Der Zwerg erkannte das Füllen des Rieſen und dachte, es müſſe wohl wahr ſein, und ſprach zu ihm: „Nun, wenn du ein guter Vogelfänger biſt, ſo fange mir einige, denn ich habe hier auch viele Sperlinge.“

Peter ſtellte ſich nun, als ob er das Füllen an den Baum binden wollte; ſtatt des Füllens aber band er die Schlinge an einem Zweige feſt, und rief dem Zwerg, er ſolle das andere Ende der Schlinge halten. Der Zwerg that dieß, Peter ſtieg auf den Baum, zog die Schlinge zu, und der Zwerg war gefangen. Peter pflückte geſchwind einen Apfel, ſprengte davon und ließ den an den Baum gebundenen Zwerg zappeln.

Nach einigen Stunden kam er auf eine Wieſe, auf der es viele ſchöne Blumen gab. Aus der Mitte der Blumen ragte eine beſonders ſchöne hervor, dieſe war die „lachende.“ Der Löwe, der dieſe Blume bewachte, lief ſogleich von dem Felde her, und zeigte Petern ſeinen Rachen. Peter zog ſeine Mütze, grüßte den Löwen und fragte, ob dieſer Weg nach der Burg führe.

Und was willſt du denn dort? fragte der Löwe. Ich muß dem Herrn der Burg einen Sack voll Lerchen bringen. Der Löwe fragte abermals: Wie viel haſt du denn? Den ganzen Sack voll, erwiederte Peter und zeigte dem Löwen

den Sack, welchen er mit Leim und Federn gefüllt hatte. Dann fing er an den Gesang der Lerchen nachzuahmen, und dieses teuschte den Löwen noch mehr. Zeige mir doch die Vögel, sagte der Löwe, ich will sehen, ob sie für unsern Herrn auch fett genug sind. Sehr gern, versetzte Peter, aber wenn ich den Sack öffne, so fliegen sie mir davon.

„So laß mich wenigstens ein wenig hineinschauen." Peter nahm den Sack, öffnete ihn ein wenig, und der Löwe fuhr gierig mit dem Kopfe hinein, blieb aber zwischen dem Leime und den Federn stecken. Peter lief nun schnell nach der lachenden Blume, pflückte sie und jagte davon.

Alsdann kam er zu dem Drachensee, den er durchschwimmen muste. Sogleich kamen die Drachen und öffneten ihre ungeheuren Rachen, um ihn zu verschlingen. Peter aber nahm schnell den aufbewarten Speck aus der Tasche, warf jedem ein Stück in den Rachen und schwamm hurtig durch den See.

Als Peter an das andere Ufer des Sees kam, erblickte er sogleich den schwarzen Riesen mit der Kugel. Er saß an einem Felsen, seine Füße waren an demselben fest geschmiedet, und in der Hand hielt er die Kugel. In seinem großen Kopfe hatte er sechs Augen. Zum Glück für Peter waren gerade die zwei Augen geschlossen, welche nach ihm die Richtung hatten.

Peter stieg vom Füllen und verbarg sich hinter einem Gebüsche, und fing nun wie eine Lerche zu singen an, wobei dem Riesen ein Auge zufiel. Darauf ahmte er den Schlag der Nachtigall nach, und es fielen dem Riesen noch zwei Augen zu. Dann pfiff er ein Liedchen auf seiner Pfeife und das letzte Auge des Riesen schloß sich ebenfalls. Schnell eilte

Peter zu seinem Füllen, zog es vor dem Riesen vorbei, und gelangte so zu dem Lustgarten. Dieß war ein Garten, voll von schönen Früchten, Blumen, und an jedem Ende des Gartens stunden gedeckte Tafeln, voll der köstlichsten Speisen. Peter zog aber gleich seine Mütze über die Augen, und gelangte so fort.

Nun muste er auch noch durch einen Fluß schwimmen. Am andern Ufer saß ein Weib, das war schwarz gekleidet und ihr Gesicht war gelb. Komm näher, sagte sie, daß ich mich zu dir auf das Pferd setzen kann. Peter ließ es geschehen und fragte: Wie heißt Ihr denn? Pest! versetzte das Weib. Peter erschrack, und wollte sich in den Fluß stürzen. Die Pest aber sagte: Bleib nur sitzen, denn ich helfe dir ja, daß der Zauberer stirbt. Du must ihm den Apfel geben, den du von dem Baume gepflückt hast, der vom Zwerge bewacht war. Er wird davon kosten, dann berühre ich ihn und er muß sogleich sterben. Wie bekomme ich aber dann die Lanze und die Schale? fragte Peter. Die lachende Blume, welche du besitzest, öffnet dir alle Thüren, und selbst die eiserne Thür, welche das Zimmer schließt, in der die Lanze und die Schale liegen, erwiederte das Weib.

Endlich erreichten sie die Burg. Der Zauberriese lag unter einem Trone und rauchte. Als er den Peter sah, rief er: Was, der blöde Peter reitet auf meinem Füllen? Ja, antwortete er, ich bin es; dein Bruder gab mir das Füllen, um dir zwei Geschenke zu bringen, nämlich einen Apfel und dieses Weib, welches auf dem Pferde sitzt. Peter ließ sie absteigen und gab dem Riesen den Apfel.

Der Riese aß sogleich von dem Apfel, da eilte die Pest hinzu, berührte ihn, und der Riese sank tot zu Boden. Peter aber durchwanderte alle Säle der Burg und kam endlich zu einer eisernen Thür; diese sprang vor der lachenden Blume auf, die er in der Hand hielt, und er fand dort die Schale und die Lanze.

Während er beides aufhob, erbebte die Erde und die Burg war verschwunden. Peter befand sich in einem dichten Walde; er ging weiter und bald erreichte er eine Stadt. Der König derselben war vom Feinde belagert, und versprach dem, welcher die Stadt retten werde, seine Tochter. Peter ging sogleich zu dem Könige, und erhielt die Erlaubnis am Kampfe Theil zu nehmen. Er stellte sich an die Spitze des Heeres, und alles fiel, was er mit seiner Lanze berührte. Wenn aber einer von den seinigen gefallen war, so eilte er hin und hielt ihm die goldene Schale an die Lippen, und augenblicklich stand der Tote wieder auf. So trugen sie den Sieg über ihre Feinde davon. Peter erhielt die Königstochter zur Gemahlin und wurde König über das ganze Land.

17. Der Zaubertopf und die Zauberkugel.

In einem Dorfe lebte vor Zeiten ein armer Kirchendiener, der nur mit Mühe sein und seiner Familie Leben fristete. Seine Frau handelte mit Eiern, die sie nach der nahe gelegenen Stadt trug, wo sie für den Erlös Nahrungsmittel kaufte. Aber plötzlich verlor sie fast alle Hühner, und sie sah sich genötigt auch das letzte noch zu verkaufen. Am nächsten Morgen ging sie nach der Stadt, mit einem Korbe auf dem Rücken, in welchem sich die Henne befand. Sie muste über einen steilen Berg gehen, und setzte sich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich sprang aus dem Gebüsche ein Männchen hervor, welches einen großmächtigen weißen Bart hatte. Es trat näher zu der erschrockenen Frau, und fragte, wohin sie gehe. Sie antwortete: Nach der Stadt, um meine einzige Henne zu ververkaufen. Das Männchen erwiederte: Wenn du willst, so gebe ich dir einen Topf für die Henne. Die Frau lachte über diesen Antrag, und sagte: Du must nicht glauben, daß ich nicht wisse, was ein Topf und eine Henne wert

ist. Das Männchen aber entgegnete: Lache nicht zu früh, es wird sich erst zeigen, ob die Henne oder der Topf wertvoller ist; wenn du übrigens nicht willst, zwingen kann ich dich nicht. Die Frau besann sich noch einige Zeit, und willigte endlich in den Tausch ein. Das Männchen verschwand, und kam nach einiger Zeit mit einem rußigen Topfe zurück, und sprach: Mit diesem Topfe kannst du alles herbeischaffen, was du nur wünschest. Wenn du denselben gebrauchen willst, so stelle ihn in den Schatten, bedecke ihn, und sprich: Fülle dich Topf, und du wirst sehen, daß der Topf gehorcht, nur hüte dich, denselben je zu reinigen, oder von der Sonne bescheinen zu lassen. Die Frau nahm den Topf in Empfang, versprach alle Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, und entfernte sich. Sobald sie zu Hause ankam, wollte sie sich überzeugen, ob der Topf auch wirklich diese Eigenschaften besitze. Sie ging mit demselben in den Schatten, bedeckte ihn und sprach: Fülle dich Topf mit Milch. Sie nahm den Deckel weg, und der Topf war bis an den Rand mit Milch gefüllt. Sie suchte nun ihren Mann auf, um ihm ihr Glück zu erzählen.

Lange Zeit hatte der Topf der Familie gute Dienste geleistet, aber nach jedesmaligem Gebrauche wurde er schwärzer, und glänzte wie Ebenholz. Die Frau rieb daher eines Tages den schwarzen Topf blank, und stellte ihn an die Sonne. Als er trocken war, glänzte er wie pures Gold. Die Frau war darüber sehr erfreut, und wollte den Topf in das Zimmer tragen, aber kaum hatte sie die Hand nach dem

Topfe ausgeſtreckt, als ſie auch ſchon einen ſo derben Schlag erhielt, daß ſie ohnmächtig niederſtürzte. Als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie, daß der Topf verſchwunden war. Jetzt erſt erinnerte ſie ſich, daß ſie das Gebot übertreten habe, und an die Stelle des Überfluſſes trat wiederum die Noth. Deshalb ſagte die Frau zu ihrem Manne, er ſolle auch einmal in die Stadt gehen, vielleicht begegne er jenem Männchen.

Der Kirchendiener ging zu ſeinem Nachbar, kaufte von ihm ein Lamm, und trieb es nach der Stadt. Als er auf dem Berge ankam, ſetzte er ſich auf derſelben Stelle nieder, wo vor einiger Zeit ſeine Frau ausgeruht hatte. Er blieb einige Zeit ſitzen, aber es wollte ſich kein Männchen zeigen. Endlich ſtand er auf und ging weiter, da plötzlich rauſchte es im Gebüſche, und das Männchen ſtand vor ihm. Wohin eilſt du? fragte er. Der Kirchendiener, der ſchnell das Kreuz machte, antwortete mit zitternder Stimme: Ich treibe dieſes Lamm nach der Stadt, um es zu verkaufen. Das Männchen ſagte hierauf: Deine Mühe iſt vergebens, denn heute ſind ſo viele Schafe auf dem Markte, daß das deinige ganz unbeachtet bleiben wird, aber wenn du willſt, ſo gebe ich dir eine Kugel dafür. Aus dieſem Tauſche kann nichts werden, ſagte der Kirchendiener, denn wenn ich mein Lamm verkaufe, ſo kann ich mir genug Kugeln kaufen. Darauf ſagte das Männchen zu dem Kirchendiener, der ſich indes ein wenig gefaßt hatte: Sprich nicht ſo voreilig, ich weiß nicht, ob du dir ſolche Kugeln kaufen kannſt, wie ich ſie beſitze; wenn du aber nicht willſt, ſo behalte dein Lamm, ich brauche es nicht. Der Kirchendiener, der jetzt an den

Topf dachte, ging endlich den Tauſch ein. Das Männchen verſchwand, und kam nach einiger Zeit mit einer Kugel, die aus Holz zu ſein ſchien. Sodann ſprach es zum Kirchendiener: Wenn du dieſe Kugel gebrauchen willſt, ſo lege ſie auf die Erde und ſprich: Kugel ſei höflich und nimm die Mütze ab! und du wirſt die Wirkung dann ſchon ſehen. Jedoch hüte dich, wenn du die Kugel gebrauchſt, etwas offen zu laſſen. Der Kirchendiener nahm die Kugel in die Hand, aber er konnte ſie kaum halten, ſo ſchwer war ſie. Er band ſie nun in ein Tuch, und eilte voller Freude nach Hauſe. Daſelbſt angekommen, beſchloß er den Verſuch zu machen, ſchloß alle Fenſter und Thüren, legte die Kugel auf die Erde und ſprach: Kugel ſei höflich und nimm die Mütze ab! Die Kugel fing an zu rollen, und zwar immer ſtärker und ſtärker, und endlich theilte ſie ſich in zwei Theile, und eine Menge kleiner Männchen hüpften aus derſelben heraus, und bedeckten den Tiſch mit goldenem Geſchirr und köſtlichen Speiſen; ſodann verſchwanden ſie wieder in die Kugel. Die Familie ſetzte ſich nun zum Mahle, und ließ es ſich recht wohl ſchmecken. Kaum hatten ſie abgegeſſen, ſo theilte ſich die Kugel und dieſelben Männchen, welche früher den Tiſch gedeckt hatten, räumten ab, und verſchwanden mit dem goldenen Geſchirr in die Kugel, die ſich, als alle darinnen waren, wieder ſchloß.

Lange beſaß die Familie dieſe Kugel, und man ging mit ihr vorſichtiger um, als mit dem Topfe. Allein nach und nach wurde es im Orte bekannt, daß der Kirchendiener eine Zauberkugel beſitze, und es kam auch zu den Ohren

des Kloſtervorſtehers. Dieſer ließ den Kirchendiener vor ſich kommen, und befragte ihn, ob das was man von ihm ſpreche, wahr ſei. Anfangs wollte der Kirchendiener mit der Farbe nicht heraus, als ihm aber der Vorſteher mit Entlaſſung drohte, geſtand er alles der Wahrheit gemäß. Der Vorſteher befahl dem Kirchendiener die Kugel zu bringen. Er gehorchte, und nachdem er erklärt hatte, wie man mit der Kugel zu Werke gehen müſſe, entließ ihn der Vorſteher, mit der Verſicherung ihm eine einträglichere Stelle zu verſchaffen. Allein dieſe ließ ſehr lange auf ſich warten, und der Kirchendiener entſchloß ſich noch einmal auf den Berg zu gehen, und das Männchen um eine andere Kugel zu bitten. Er kaufte deshalb zwei Ochſen, und trieb ſie nach der Stadt. Wie er auf dem Berge ankam, ruhte er aus. Aber kaum hatte er ſich niedergeſetzt, ſo war auch ſchon das Männchen da. Es fragte ihn: Kommſt du wieder eine Kugel holen? Ja, war die Antwort des Kirchendieners. Ich möchte aber gern eine noch beſſere Kugel haben, deshalb habe ich zwei Ochſen mitgenommen. Du ſollſt ſie haben, antwortete das Männchen, verſchwand und brachte eine etwas größere Kugel, als das vorigemal. Dieſe gab es dem Kirchendiener mit den Worten: Was du zu thun haſt, weiſt du. Der Kirchendiener bejahte es und entfernte ſich. Als er zu Hauſe ankam, ſchloß er alle Thüren und Fenſter, legte die Kugel auf den Boden und ſagte: Kugel ſei höflich und nimm die Mütze ab! Sie fing an zu rollen, und zwar immer ſchneller und ſchneller, und theilte ſich endlich;

aber welcher Schrecken — ſtatt der kleinen Männchen mit goldenen Schüſſeln kamen zwei Rieſen mit ungeheuren Knütteln aus der Kugel, und ſchlugen alle ſo unbarmherzig, daß ſie ohnmächtig auf dem Boden herum lagen. Dann kehrten ſie wieder in die Kugel zurück. Der erſte, der ſich von der Ohnmacht erholt hatte, war der Kirchendiener, und dieſer beſchloß ſich an ſeinem Vorgeſetzten furchtbar zu rächen. Er nahm die Kugel, und ging zu demſelben, allein er erhielt keinen Einlaß, weil Gäſte da wären. Das war dem Kirchendiener noch erwünſchter; er ließ nämlich dem Vorſteher des Kloſters melden, daß er nun eine weit beſſere Kugel beſitze. Dieſer ließ ihn ſogleich rufen, und forderte ihn auf, das Kunſtſtück vor der ganzen Geſellſchaft zu zeigen. Der Kirchendiener legte die Kugel auf den Boden und ſprach: Kugel ſei höflich und nimm die Mütze ab! Die Kugel theilte ſich in zwei Theile, und die zwei Rieſen fielen mit ihren Knütteln über die wehrloſen Gäſte her, und ſchlugen ſie ſo derb, daß ſie wie Mücken am Boden herum lagen. Nur der Vorſteher hatte die Beſinnung nicht ganz verloren, und ſchrie fortwährend zu dem Kirchendiener, er ſolle die zwei Teufel zur Ruhe bringen. Allein der Kirchendiener entgegnete ihm: Nicht früher werden ſie ruhen, bis ich meine alte Kugel habe. Da iſt der Schlüſſel zu jenem Kaſten, und in dieſem iſt die Kugel, ſprach der Vorſteher, und die beiden Rieſen zogen ſich in die Kugel zurück. Der Kirchendiener ging zu dem ihm bezeichneten Kaſten hin, ſperrte ihn auf, nahm die Kugel, und ging mit beiden nach Hauſe.

Er benützte die kleinere Kugel noch lange Zeit. Eines Tages hatte er seine Freunde zu sich geladen, und als alle beisammen waren, nahm er die Kugel, legte sie auf den Boden und sprach: Kugel sei höflich und nimm die Mütze ab! Die Kugel fing an zu rollen. Aber während sie rollte, trat jemand in die Stube, und die Kugel flog durch die offene Thür in's Freie. Alle Anwesenden stürzten hinaus, und liefen der Kugel nach, aber diese rollte immer schneller, und theilte sich endlich, worauf eine Unzahl kleiner Männchen aus der Kugel herauskamen und mit allerlei Goldsachen davon eilten. Und zwar liefen diese Männchen auf die Berge, wo sie jetzt noch das Gold hüten. Auch die andere Kugel war durch die offene Thür hinausgeflogen, und hatte sich ebenfalls getheilt. Allein aus dieser kamen keine Männchen, sondern nur eine Schaar Riesen, welche ebenfalls in die Gebirge flüchteten. Und dort halten sie sich noch alleweile auf.

18. Der Hirt und die Zwerge.

Es war einmal ein König, welcher einen alten, kränklichen Schafhirten hatte. Als dieser starb, brauchte man einen andern Hirten, denn die Schafe konnten unmöglich ohne Hüter bleiben. Der König ließ daher in seinem Lande bekannt machen, daß der alte Schäfer gestorben sei und er einen neuen in Dienst nehmen werde. Zu der Zeit kam ein junger Hirt in die Stadt, ließ sich beim Könige melden, und wie er zu demselben in's Zimmer trat, sprach er: Ich bin ein Schäfer, und da ich hörte, daß Ihr einen solchen braucht, so will ich, wenn es Euch gefällt, Eure Schafe hüten. Der junge Mensch gefiel dem Könige und er befahl ihm am nächsten Morgen wieder zu kommen. In der Frühe kam der Hirt. Der König faßte seine Hand und führte ihn in den Stall zu den Schafen, welche recht mager aussahen, da dieselben schon lange nicht auf der Weide gewesen waren, und ein anderes Futter hatten sie nicht bekommen. Nachdem der König dem Hirten die Schafe übergeben hatte, ging er fort.

Der junge Schäfer nahm nun seine Flöte und Peitsche, ließ die Herde aus dem Stalle und trieb sie zur Stadt hinaus.

Als der Hirt das Stadtthor verlassen hatte, dachte er, wie er wohl einen guten Weideplatz für seine ausgehungerten Schafe ausfindig machen könnte. Es war aber nicht leicht zu jener Zeit eine gute Weide aufzufinden, denn es war schon Spätherbst.

Nach langem herumziehen kam unser Hirt mit seinen Schafen zu einem mächtigen, hochstämmigen Walde, vor welchem sich eine mit üppigem Grase bedeckte Wiese ausbreitete. Die hungrigen Thiere machten sich gleich über das Gras her und es schmeckte ihnen vortrefflich, so daß sie allmählich zunahmen. Vergnügt setzte er sich nieder, nahm die Flöte zur Hand und spielte. Mittlerweile kamen aus dem Walde sieben kleine Männchen herangehüpft. Der Schäfer bemerkte sie nicht eher, als bis dieselben ganz nahe stunden und um ihn herum sprangen, tanzten und die wunderlichsten Possen von der Welt trieben. Als unser Hirt diese kleinen Wesen gewar wurde, konnte er sich über die Männchen nicht genug wundern, gewann dieselben trotzdem bald lieb, und spielte ihnen auf der Flöte, während die Männlein tanzten. Auf diese Weise verkürzte sich der Schäfer die lange Weile. Dieses dauerte den ganzen Tag bis zur sinkenden Nacht, und unser Hirt unterhielt sich dabei so gut, daß er selbst sein Mittagsessen vergessen hatte.

Kaum war der erste Stern am Himmel erschienen, so verschwanden die Männchen von der Wiese und der Hirt trieb frohes Muthes die wohlgenährten Schafe nach Hause.

Als der König die Schafe erblickte und sah, wie dieselben an Fleisch zugenommen hatten, war er hoch erfreut. Beim zählen jedoch fehlten 7 Stück von der Herde. Der Schäfer erschrack und konnte nicht sagen, wohin diese sieben Schafe hingekommen seien. Dießmal vergab es ihm der der König, weil die Herde so gut genährt war. Die Schafe verloren indes über Nacht alles ihr Fleisch und waren nun so mager wie vorher, denn sie hatten das Gras einer Zauberwiese gefressen, dessen Wirkung nur bis Mitternacht währte. Unbekümmert darum trieb der Hirt seine Schafe wieder auf die üppige Wiese, nahm sich aber vor, auf die Herde besser Acht zu geben.

Die Schafe weideten und der Schäfer spielte auf der Flöte. Alsbald kamen die Männlein wieder herbei, hüpften wie gestern, und trieben ihren Schabernack den ganzen Tag.

Des Abends als der König die Schafe zählte, fehlten wiederum 7 Stück. Dießmal konnte er es nicht so hingehen lassen; zur Strafe bekam der Hirt keinen Lohn und der König drohte ihn fortzujagen, wenn ähnliches noch einmal vorfalle. Eine solche Drohung ängstigte unsern Schäfer und er dachte nach, wer wohl der Dieb sein möge, ob ein Wolf oder gar die Männchen.

Trotzdem aber trieb er am dritten Tage die Herde auf den alten Weideplatz, da das treiben der kleinen Wesen ihn ergötzte. Als am folgenden Morgen der Hirt auf die Wiese kam, so warteten die Männchen schon und baten ihn, er möge ihnen auf der Flöte spielen.

Der gutherzige Schäfer konnte ihre Bitte nicht abſchlagen; er ſpielte und die Männlein tanzten und ſprangen.

Abends trieb der Schäfer die Herde heim, aber wehe, auch dießmal fehlten 7 Schafe. Darüber ward der König zornig und ſprach: Du haſt bei mir ausgedient, über die Nacht laſſe ich dich noch hier, aber morgen früh verläſſeſt du die Stadt. — Am andern Morgen wanderte der Hirt traurig aus dem Schloſſe, in dem er nur drei Tage gedient hatte.

Tiefgebeugt langte er auf ſeinem Weideplatze an und vor Schmerz warf er ſich in's Gras und klagte: Was fange ich nun an, ich armer Wicht, ohne Dienſt, ohne Brot, der Winter iſt vor der Thüre und ich muß geradezu verhungern. Er weinte und bereute es tauſendmal, auf dieſe verhechſte Wieſe die Herde getrieben zu haben.

Plötzlich ſtand vor dem Hirten ein graues Männlein und ſprach: Beruhige dich und höre mich an; denn ich bin derjenige, welcher dir dreimal 7 Stück Schafe geſtohlen hat. — Du biſt dieſer Schurke, ſchrie der Hirt, ſo gib ſie mir zurück. — Das Männchen antwortete: Ich habe die Schafe nicht mehr, jedoch werden ſie dir reichlich erſetzt werden, ſei nur ruhig. — Sieh mich an; vor vielen Jahren habe ich anders ausgeſehen, denn damals war ich der König der Zwerge. Höre nun, wie die Herrſchaft über mein Volk für mich verloren ging. — Der König der Schlangen, nämlich der Drache, iſt einſt mit allen Schlangen ausgezogen, um für den Winter eine bequeme und ſchöne Wohnung aufzuſuchen. Da hörte das Ungeheuer von meinem Zwergenberge, in dem es ſo prächtig ausſieht,

und von dem großen Schatze, den wir bewachen. Es gefiel ihm solche Nachricht und er machte sich in unser Reich auf. Meine Zwerge konnten den Schlangen keinen Widerstand entgegenstellen, denn jede versetzte dem Zwerge einen tödlichen Biß. Nur mich und meine 7 Kinder verschonten die Schlangen, welche darauf von meiner Wohnung Besitz nahmen und seitdem jeden Winter zurückkehren. Mein goldenes Gewand wurde in dieses graue verwandelt, und weil ich früher den Leuten viele Wohlthaten erwiesen habe, wurde ich von den Schlangen, welche der Menschen Feinde sind, verurteilt denselben Schaden zuzufügen. Darum muste ich dir dreimal 7 Stück Schafe stehlen, und zwar that ich es zu der Zeit, als meine Kinder um dich herumtanzten und du auf die Herde nicht aufmerksam warst. Vergib es mir und sei sicher, ich that es nur meiner Kinder wegen, welche großen Hunger hatten, denn der Drache gibt uns im Sommer nichts zu essen, nur den Winter über bekommen wir etwas. Unsere Pflicht besteht darin, für die Schlangen zu wachen und sie vor Gefahr zu beschützen. Nun aber habe ich das leiden satt und bitte dich, Jüngling, sei unser Erretter! Als Lohn erhältst du den großen Schatz.

Recht gerne, aber wie? antwortete der Hirt. — Der Zwerg sprach: Folge mir, und nun gingen beide in den Wald, in dessen Mitte sich ein mächtiger Berg erhob.

Als diese zwei bei dem Berge anlagten, sprach der Zwergenkönig zum Hirten: Besteige die Spitze des Berges und du findest dort einen Baum und unter dem Baume einen schwarzen Stein. Diesen nimm heraus, grabe nach

und du wirſt ein goldenes Käſtchen erblicken. In demſelben befindet ſich ein Schwert, ein weißes Tuch und ein kriſtallenes Gefäß mit einer Salbe. Dieſes Käſtchen nimm heraus und bringe es mir. Und nun geh, ich beſchütze dich.

Der Hirt kam ohne Gefahr hinauf, fand alles ſo wie der Zwerg geſagt hatte und brachte das Käſtchen herunter.

Jetzt ſprach wieder der Zwergenkönig, indem er das Käſtchen unſerem Schäfer übergab: Mit der Salbe in dem Kriſtallgefäße reibe deinen Körper ein, damit dir das Gift der Schlange nicht ſchade, nimm hierauf das Schwert und Tuch, verſtecke dich im Gebüſche und erwarte die Schlangen, denn heute iſt der Tag, an dem ſie kommen, um über den Winter im Berge zu ſchlafen. Sind alle Schlangen im Berge drinnen, ſo trittſt du nach einer Weile hervor, gehſt zu der Stelle, an welcher die Schlangen in den Berg krochen, pflückſt dort ein Blümchen, welches an dieſer Stelle wächſt, berührſt mit demſelben den Berg, der öffnet ſich dann, und du kannſt eintreten. Am leichteſten wirſt du den Drachen tödten, wenn du auf ſeinen Rücken trittſt, denn ſo kann er dir nicht ſchaden. Nimm hierauf das Schwert in die rechte Hand und breite mit der linken über die Krone, welche der Drache auf dem Kopfe trägt, das weiße Tuch aus und nimm dieſelbe weg. Iſt dieß geſchehen, ſo erwacht der Drache und mit ihm auch die Schlangen, welche auf dich zuſtürzen werden, jedoch haue nur kräftig um dich herum, und von dem Rücken des Drachen ſteige nicht herab. Dann wird der Drache mit dir davonfliegen. Gewarſt du im Fluge Waſſer unter dir, ſo ſchlage mit der im weißen Tuche

eingewickelten Krone den Drachen 7 mal auf den Kopf. Auf das stürzt der Drache in's Wasser, du aber fällst auf ein Schiff, welches dich an das Ufer bringt. Dort angelangt wirf die Krone auf die Erde, tritt auf sie und sprich: „Ich will bei den Zwergen sein!" und in einem Augenblick bist du bei uns und empfängst deinen Lohn. Jetzt lebe recht wohl, sei mutig und vertraue auf unsere unsichtbare Hilfe. — Der Zwergenkönig verschwand.

Der Hirt begab sich nun hinter ein Gebüsch und rieb seinen Körper mit der Salbe ein, nahm das Schwert in die rechte Hand, das weiße Tuch in die linke. So gerüstet erwartete er die Schlangen. Es dauerte nicht lange und diese kamen unter zischen heran. Der König kroch zuerst. Als er beim Berge ankam, riß er mittelst seiner Zunge ein grünes Kraut aus, berührte mit demselben den Berg, dieser sprang auf und er kroch hinein. Eine unendliche Reihe von Schlangen folgte seinem Beispiele. Als die letzte Schlange im Berge verschwunden war, schloß sich der Felsen zu.

In einer Weile trat unser Hirt hervor und berührte mit dem Hechsenkraute den Felsen, wie er es von den Schlangen gesehen hatte, und der Felsen that sich auf.

Der Schäfer trat nun in das Innere des Berges, und nachdem er eine Reihe von prachtvollen Gängen und Gemächern durchschritten hatte, kam er in einen äußerst kostbar geschmückten Sal, dessen Wände von Gold waren und mit Edelsteinen reicht besetzt. In der Mitte desselben stand ein kristallener Tisch, auf dem zusammengerollt der Schlangen-

könig lag, am Boden um den Tiſch herum ſchliefen die übrigen Schlangen*).

Muthig ſchritt der Hirt über die Schlangen hinweg, ohne daß er ihnen oder ſie ihm geſchadet hätten, friſch auf den Tiſch zu, ſtieg auf den Rücken des Drachen und nahm demſelben mit der in das weiße Tuch gewickelten Hand die Krone weg. Kaum war dieß geſchehen, ſo ſtreckte ſich der Drache aus und nun ſetzte ſich der Hirt ſo auf den Drachen, als wollte er auf ihm reiten.

Der Drache ſprühte in ſeinem Grimme Feuer aus dem Rachen, und die erwachten Schlangen ſprangen auf den Hirten und wollten ihn beißen, allein dieſer hieb einer jeden Schlange, welche in ſeine Nähe kam, den Kopf ab. — Jetzt bekam der Drache Flügel, erhob ſich mit großem Geräuſche, durchbrach den oberen Theil des Berges und gelangte ins Freie. Er flog nun, mit dem Hirten auf dem Rücken, über Berg und Thal pfeilſchnell fort. Als der Schäfer unter ſich plötzlich Waſſer erblickte, ſchlug er den Drachen mit der Krone 7 mal auf den Kopf, und ſiehe da, der Drache ſenkte ſich mit fürchterlichem Gebrülle in's Meer. Der Hirt fiel, wie der Zwerg vorhergeſagt hatte, auf ein Schiff und dieſes brachte ihn an das Ufer. Hier angekommen, gedachte er abermals der Worte des Zwergenköniges und warf die Krone auf die Erde, trat darauf und ſprach: Ich will bei

*) Während des Winterſchlafes ſind die Schlangen gefühllos und ſo ſtarr, als wären ſie von Stein. Zuerſt erwacht die älteſte Schlange (der Drache) und weckt dann die übrigen auf, indem ſie ruft: „Es iſt Zeit.“

den Zwergen ſein! — In einem Augenblicke war er an dem gewünſchten Orte und ſtand vor dem rauchenden Berge, unter den jubelnden Zwergen, welche ihn als ihren Retter begrüßten.

Mit vielen Dankſagungen übergab der Zwergenkönig dem Schäfer den großen Schatz. Der Hirt war nun überreich, kaufte dem Könige, bei dem er früher gedient, ſein Land ab und heirathete eine ſeiner Töchter und lebte viele Jahre lang glücklich.

Die Zwerge aber zogen in ein anderes Land und machten ſich dort anſäßig.

Von den Schlangen wurden die meiſten verbrannt oder von dem einſtürzenden Berge erſchlagen, jene aber, denen es gelang ſich zu verkriechen oder zu entkommen, wurden von der Hitze ſo geblendet, daß ſie alle blind wurden und es heutiges Tages noch ſind. Seit dieſer Zeit, ſagen die Leute, gibt es wohl Waſſereidechſen, aber wenige Schlangen und gar keinen Drachen mehr.

19. Wie ein Schafhirt reich wurde.

Ein Hirt weidete auf der Wiese seine Schafe. Es war ein heißer Sommertag, und die Herde verlief sich in den benachbarten Wald, um vor der Hitze geschützt zu sein. Als sich der Hirt vergebens bemüht hatte, die Schafe zusammenzutreiben, wurde er zornig, und die Herde sich selbst überlassend, ging er fort in die weite Welt. —

Unser Schäfer war das gehen gewohnt, daher dauerte es gar nicht lange und er stand vor dem Thore der Hauptstadt, die er noch nie gesehen hatte. Ihm kam daher vieles wunderbar vor, und er blieb oft mit aufgesperrtem Munde stehen, wie die Kuh vor der neuen Stallthür. Unter anderem gewarte er einen Mann mit blauen Beinkleidern und weißem Rocke. Erstaunt über solche Kleidung fragte er einen nebenstehenden: Freund, könnt Ihr mir nicht sagen, was das dort für ein Herr ist, der blaue Beinkleider und einen weißen Rock trägt? — Das ist ein Soldat, erwiederte der gefragte. Soldat! was ist denn das, ein Soldat, fragte abermals der Hirt. Der Soldat ist im Dienste des Königs,

wofür er Geld bekommt; er muß Wache ſtehen und in den Krieg ziehen, ſagte der Städter. So ein Stand möchte mir gefallen, erwiederte der Schäfer, könnte ich wohl Soldat werden? — Das verſteht ſich, und Ihr kämet dem Könige gerade recht, denn jetzt braucht er viele Leute, da es mit dem benachbarten Könige wahrſcheinlich zum Kriege kommt.

Nachdem der Hirt noch über verſchiedenes gefragt hatte, ging er in's königliche Schloß und ließ ſich anwerben. Schon des andern Tages ſchritt der neugebackene Soldat ſtolz durch die Straßen der Hauptſtadt und bildete ſich auf ſeine Kleidung etwas ein.

Kaum konnte unſer Soldat ein wenig mit dem Gewehr umgehn und bald rechts bald links ſich drehen, ſo kam ſchon die Reihe an ihn Wache zu ſtehn, und zwar in der Nacht. Dieß hätte ihn nicht eingeſchüchtert, denn er war kein Haſenherz, aber es ſtand diesmal, wie er von einem Kameraden hörte, das Leben auf dem Spiele. Der Soldat ſollte nämlich bei dem „Teufelsfelſen" von 11—12 Uhr wachen, und um dieſe Zeit trieb dort der Teufel ſein Weſen, und der hatte ſchon manchen wachehaltenden Soldaten in Stücke zerriſſen. Der Hirt wurde ganz außer ſich und dachte nach, wie er dieſer Gefahr entkommen könne. Während ſeine Kameraden zu Mittag in der Kaſerne ihr Mahl verzehrten, machte ſich der Schäfer unbemerkt reiſefertig und verließ ſo ſchnell, als es eben ging, die Stadt. Außerhalb derſelben begegnete er einem Greiſe, welcher den Soldaten nach der Urſache ſeiner Eile befragte. Der Hirt, gewöhnt offen und wahr zu reden, vertraute ſein Vorhaben

dem alten Manne. Dieſer ſprach: „Mein Sohn, du begehſt eine ſchlechte That, indem du wegläufſt; kehre zurück, ſtelle dich auf den gefürchteten Poſten, vergiß nur nicht mit dem geweihten Bajonett einen Kreis um dich zu ziehen. Folgſt du meinem Rathe, ſo wird dir kein Haar gekrümmt.“ Die Worte des Alten gingen dem jungen Ausreißer zu Herzen. Er machte rechtsum und ſchritt in die Stadt zurück.

Es hatte noch nicht eilf geſchlagen, als unſer Soldat ſchon bei dem „Teufelsfelſen“ ſtand, und da er nach dem Rathe des Greiſes einen Kreis um ſich gezogen hatte, und auf dieſe Weiſe ſeine Haut den Krallen und Zähnen des Teufels entzog, harrte er muthvoll der Dinge, die da kommen ſollten. Um eilf Uhr kommt der böſe Geiſt und rennt auf die Wache los. Vor dem Kreiſe angelangt, kann er nicht weiter, und ſchreit vor Zorn ſchnaubend: Komm heraus, ſonſt zerreiße ich dich! — Der Soldat gab weder eine Antwort, noch rührte er ſich von der Stelle. Der Teufel rief dasſelbe noch zweimal, aber umſonſt; hierauf ſprach er gelaſſen: Du biſt der erſte, der meiner Macht Trotz geboten. Für dieſe That ſollſt du einen Lohn von mir haben. Komm mit mir! — Der Soldat beſann ſich eine Weile und folgte dann dem Teufel. Dieſer ſchritt raſch auf eine Stelle des Felſens zu und dort ſchlug er mit einer goldenen Ruthe auf den Felſen, welcher ſogleich aufſprang. Beide traten in das Innere ein. Hier zeigte der Teufel dem erſtaunten jungen Soldaten die Menge Goldes, Silbers und ſchöner Perlen. Als beide ſich verabſchiedeten, übergab der Teufel unſerm Hirten 3 wertvolle Sachen und

ſprach: Brauchſt du Geld, ſo komm zu dieſem Felſen, ſchlage mit der goldenen Ruthe, die ich dir da ſchenke, auf denſelben und er öffnet ſich dir, worauf du ſo viel von den Schätzen nehmen kannſt, als du nöthig haſt. Dieſes Fläſchchen enthält eine Flüſſigkeit von der Beſchaffenheit, daß ein mit derſelben befeuchtetes Schloß ſich allſogleich öffnet. Das dritte iſt dieſe ſchwarze Wurzel. Legſt du ſie auf ein Häuflein Geld, ſo wird augenblicklich das gerecht erworbene von dem ungerecht erworbenen geſchieden. Nachdem dieſes der Teufel geſagt hatte, verſchwand er.

Der Soldat wollte ſich auf ſeinen Poſten begeben, jedoch es ſtand ſchon ein anderer Wache. Er ging nun zu dem Vorgeſetzten, und erzählte, wie es ihm ergangen war. Da er ſich nun ohne große Mühe genug Geld verſchaffen konnte, kündete er dem Könige den Dienſt und führte von nun an ein bequemes Leben, vergaß aber dabei der Armen nicht. So ſchenkte er ſeinem Schuhmacher, der ſehr dürftig war, für das jedesmalige putzen der Stiefel einen Dukaten. Der arme Schuhmacher pries auch, wohin er nur immer kam, die große Freigebigkeit ſeines Wohlthäters. Eines Morgens ſprach der reiche Schäfer zum Schuhmacher, welcher eben die Stiefel gebracht hatte: Ich habe dir ſchon vieles gute gethan, aber es iſt noch zu wenig. Ich will dich zu einem reichen Manne machen, komm daher heute zu mir, wenn es dunkel geworden iſt.

Vor Freude außer ſich, verließ der Schuhmacher den Schäfer und hatte nun nichts eiligers zu thun, als allen Leuten, denen er begegnete, das ihm bevorſtehende Glück auszu-

posaunen. Einer erzählte es dem andern und so ging diese Nachricht durch die Stadt, bis es selbst der König erfuhr. Dieser ließ den Schuhmacher vor sich rufen und nachdem er ihn über die Sache genau befragt hatte, sprach er: Ich werde dich auch reich machen, wenn du mich heute anstatt deiner mit dem Schäfer gehen läst und mir deine Kleider borgst. Der Schuster willigte ein und versprach darüber zu schweigen.

Als es dunkel wurde, begab sich der König in der Kleidung des Schuhmachers zum Schäfer, welcher ihn schon erwartete. In der Dunkelheit blieb der König unerkannt. Beide gingen nun in das Haus eines wegen Betrug und Wucher berüchtigten Kaufmannes. Mit dem Zauberwasser befeuchtet, sprangen alle Schlösser auf und so gelangten sie bis zu der Kasse. Nachdem diese geöffnet war, legte der Schäfer die schwarze Wurzel auf das Geld und siehe da — fast die Hälfte des Geldes, nämlich das ungerecht erworbene, flog heraus und wurde vom Könige aufgefangen, da ihm der Schäfer zurief: Greif nur zu! Nimm so viel du kannst! — Als beide das Haus des Kaufmannes verließen, sprach der verkleidete König: Jetzt gehen wir wohl in die königliche Schatzkammer, nicht wahr? — Hast du denn nicht schon genug an diesem, daß du noch mehr verlangst? Ich war noch nicht drinnen und gehe auch heute nicht hinein, antwortete der redliche Schäfer. Der König ließ ihm aber keine Ruhe, bis er nachgab und seine Schritte nach dem Schatzhause richtete. Im inneren desselben angelangt, legte der Schäfer abermals die schwarze Wurzel auf das aufgespeicherte

Geld, aber nichts rührte sich von der Stelle. Der König horchte gespannt, bis der Schäfer ihm befehlen werde, zuzugreifen, aber dieser schwieg, und als der König mit der Hand in das Geld fuhr, um einiges mitzunehmen, sprach der Schäfer voll Entrüstung über die kecke That: Augenblicklich laß ab von dem, oder ich haue dir den Arm entzwei, denn merke dir's, ich nehme nur das ungerecht erworbene Geld. Gleich darauf verließen beide das Schatzhaus und vor der Thür desselben nahmen sie Abschied von einander. Da sprach der Schäfer zum vermeinten Schuhmacher: Weil du arm warst, so wollte ich dich reich machen, aber kaum hast du den Glanz des Goldes gesehen, so wirst du auch schon habsüchtig. Geh von mir, erwarte nie mehr eine Unterstützung.

Des andern Tages ließ der König den Schäfer holen und belobte ihn wegen seiner Ehrlichkeit, nachdem er demselben das Geheimnis der vorigen Nacht offenbart hatte. Dann bat er ihn, er möge auf die Weise fortfahren den Armen zu nützen. Der Schäfer that dieß auch und lebte so, sich und andere Leute glücklich machend. Als er zu sterben kam, vermachte er die drei Zauberdinge dem Könige.

20. Di drei Dosna (Doſen).

S' war a moal an oami bluadoami Beirinn, de hot a Madl ghabt und dös hot Annamia'l[1]) ghaßa. A mal wia d'Annamia'l in d'Schul gonga r'is, is a rechta'n 'oama olda Dattl[2]) daherkema und hots bitt' um a biſſa'l was. Da Annamia'l dö e als wia woachherzi woa, hot a d'aboamt[3]), wal n'a d'andan ali ausgheanzt[4]) ham und is heagonga und hot eam von Brot was zun Fruahſtuck ghabt hot, d'greßari Hälfti geb'n. Jetz is owa dea r'Aldi heagonga, und hot ia drei ſcheni ſcheni Dosna geb'n und hot ia gſagt daß is, eh'nda drei Joahr vuabei ſan, nit aufmocha deaf. D'Annamia'l hot de Dosna gnumma und da r'Aldi is vaſchwundn.

Wia bald drei Joahr um woan, is d'Muada gſtuab'n und 'Annamia'l hot a beſi beſi Stiafmuada kriagt. Da hot d'Annamia'l weida nit g'woant und s'is ia r'als wia hoat gſcheg'n[5]). D'Stiafmuada hots nid a mal leid'n kinna,

[1]) Anna Maria. [2]) Mann. [3]) Erbarmt. [4]) Verſpottet. [5]) Iſt ihr hart geſchehen.

wanns gwant hot und hots immara' raunzats[1]) Menſch ghaßa. Und orwat'n hots miaßa ſo ſchwea, daß a ſi nimma'r auskennt hot. A mal hots goa miaßa 'ra Klad mocha, des ſo glonzad woa wia d'Sunn. Weils des nit kinna hot, hots halt zun woana r'angfangt, daß ſchia r'an Stoan het d'aboama kinna. Do auf amal ſan ia dö drei Dos'na eingfalln, des z'ſchenka kriagt hot und ſi is glei hea gonga, is hoam grennt und hot d'eaſti aufgmocht. Wia hots owa g'ſchaut, wias a ſchens ſchens Klad außazogn hot, des ſo glonzat woa wia d'Sunn. Volla Freid hots des Klad gnumma und is zu da Stiafmuada g'rennt und hot ias geb'n. De hot owa weida nit g'ſchnauzt[2]) wias des gſeg'n hot und weils ſchiach woan is, hots ia glei gſogt, ſi ſoll a Leinwad[3]) ſpinna de ſoll fufz'g Elln brat ſein und ſoll ſi duach an Fingaring duachiziag'n loſſa. D'Annamia'l is ietz heagonga und hot d'zweiti Dos'n aufg'mocht und hot a Leinwad außazogn, de woa fufz'g Ell brat und hot ſi duach an Ring ſo guat duachiziag'n loſſa, als obs nix wa. Volla Freid hots is da Stiafmuada brocht. Dö owa is fuchti[4]) woan driwa, weils glaubt hot, d'Annamia'l hets gſpunna, und hot ia gſogt, ſi ſoll a G'ſchloß bau'n gonz aus Glas, ſo hoch wia da hechſti Berg. D'Annamia'l is ietz hergonga, hot d'letzti Dos'n gnumma, is außigonga und hots wolln aufmocha, da is ia auf a mal owag'falln und ſtott da Dos'n is Gſchloß da gweſt, gonz

---

[1]) Stets weinend. [2]) Die Naſe gerümpft. [3]) Leinwand. [4]) Böſe.

aus Glas und des woa ſo hoch als da hechſti Berg. Wia des d'Stiafmuada gſeg'n hot, is außi kema und iwa d'Stiag'n aufigrennt. Wias owa ob'n woa, is ausgruſcht, owigfallu und hot ſi's Gnack brocha. D' Annamia'l owa r'is aufikema und wias omad[1]) woa, is ia r'a Prinz entgeg'n kema, hots g'heirat und d'Annamia'l is a großi, großi Kenichin woan, und wenns nit gſtnab'n is, ſo lebts heint no.

[1]) Als ſie oben war.

21. Für einen Kreuzer hundert.

Es war einmal eine Witwe, welche einen Sohn hatte, den sie christlich erzog und auch fleißig in die Kirche schickte. Da hörte der Knabe einst in der Predigt die Worte: Wer den Armen etwas gibt, dem zahlt es Gott hundertfach zurück. Sogleich gab der Knabe einen Kreuzer in den Klingelbeutel, und hoffte nun von Tag zu Tag, daß Gott zu ihm kommen werde, um ihm hundert Kreuzer zurückzuzahlen. Als er aber vergebens wartete, ging er zum Pfarrer, und erzählte ihm alles. Der Pfarrer stellte ihm vor, daß dieses ganz anders zu verstehen sei. Der Knabe wollte sich aber damit nicht zufrieden geben. Um ihn los zu werden, gab ihm der Pfarrer den Rath, er möge sich aufmachen, und den lieben Herrgott suchen, vielleicht begegne er ihm und dann werde er ihm die hundert Kreuzer wohl zurückzahlen. Der Knabe ging sogleich nach Hause, schnürte sein Bündelchen, und verabschiedete sich von seiner Mutter, und wanderte fort.

Als es Abend geworden war, sah er eine Hütte, in die er hineinging, und den Bauer um Brot und Nachtlager

anſprach. Dieſer fragte ihn, wohin er gehe. Ich will den lieben Herrgott aufſuchen, ſagte er. Der Bauer war verwundert und verſprach ihm Brot und Nachtlager, wenn er bei dem lieben Herrgott einen Gruß von ihm ausrichten und ihn fragen wolle, warum ſein Apfelbaum, der früher ſo viel Obſt getragen habe, jetzt gar nichts mehr trage. Der Knabe verſprach es, und wanderte am Morgen weiter.

Abends kam er in eine große Stadt, in deren Mitte das königliche Schloß ſich befand. In dieſes ging er hinein, und bat wieder um Nachtlager und Brot, indem er den Zweck ſeiner Reiſe erzählte. Man berichtete es dem Könige, und dieſer ließ ihn zu ſich rufen, und gab ihm zuletzt den Auftrag, dem lieben Herrgott einen Gruß auszurichten, und ihn zu fragen, warum das früher ſo heilſame und reine Waſſer des Schloßbrunnens jetzt verunreiniget und ſtinkend geworden ſei. Der Knabe verſprach auch dieſes, und wanderte nach herzlichem Danke des Morgens weiter.

Am Abend fühlte er ſehr große Müdigkeit, und zum Glück erblickte er ein Kloſter und ging hinein. Auch hier bat er um Brot und Nachtlager, und erzählte dem Thorwärter, wen er ſuche. Dieſer berichtete es dem Prior, und dieſer gab ihm den Auftrag, im Falle er dem Heiland begegnen ſollte, ſo möge er von ihm einen Gruß ausrichten und ihn fragen, warum in dem früher ſo friedlichen und ſtillen Kloſter jetzt immer um 12 Uhr Mittags gezankt würde. Der Knabe verſprach auch dieß und wanderte weiter. Doch die ganze Nacht hatte es geregnet, und des Morgens goß der Regen in Strömen herab. Der Knabe war ſchon bis

auf die Haut naß geworden, als er auf einmal einen Mann mit einem großen rothen Regenschirm vor sich erblickte. Er beeilte sich ihm nachzukommen, und bat diesen, er möge ihn doch auch unter dem Regenschirme gehen lassen. Das geschah und im gehen erzählte nun der Knabe, warum er eigentlich die Reise angetreten habe. Der Fremde hörte lächelnd zu, und sagte ihm: Da kannst du noch lange fortgehen, bis du den Heiland antriffst; wenn du mir aber folgen willst, so kehre um und sage jenem Bauer: in früherer Zeit haben die Äste des Baumes über den Zaun gehangen, und von den Früchten sei den Armen viel zu Gute gekommen, während er später den Zaun weiter hinaus gerückt habe; rücke er den Zaun wieder herein, so werde der Baum wieder fruchtbar werden. Dieß sollst du dem Bauer aber erst dann sagen, wenn er dir hundert Kreuzer versprochen hat. Dem Könige sage: Seitdem er das Wasser des Brunnens den andern Menschen entzogen habe, sei es so schlecht geworden; übergäbe er den Brunnen wieder dem öffentlichen Verkehre, so würde das Wasser wieder seine vorige Güte bekommen. Aber dieses must du ihm erst sagen, nachdem er dir für die Angabe der Ursache 100 Thaler zugesagt hat. In dem Kloster sage, daß der Koch der Zwietrachtsteufel sei, und sie sollten ihn deshalb so geschwind als möglich entfernen. Vorher müsse er sich aber 100 Gulden ausbedingen. In dem Augenblicke verschwand der Fremde, und der Knabe kehrte sogleich um und that, wie ihm der Fremde befohlen hatte.

So bekam er mehr als hundertfältigen Lohn.

22. Die Ziege und die Ameise.

Ein Bauer hatte eine Ziege, die er über alles liebte. Da sprach er eines Tages zu seinem Sohne Karl: „Hoalt ma di Goaß owa guat, sunst wird da da Kopf ogschlagn.“ Der Knabe that, was ihm befohlen war, ließ von der Ziege Wiesen abfressen, Wald abfressen, den Teich aussaufen u. s. w. und trieb dann frohes Muthes seine Ziege nach Hause. Daselbst angekommen, fragte der Bauer die Ziege: „No Goaß, hast di heit ongfressn?“ Die Ziege antwortete: „Hoab a Lawabladl[1]) gfressn, hoab a Trinkerl Wassa than, hoab me am hoaten[2]) Stoan g'setzt. Me.“ Der Bauer erzürnte sich ob dieser Antwort so sehr, daß er seine Drohung in Erfüllung gehen ließ. Nun schickte er seinen andern Sohn. Wenn auch dieser der Ziege alles mögliche that, so antwortete sie doch auf die Frage des Bauern: „Hoab a Lawabladl gfressn, hoab a Trinkerl Wassa than, hoab me am

---

[1]) Laubblatt.

[2]) Auf einen harten Stein.

hoaten Stoan g'ſetzt. Me.“ Der Bauer hieb ihm ebenfalls den Kopf ab und warf ihn in den Keller. Dieſem Kopfe des Knaben folgte bald der ſeiner Schweſter und dann der ſeiner Mutter nach; denn auch dieſe konnten die Ziege nicht befriedigen und erlagen der Drohung des Bauern: „Hoalts ma mein Goaß owa guat, ſunſt wird eng der Kopf ogſchlagn; i kann eng nacha net helfa.“ Nun trieb der Bauer ſeine Ziege ſelbſt aus. Er ließ ihr „Bama ofreſſn, Wieſen ofreſſn, Deichterl ausſaufn“ und alle möglichen Freiheiten.

Als er nun zu Hauſe ankam, antwortete die Ziege wie gewöhnlich auf die Frage des Bauern: Hoab a Lawabladl gfreſſn“ u. ſ. w. Kaum hatte dieß der Bauer gehört, als er voll Wuth und Zorn außer ſich rief: „So, jetzt hoſt mi um meine drei Kina [1]) und mein braves Wei bracht, jetzt gehts dar a aſo.“ Nach dieſen Worten ſchürte er ein Feuer an, ſtellte einen Topf mit Erbſen auf dasſelbe und ſchickte ſich an die Ziege zu ſchlachten. Er ſteckte ihr ein Meſſer in den Hals und ſchor die Haut. Da fühlte er einen eigentümlichen Geruch, „denn ſeine Orwaß ham ſi anbrennt ghobt.“ [2]) Er eilte nun zu ſeinem Topfe, um die Erbſen zu retten. Dieſe Gelegenheit benützte die Ziege und lief, theilweiſe geſchoren und das Meſſer im Halſe zur Thür hinaus und dann in ein Fuchsloch, aus dem ſich der Fuchs ſo eben entfernt hatte, verhielt ſich daſelbſt ruhig, bis der Fuchs nach Hauſe kam, und ſie freute ſich über den glücklichen Ausgang. Als der Fuchs nun erſchien, roch er, daß etwas in ſeiner

[1]) Kinder. [2]) Die Erbſen hatten ſich angebrannt.

Höhle sein müsse, und fragte daher, indem er vor dem Eingange der Höhle stehen blieb: Was is in meina Lucka? Die Ziege antwortete mit kläglicher Stimme: „A n'oame Goaß, de von da Welt nix woas, halb gschundn, halb gschabn, a Messa in Krogn, kummst ma h'rein, stich i da's h'nein.“ [1]).

Bei diesen Worten wurde dem Fuchse bänglich zu Muthe und entfernte sich traurig. Da stieß er auf eine Kuh, welche ihn fragte, was ihm fehle. Der Fuchs erzählte ihr nun, was ihm widerfahren war, worauf sich die Kuh anbot ihn zurückzubegleiten. Allein auch sie fuhr erschrocken zurück. So gingen nun beide jammernd weiter, als eine Ameise sie mit den Worten anredete: Was weint ihr denn, ihr seid doch beide groß und stark? — Nun erfuhr auch die Ameise die grause Geschichte und der Fuchs sprach noch besonders die Worte: „Sol ma si da net fiachten, schreits allaweil: Kummst ma h'rein, stich i da's h'nein.“ Nun ging die Ameise mit beiden zum Fuchsloch, hörte die Ziege an, ging aber dann muthig in die Höhle, setzte sich auf den Rücken der Ziege und kitzelte sie, so viel sie konnte. Um sich dieser Plage zu entledigen, sah die Geiß kein anderes Mittel, als sich aus der Höhle zu entfernen. Das that sie denn auch „und is auf und davon g'rennt.“

[1]) Stech ich dir's hinein.

23. Der Waldkater.

Es war einmal ein Köhler, der hatte nichts als ein Weib mit einem Kinde, das erst ein paar Tage alt war. Dieses war noch nicht getauft, und der Köhler beschloß sich um einen Pathen umzusehen. Weil er im Walde wohnte, so muste er in das nächste Dorf gehen, um sich einen Gevatter auszubitten, und er machte sich deshalb in seinem Sonntagsgewande auf den Weg. Dort angelangt, ging er schnurgerade in des Richters Haus, um sich ihn zum Gevatter zu bitten. Doch der entschuldigte sich ein wenig grob, und sagte, daß er für so ein Gesindel kein Geld auszugeben habe, und es hätte wenig gefehlt, so hätte er den Köhler zur Thür hinausgeworfen.

Nicht besser ging es ihm bei den übrigen. Die Kindstaufe sollte aber des andern Tages sein, und daher muste er, ob gerad' oder ungerade für einen Gevatter sorgen. Er ging in das nächste Dorf, das wol drei Stunden weit entfernt war, und am Saume eines großen Waldes lag. Als er

mitten auf dem Wege war, stieg ein so arges Donnerwetter auf, daß er sich tiefer in den Wald begeben muste, um nicht bis auf die Haut naß zu werden, und sein Sonntagsgewand oben drein zu verderben. Unterdessen war es finster geworden; der Bauer, indem er auf seine Klugheit zu sehr rechnete, hatte sich diesmal geirrt. Anstatt später aus dem Walde zu kommen, verirrte er sich immer mehr und mehr. Schon wollte er sich, matt und müde wie er war, unter einem der Bäume niederlegen, um dort die Nacht zuzubringen, als er nicht gar weit von ihm entfernt ein Lichtlein brennen sah. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen, schleppte sich bis zu dem Orte hin, wo das Lichtlein brannte, und sah eine große Hütte vor sich stehen, an welche er anklopfte. Wer da! rief eine rauhe Stimme von innen, neben der sich das knurren eines Katers vernehmen ließ. — „Ein armer verirrter Mann, der nur um eine Nachtherberge bittet.“ — Wenn's sonst nichts ist, die kann ich Euch schon geben, ließ sich wieder die vorige Stimme hören. Die Thür wurde aufgemacht, und ein großer starker Mann trat heraus, dem ein schwarzer Kater, so groß wie ein Kalb, auf dem Fuße folgte. Der Mann führte den Köhler in die Hütte, und fragte ihn, was ihn noch so spät in den tiefen Wald herein brächte. Der Gevatter Köhler erzählte nun, er suche einen Pathen für seinen kleinen Buben, allein überall sei er abgewiesen worden, er habe in das nächste Dorf gehen wollen, und sich verirrt.

Der Mann hatte dem Erzähler aufmerksam zugehört, und sagte: „Nun, wenn Ihr nichts anderes wollt als das,

den Gefallen kann ich Euch schon selber thun; für heute geht schlafen, und was zu morgen thun ist, das wollen wir schon richten. Er wies dem Köhler ein Bett als Nachtlager an, während er selbst sich mit dem Kater auf die Erde legte. Zeitlich früh stand er auf, pflückte einen „Buschen" von seinen Fensterblumen, weckte den Köhler, spannte den schwarzen Kater ein, und fort ging's zu des Kohlenbrenners Hütte. Dort angekommen, nahmen sie das Kind, und fuhren in's Dorf zur Taufe. In derselben erhielt es auf den Wunsch des Pathen den Namen „Waldkater." Man fuhr gleich wieder nach Hause, wo der Fremde das Kind und den Strauß dem Vater übergab, und mit seinem Rappen waldeinwärts fuhr. Der Kohlenbrenner übergab nun den Knaben sammt dem Buschen der Mutter, und sagte zugleich den Namen des Kindes.

Doch da hatte der gute Mann ein Wetter zu überstehen. „Pfui Teufel, fing sie an, das ist nicht einmal ein Name für einen Hund, geschweige denn für einen ehrlichen Christenmenschen; aus dem Kerl da wird was sauberes werden, und den Buschen hätt' sich der eiserne Aff' auch behalten können; für den ist es schon der Mühe wert einen Waldkater als Kind zu haben. Ich hätte ihm den Buschen vor die Füße geworfen." . . . .

Als sie dieß sagte, fiel er ihr wie weggeblasen aus der Hand, und eine Menge Dukaten rollten aus demselben heraus. Das setzte das überraschte Ehepaar in nicht geringes Erstaunen. Erfreut klaubten sie das Geld auf, und sahen, daß es nicht weniger als tausend Gulden waren.

Nun hatte aller Streit ein Ende, aller Zorn war verschwunden, sie lobten den edlen Wohlthäter, und dachten nur daran, was mit dem vielen Gelde anzufangen wäre. Der Mann wollte den ganzen Wald kaufen, und sein Handwerk im großen betreiben, aber das Weib, welches ein wenig herrschsüchtig und eitel war, wollte durchaus ein Herrschaftshaus haben. Endlich einigten sie sich dahin, einen Meierhof zu kaufen, um dort ruhig und glücklich ihre Tage zuzubringen. Das geschah, und von der Zeit an lebten sie geehrt und zufrieden.

Unterdes war auch unser kleiner Waldkater größer und ein schlimmer Bub geworden, wie seine Mutter vorausgesagt hatte. Er bekam daher mehr Schläge als zu essen, und das bestimmte ihn, seinen Eltern bei Nacht und Nebel abzufahren. Wohin, das wuste er selbst nicht, aber es war ihm auch alles eins, wohin er käme, darum rannte er schnurgerade in den Wald hinein, und fort und fort, bis er endlich selbst nicht mehr wuste, wo ein und wo aus.

Sorgenlos legte er sich nieder, und als es Tag geworden war, und er erwachte, sah er unweit seines Lagerplatzes eine Hütte stehen. Er ging hin, und mir nichts dir nichts klopfte er fest an, um zu sehen, ob denn nicht jemand darinnen sei. „Wer da!“ sagte eine rauhe Stimme, neben welcher sich das knurren eines alten Katers vernehmen ließ. „Ich bin's, der Waldkater, macht auf, ich hab Hunger.“ Die Thür wurde von einem alten Manne aufgemacht, und ein großmächtiger Kater war schon im Begriff auf den Wildfang loszuspringen, als Herr und Kater zugleich ihren

Freund erkannten, mit dem ſie vor mehr als zwölf Jahren die Spazierfahrt in die Kirche und zurück gemacht hatten Der Pathe nahm ihn gleich freundlich auf, und fragte ihn, wie es ihm gegangen ſei. Als nun der Knabe alles erzählt hatte, was er wuſte, fing der Pathe an: Mein Kind, du biſt jetzt gerade in einem Alter, wo man was lernen ſoll; wenn dich daher das Gärtnerhandwerk freut, ſo kannſt du gleich bei mir bleiben. Ich bin jetzt ohnehin ſchon alt, und bevor ich ſterbe, will ich dich zu meinem Erben und Nachfolger einſetzen. Waldkater willigte gern ein, um nicht zu verhungern; er fügte ſich dem Willen ſeines Pathen, und ward ein Gärtner.

So blieb er nun fünf Jahre dort, und lernte nebſt der Gärtnerei noch viele andere nützliche Dinge. Endlich wurde ihm die Gärtnerei auch langweilig, und er ging nun, wie früher ſeinen Eltern ſo jetzt ſeinem Pathen, im Wind und Wetter durch. Auch dießmal war er ſo unvorſichtig, ſich ohne Lebensmittel fortzuſchleichen, und er ſah ſich bald genöthigt, ſich auf ſein Handwerk zu verlegen. Als er ſchon ziemlich lange gewandert hatte, gewarte er ein prächtiges Schloß. Er klopfte an, und fragte, ob man keinen Gärtner brauche. Da wurde er ſogleich als Hofgärtner aufgenommen.

Der König, dem das Schloß gehörte, hatte eine Tochter, die war wunderſchön. Sie kam oft in den Garten und fand großes Wohlgefallen an dem jungen Gärtner. Die Hofbeamten beneideten ihn deswegen, aber weil ſie ihn ſonſt gut leiden konnten, ſo ſannen ſie nur auf Mittel ihn zu entfernen. Sie ſagten ihm daher, der König habe ihn geſehen,

wie er die Prinzessin geküsst, und deshalb habe er befohlen, den Gärtner umzubringen. Darüber erschrack er, und suchte zu entfliehen. Er theilte das im Vertrauen der Königstochter mit, und im Garten schwuren sie einander treu zu bleiben ein Jahr und einen Tag. Der Gärtner floh nun aus dem Schlosse, aber des ewigen herumziehens müde, verdingte er sich gleich im nächsten Dorfe als Schafhalterknecht, und nicht lange darauf ward er zum wirklichen Schafhalter erhoben. Und in der That, wenn er seine Herde austrieb, so war es eine Freude sie anzusehen: In Reih und Glied marschierten sie daher wie ein Regiment Soldaten; sie waren dabei auch so abgerichtet, daß sie auf jeden Befehl hörten. Wenn sie dann des Abends nach Hause getrieben wurden, so marschierten sie wieder ordentlich von unserm Waldkater her, und der spielte so lustige Stücklein auf der Flöte, daß es eine Freude war. Das that er aber um der Königstochter willen, unter deren Fenstern die Schafe vorbeigetrieben wurden. Doch gab er sich nie zu erkennen, und hüllte sich tiefer in seinen Mantel, wenn er vor dem Palaste des Königs vorbeikam, um von den Höflingen nicht entdeckt zu werden.

Auf diese Weise war nun ein Jahr vergangen, ohne daß etwas vorfiel. Am letzten Tage desselben trieb Waldkater seine Herde ungewöhnlich weit in den Wald hinein, da kam ihm auf einmal ein fürchterlich großer Riese entgegen, der brüllte ihn an mit den Worten: Was hast du Zwerg da in meinem Garten zu thun, weist du nicht, daß ein jeder, der auf mein Gebiet kommt, von mir gefressen wird? Meiner Seel, das wuste ich nicht, sagte bis zum

Tode erſchrocken der Hirt, und bat ihn, ſein junges Leben zu ſchonen. Aber der Rieſe gab nicht nach, und brüllte fort. Da ſagte der Hirt: Nun, wenn Ihr mich ſchon durchaus umbringen wollt, ſo bitt ich Euch nur um etwas noch: Laßt mich mein Lieblingslied noch einmal ſpielen, und dann will ich gerne ſterben. Meinetwegen, ſagte der Rieſe, Muſik hab ich immer gern gehört. Nun fing er an zu ſpielen, ſo reizend und lieblich und traurig, daß der Rieſe zu ſchlafen anfing. Das eben hatte der Hirt gewollt, er zog ſein Hirtenmeſſer aus der Taſche, und auf ja und nein lag der Kopf des Rieſen auf der Erde, und verwandelte ſich in einen kleinen goldenen Apfel, während der übrige Körper des Rieſen ſich in einen großen grünen Hügel verwandelte. Schon wollte Waldkater ſeine Herde heimtreiben, da hörte er auf einmal ein Geräuſch und ſah, wie aus dem innern des Waldes Räuber kamen, und ſich auf der andern Seite des Hügels lagerten. Sie machten ein Feuer an, um Fleiſch zu braten, und ſprachen heftig untereinander. Waldkater ſchlich ſich nun leiſe an ſie heran und hörte, daß ſie eben berathſchlagten, wie ſie in der folgenden Nacht, in welcher die Hochzeit der Prinzeſſin mit einem fremden Prinzen ſein ſollte, das Schloß ausplündern und alle ermorden wollten. Als ſie darüber einig waren, aßen und tranken ſie, und entfernten ſich. Als ſie aber fort waren, ging der Waldkater her, ſchnitt den Apfel in zwei Theile, und ſchrieb auf dieſelben das, was er von den Räubern gehört hatte, ſowie auch, daß er der Gärtner ſei, und den Schwur, den ihm die Königstochter geleiſtet hatte. Dann trieb er ſeine Herde heim. Die Königs-

tochter erſchien wie gewöhnlich am Fenſter, aber diesmal allein, und dieſe günſtige Gelegenheit benützte der Hirt, ihr die beiden Apfelhälften in den Schoß zu werfen. Die Königstochter erkannte ihn jetzt, war ſehr erfreut darüber, und beſchloß, die Sache einſtweilen geheim zu halten.

Als aber der Morgen kam, ſagte ſie zu dem Könige: Vater, verſchiebe meine Hochzeit, der heutige Tag iſt ein Unglückstag; ich habe ſo einen ſchrecklichen Traum gehabt, der mich vor meiner Hochzeit warnt. Mir träumte nämlich: Wir ſaßen froh und vergnügt bei der Hochzeit beiſammen, auf einmal hörten wir Feuer rufen, und das ganze Haus ſtand in Flammen, darauf drangen Räuber in den Sal und ermordeten alle Gäſte, und als ſie auf uns zukamen, da wachte ich auf, ganz mit Schweiß bedeckt, und an Händen und Füßen zitternd.

Der König ſah darin gleich ein vom Himmel ihm geſandtes Zeichen, verſchob die Hochzeit, ließ im innern des Palaſtes Soldaten aufſtellen, die Zimmer des Schloſſes feſtlich erleuchten, und alles ſo vorbereiten, als ob Hochzeit gehalten würde. Gegen Mitternacht kamen wirklich die Räuber daher, und waren ſchon im Begriffe das Schloß anzuzünden, und in die Säle hinaufzuſteigen um zu plündern, als die Wachen aus dem Verſtecke herausbrachen, und alle gefangen nahmen.

Nun geſtand die Königstochter ihrem Vater die Wahrheit, und der König willigte jetzt gern in die Heirath, da er dem Hirten ſein Leben verdankte.

24. Die geraubte Königstochter.

Es lebte einſt ein mächtiger König, welcher eine ebenſo reiche als ſchöne Gemahlin hatte. Dieſe gebar ihm ein Mädchen. Als aber der Tag der Taufe kam, wuſte der König nicht, wen er zur Taufpathin nehmen ſolle. Da erſchien am Vorabende eine weiße Frau, die ſich hiezu antrug, und die Eltern nahmen das Anerbieten freudig an, denn ſie dachten, das Kind werde von der Zauberin reich mit Geiſtesgaben beſchenkt werden. Sie fanden ſich auch in ihren Hoffnungen nicht getenſcht, denn die Frau beſchenkte das Kind verſchwenderiſch mit allem erdenklichen. Zugleich verbot ſie aber den Eltern, das Mädchen vor ihrem zwölften Lebensjahre nicht aus dem Zimmer gehen zu laſſen, indem ſie ſonſt unglücklich würde.

Das Mädchen war bereits eilf Jahre alt geworden, als ſie an einem ſchönen Sommertage ihren Vater bat, ob ſie nicht mit auf die Jagd gehen dürfe. Dieſer konnte ihrem dringenden bitten nicht widerſtehen, und willigte endlich ein. Doch kaum hatte ſie das Zimmer verlaſſen, als

sich draußen auf einem schönen geflügelten Pferde ein Mann zeigte, der sogleich das Mädchen ergriff, und mit demselben sich in die Lüfte erhob. Der König rief um Hülfe, doch vergeblich, denn das Pferd war schon so hoch, daß er es kaum mehr bemerkte. Er ging nun zu seiner Gemahlin und berichtete ihr den Vorfall, über welchen beide höchst betrübt waren. Eines Abends kam die weiße Frau, welche das Unglück der Prinzessin erfahren hatte, zum König, um ihn wegen des Verlustes seiner Tochter zu trösten. Sie konnte zwar nicht helfen, da sie über den Teufel, von dem das Mädchen fortgeführt war, keine Macht hatte; doch gab sie den betrübten Eltern den Trost, daß ihre Tochter noch gerettet werden könne, wenn ein Jüngling unter zwanzig Jahren es wage, in die Hölle zu gehen, und die drei Wasser des Lebens, der Schönheit und der Liebe zu holen; dadurch würden nebst ihrer Tochter noch zwei andere Prinzessinnen erlöst werden.

Der König ließ nun im Lande verkünden, daß derjenige, der seine Tochter aus den Händen des Teufels errette, dieselbe zur Gemahlin bekomme.

Lange Zeit meldete sich niemand. Endlich kam ein Bauernbursche, und wollte sein Glück versuchen. Der König gab ihm viel Geld mit, damit er keine Noth zu leiden brauche. Der Bursche schritt rüstig vorwärts. Als er schon längere Zeit gewandert war, kam er zu einem alten Weibe, an dem man vor Runzeln kaum das Gesicht sah. Auf seine Frage, ob hier der rechte Weg zur Hölle sei, kreischte sie: was

haſt du denn dort zu thun, laß ab von deinem Vorhaben, denn der Teufel iſt ein Menſchenfreſſer und wird dich gewiß auffreſſen, wenn er dich erblickt. Der junge Bauer ließ ſich jedoch nicht abhalten. Da gab ihm die Alte eine Ruthe, mit dem Bemerken: wenn du mit der rechten Hand damit herumhaueſt, können dir die wilden Thiere, die am Eingange der Hölle ſtehen, nichts anhaben. Der Bauer bedankte ſich und ging weiter. Da begegnete er einem Hahne, der ihn fragte, wohin die Reiſe gehe. Er erwiederte: Ich will in die Hölle, um die geraubte Königstochter zu retten. Der Hahn rieth ihm davon ab; als aber ſeine Bemühungen vergebens waren, ſo lud er ihn in ſeine Behauſung ein, um dort einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Als ſie in der kleinen Höhle ankamen, gab ihm der Hahn drei Federn, mit dem Bemerken: ſtecke ſie auf den Hut und du wirſt vor den Thieren in der Hölle ſicher ſein. Der Bauer dankte und ſchritt, durch Erfriſchungen geſtärkt, rüſtig vorwärts. Nach einiger Zeit kam er zu einer alten Frau. Iſt hier der rechte Weg zur Hölle? fragte er, und ſie bejahte es, gab ihm ein großes Schwert mit den Worten: das wirſt du wohl gut brauchen können. Sie fügte hinzu: wenn du zum Eingange der Hölle kommſt, werden zwei Schlangen dich fragen, wer du ſeieſt; darauf darfſt du jedoch keine Antwort geben, ſondern du ſchlägſt jede der Schlangen mit deinem Stäbchen auf den Kopf. Sollten ſie dir dann noch den Eintritt verwehren, ſo ſtecke eine von den drei Federn, die du von dem Hahne erhalten haſt, auf das Stäbchen, und berühre damit die Zungen der beiden Schlangen, worauf ſie ziſchend davoneilen werden. Der Bauer

dankte ihr, und eilte, um die Hölle noch vor einbrechender Nacht zu erreichen.

Als er dort angekommen war, befolgte er genau den Rath der Alten. Es traf auch alles so ein. Er kam in einen langen spärlich beleuchteten Gang, welcher mit den scheußlichsten Ungeheuern, mit Drachen und Schlangen erfüllt war. Diese konnte er nur durch das Umhauen mit dem Stäbchen von sich entfernt halten. Der Gang führte in einen großen Garten, in dessen Mitte ein Schloß stand, dessen Mauern verschwenderisch mit Gold und Silber verziert waren. Der Bauer wuste nicht, ob er stehen bleiben oder in das Schloß gehen sollte. Endlich entschloß er sich hinein zu gehen. Er war schon durch mehrere reich ausgestattete Zimmer gegangen, als er endlich zu einem kam, in welchem er Frauenstimmen hörte. Er ging hinein, und bemerkte drei Prinzessinnen, die über sein Erscheinen höchlich erstaunt waren. Denen erzählte er, warum er gekommen sei. Darüber waren sie wohl sehr erfreut, sie fürchteten jedoch, daß er sein Ziel nicht erreiche; denn der Teufel, sagten sie, geht auf Mädchenraub aus, hält uns schon lange Zeit gefangen, und dich wird der Menschenfresser nicht verschonen. Alsdann verabredeten sie, es solle jede eine Nacht unter dem Strohsacke ihres Bettes ihn verbergen, da der Teufel bei Tage seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachging. Als nun der Abend kam, verbarg ihn die eine unter dem Strohsacke ihres Bettes. Eben war sie damit fertig geworden, als der Teufel in Gestalt eines Drachen hereinkam und schrie: Ich rieche Menschenfleisch; wenn ihr mir nicht sagt, wo es sich

befindet, so fresse ich euch alle drei. O, sagte die eine, es ist ja die Wildpretkammer offen, und in dieser ist frischgeschossenes Wild, welches riecht. Der Teufel ließ sich dadurch besänftigen, legte sich zu Bette und schlief die ganze Nacht. Als am andern Morgen der Teufel sich entfernt hatte, kroch der Bauer aus seinem Verstecke hervor, und die Prinzessinnen zeigten ihm alles, was im Schlosse zu sehen war. Am Abend versteckte ihn die zweite Prinzessin in ihrem Bette. Als der Drache nach Hause kam, schrie er wüthend: Ich rieche Menschenfleisch. O, was denkst du, sagten sie, da drinnen ist ja ein frisch geschlachtetes Kalb, das verbreitet diesen Geruch. So ward er wieder besänftiget. Am dritten Abend bot ihm die dritte Prinzessin ein Versteck an, und als der nach Hause kommende Teufel wieder Menschenfleisch roch, erwiederte sie: Es ist nur die Einbrennsuppe, die verbrannt ist, und daher kommt der Geruch. Der Teufel ließ sich abermals beschwichtigen, legte sich zu Bette, um des andern Morgens wieder seinen gewöhnlichen Geschäften nachzugehen.

Dadurch nun, daß der Bauer bei jeder der drei Prinzessinnen eine Nacht zugebracht hatte, waren sie erlöst und sie entflohen mit einander. Der Bauer nahm aber mit sich die drei Wasser des Lebens, der Schönheit und der Liebe, wovon jede der Prinzessinnen eines aufzubewaren hatte. Sie setzten sich auf den Spazierwagen des Teufels und spannten sein geflügeltes Leibpferd an. Bei der Pforte fragten zwei Schlangen, wer sie seien, worauf sie jedoch keine Antwort gaben. Als sie einige Zeit in schnellem Trabe

gefahren waren, kamen sie in einen Wald, in dem sie sich verirrten. Schon war es Nacht geworden, und es zeigte sich kein Ausweg. Endlich bemerkten sie ein großes Gebäude, welches aber die Prinzessinnen sogleich als den Lieblingsaufenthalt des Teufels erkannten, und daher für ihr Leben besorgt waren. Der Bauer verbarg sie jedoch in einer nahen Höhle, und ging allein in das Haus, in der Hoffnung den Drachen mittelst seines Schwertes erlegen zu können. Bei der Pforte bemerkte er eine Schlange, welche als Thorhüter diente. Ist der Teufel zu Hause? fragte er. Sie nickte, aber sie ließ ihn nicht hinein gehen. Da hieb er mit dem Schwerte ein, und trennte den Kopf der Schlange vom Rumpfe. Kaum war dieß geschehen, so erschien der Teufel selbst vor der Thür, und es begann nun ein harter Kampf zwischen dem Teufel und dem Bauern. Dieser jedoch behielt die Oberhand, und schnell eilte er zu den Prinzessinnen, um ihnen die frohe Botschaft zu bringen, und sie waren darüber sehr erfreut. Sie wanderten nun weiter, und erreichten bald die Hütte der alten Frau, von welcher der Bauer das Schwert erhalten hatte. Die Alte bat den Bauer, er möge ihr einen Tropfen vom Wasser des Lebens schenken. Das that er auch. Sie benetzte mit diesem Tropfen ihr Gesicht und erschien nun dem Bauern als Jungfrau. Gleichzeitig fing es heftig an zu donnern und zu blitzen, und an der Stelle der Hütte zeigte sich ein herrliches Schloß. Die Jungfrau dankte für ihre Erlösung und bewirtete ihn nebst seinen drei Begleiterinnen auf's beste. Des andern Tages setzten sie die Reise fort und erreichten des Abends die Woh-

nung des Hahnes. Dieser war über die Erlösung der drei Prinzessinnen höchst erfreut, und bat dem Bauern, er möge nun auch ihm zur Erlösung verhelfen; das könne dadurch geschehen, daß er die drei Federn, die er einst von ihm erhalten, an den Stellen, wo sie fehlen, wieder befestige. Und das geschah. Kaum war er damit fertig, als es heftig knallte; an der Stelle der ärmlichen Wohnung des Hahnes stand ein Schloß, und der verwunschene Hahn erschien als Prinz. Er dankte ebenfalls für seine Erlösung, und der Bauer wanderte dann mit den drei Prinzessinnen wieder weiter und erreichte bald die Hütte der alten Frau, welche ihm das Stäbchen gegeben hatte. Auch diese erlöste er, indem er die vier Ecken ihrer Wohnung berührte. Auf einmal stand ein herrliches Schloß da, und die Alte zeigte sich als junge Prinzessin.

Am nächsten Tage erreichten sie die Wohnung des Königs. Wie der eine Freude hatte, läßt sich gar nicht sagen. Sogleich wurden Anstalten zur Hochzeit getroffen. Auch die weiße Frau war unter den Hochzeitsgästen. Die zwei andern von dem Bauern erlösten Prinzessinnen kehrten ebenfalls heim zu ihren Eltern.

25. Die wunderbare Rettung.

Vor vielen Jahren lebte ein König, der ein großes Reich beherrschte. Einst rüstete er sich zu einem Jagdzuge; da er aber, um in das Jagdrevier zu gelangen, über's Meer fahren muste und die Jagd auch mit vielen Gefahren verbunden war, so sagte er bei der Abfahrt zu seiner Gemahlin: Da ich bei dieser Jagd umkommen könnte, dieselbe auch lange dauern dürfte, müssen wir uns ein Merkmal geben, um uns wieder zu erkennen; stecke diesen Ring an deinen Finger, er ist demjenigen, den ich trage, ganz gleich; an ihm werden wir uns erkennen. Komme ich aber binnen zehn Jahren nicht zurück, so kannst du sicher sein, daß ich nicht mehr am Leben bin, und nach Ablauf dieser Frist wähle dir einen andern Gemahl.

Nach mehreren Tagen glücklicher Fahrt landete er mit zwanzig Mann seiner Getreuen und zwanzig Pferden in seinem Revier. Sie streiften umher und hatten eine ergiebige Jagd, doch bei einem Zuge, den sie unternahmen, verirrten sie sich. Sie kamen in einen Wald, wo die Bäume magnetisch waren, deshalb konnten sie aus demselben nicht herauskommen.

Es war in dem Wald aber auch kein Wild, weshalb der König und seine Leute große Noth litten, und die Pferde töten und essen musten, um nicht zu verhungern. Nur dasjenige des Königs ließen sie leben. Neunzehn Leute waren den Anstrengungen erlegen, nur der König und ein Mann waren noch übrig. Die beiden hielten Rath, wie sie aus diesem Walde wegkommen könnten. Der Mann, der dem König noch übrig geblieben war, wuste, daß in diesem Walde ein ungeheurer Vogel hauste, der zwölf Köpfe hatte. Darauf gestützt fasste er einen sonderbaren Plan. Das Pferd, das sie noch besaßen, solle getötet und der König in die Haut desselben eingenäht werden; er solle keine andern Waffen, als das Schwert und das Messer behalten, während der Mann sich nach dem einnähen töten solle.

Der König wollte anfangs in diesen Plan nicht eingehen, doch nach vielem Hin und Herreden nahm er denselben an und es geschah wie der Mann es wollte. Der König wurde auf der Spitze eines Berges, der sich in dem Walde befand, eingenäht, und dann tötete sich der Soldat selbst.

So war der König mehrere Stunden in einer sehr unbequemen Lage, bis endlich der Vogel kam. Der hob ihn auf, als wäre er eine Feder und flog mit ihm davon, nicht wissend, daß er eine so edle Last trage. Er flog mit ihm mehrere Stunden durch die Luft, bis er sich in einem anderen Walde auf der Spitze einer ungeheueren uralten Eiche niederließ und den eingenähten König in sein Nest legte, in dem er seine Jungen hatte, die ebenfalls zwölfköpfig waren. Hier überließ er ihn seinen Jungen, während er selbst davonflog. Der König hatte

kaum bemerkt, daß der alte weg war, als er ſchon ſein Meſſer hervorzog, die Pferdehaut durchſchnitt, aus derſelben kroch und ſämmtliche Jungen tötete. Schnell ſtieg er nun von dem Baum herunter und verbarg ſich in der Nähe. Er hatte auch allen Grund dazu, den der Vogel kam gerade wieder zurück. Das Geſchrei, das er ausſtieß als er ſeine Jungen getötet ſah, iſt unbeſchreiblich; das brüllen eines Ochſen iſt nichts dagegen. Mit ſeinen Flügeln peitſchte er die Luft, ſo daß man es wohl ſtundenweit hören konnte. Durch dieſes Geſchrei wurde ein Löwe herbei gelockt. Der Vogel hatte ihn aber kaum bemerkt, als er ſich wüthend auf ihn warf, denn er dachte, dieſer ſei der Mörder ſeiner Jungen. Der Löwe wäre bald unterlegen, wäre der König ihm nicht zu Hilfe geeilt; doch auch beide vereint hatten große Noth mit dem Vogel, denn kaum hatte er ihm einen Kopf abgeſchlagen, als er ihm auch ſchon wieder wuchs. Erſt nach großen Anſtrengungen gelang es ihnen, des Vogels Meiſter zu werden. Nun glaubte der König würde er es mit dem Löwen zu thun haben, doch wie wunderte er ſich, als derſelbe ſich wie ein Hund zu ſeinen Füßen legte und ihm die Hände leckte. Sie wanderten viele Tage miteinander und der Löwe verſorgte den König mit Wild, bis ſie endlich an einen Fluß kamen, der ſiedend heißes Waſſer hatte. Hier wollte der König ein Floß machen, um mit Hilfe desſelben den Fluß hinabfahren zu können. Er erbaute ſich zuerſt eine kleine Hütte, um vor dem Regen ſicher zu ſein, dann nahm er das Schwert zur Hand, fällte Bäume und machte ein Floß; die Fugen verſchmierte er mit Harz. Während er dieſe Arbeiten verrichtete,

jagte der Löwe im Walde und versorgte den König so reichlich mit Speise, daß noch etwas auf die Reise übrigblieb.

Das Floß war gemacht und der König vollkommen reisefertig, nur der Löwe war noch abwesend. Da faßte der König den Plan, sich von demselben zu befreien, da er ihm noch immer nicht recht traute. Er stieg rasch auf das Floß und stieß vom Ufer ab, doch der Löwe kam gerade, mit einem Thier im Rachen, von seiner Jagd zurück, und als er den König auf dem Floße sah, stutzte er ein wenig, doch besann er sich nicht lange und sprang mit einem ungeheueren Sprunge aufs Floß. Aber nur mit den Vorderfüßen erreichte er dasselbe, der Hintertheil fiel ins heiße Wasser, so daß er sich tüchtig brannte. In Folge dessen gingen ihm die Haare an jenem Theile aus, und daher sind die Löwen bis auf den heutigen Tag hinten ganz kurz behaart. Nach einiger Anstrengung gelang es ihm auf's Floß zu gelangen, wo er dem König einen Blick sandte, der ihm durch Mark und Bein gieng. Doch war der Löwe großmüthig und that dem Könige nichts. Nun fuhren sie zusammen auf dem Floße; hatten sie keine Nahrung, so hielten sie an und der Löwe ging auf die Jagd.

Sie waren viele Tage hindurch gefahren, jedoch immer durch unbewohnte Gegenden, bis sie endlich nach einigen Monaten zu einem Wirtshause kamen. Sie gingen hinein. Im Zimmer war niemand als der Wirt, dem die sonderbare Kleidung des Königs auffiel, denn er war nur in Thierfelle eingehüllt; auch wunderte er sich über seinen Begleiter. Der König fragte den Wirt um den Namen des Landes, in dem er sich befinde, und es zeigte sich, daß er nicht mehr weit von seinem Schlosse war;

doch die Frist war beinahe abgelaufen. Im Gastzimmer hing an der Wand ein Schwert, das sich von selbst bewegte und das der König um jeden Preis haben wollte. Da er aber kein Geld hatte es zu kaufen, so nahm er es, als der Wirt auf einen Augenblick hinausgegangen war, von der Wand, während er sein eigenes an dieselbe Stelle hängte. Er gab demselben einen Schwung und ging samt dem Löwen hinaus. Sie stiegen auf's Floß und wollten fortfahren, doch es ging nicht, denn der Fluß war ganz voll von Gestrüpp und Schlingpflanzen. Der König hing nun das Schwert an die Spitze des Fahrzeuges, wodurch sie sich Luft machten, denn das Schwert fuhr hin und her, und zerschnitt die Schlingpflanzen. So fuhren sie noch mehrere Tage, bis sie endlich am letzten Tage der Frist vor dem Residenzschlosse anlangten.

Während dieser Ereignisse hatte die Königin in einem Zustande der Aufregung gelebt. Das Schiff, das den König mit seinen Leuten in's Revier geführt, war zurückgekommen und hatte das verschwinden des Königs gemeldet, deshalb drangen die Fürsten und Großen des Reiches in sie, sich einen andern Gemahl zu erwählen, doch sie sagte immer: Kommt er binnen zehn Jahren nicht zurück, so werde ich mir einen wählen, früher nicht. Die Fürsten aber drohten ihr, denn sie wollten nicht von einer Frau beherrscht werden, bis sie endlich einwilligte sich zu vermählen. Die Trauung sollte am letzten Tage der zehn Jahre stattfinden. Der Bräutigam war gerade mit den Fürsten angekommen, um sich in die Kirche zu begeben, als die Heirat durch das erscheinen des Königs verhindert wurde. Der Bräutigam und auch die Fürsten wider-

ſetzten ſich und wollten den König töten, doch er zog ſein Schwert, welches ſo fürchterliche Verheerungen anrichtete, daß von den anweſenden Fürſten kein einziger am Leben blieb.

Der König lebte noch lange mit ſeiner Gemahlin und war ſehr glücklich; der Löwe blieb immer ſein treuer Gefährte, und als der König geſtorben war, nahm er keine Speiſe mehr und ſtarb auf dem Grabe ſeines Herrn.

26. Der verſtoßene Sohn.

Es lebten einſt ein Paar Eheleute, die einen Sohn hatten. Der war noch jung als ſeine Mutter ſtarb. Nicht lange darnach heiratete der Vater wieder. Die junge Frau warf aber einen unverſöhnlichen Haß auf ihren Stiefſohn, weil er das Ebenbild ſeiner verſtorbenen Mutter war. Sie verfolgte ihn auf jede erdenkliche Weiſe und ging in ihrem Haſſe ſo weit, daß ſie ſogar nach ſeinem Leben trachtete. Gott machte aber alle ihre Anſchläge zu nichte. Sie bat nun ihren Mann den Sohn aus dem Hauſe zu entfernen, ſonſt könnte ſie nicht mit ihm leben. Nach langem widerſtreben willigte der Vater endlich ein. Er führte ſeinen Sohn in einen entlegenen Wald. Als ſie nun in einem wild verwachſenen Geſtrüppe ſtunden, ſprach der Vater zum Sohne: Warte hier einen Augenblick, wir haben des Weges verfehlt und ich will nachſehen, ob ich ihn nicht wiederfinde. Er entfernte ſich und der Knabe wartete. Stunden auf Stunden vergingen, da ſah der arme, daß er betrogen war. Als es Nacht geworden, kletterte er auf einen hohen Baum.

Von da aus gewarte er ein großes Feuer. Er ſtieg eilig herunter, und ging auf jene Stelle zu und fand einen rieſigen Greis bei dem Feuer ſitzen. Anfangs erſchrack er; die Noth aber gab ihm Muth; er ging beherzt auf ihn zu und bat, ihn bei ſich zu behalten. Der alte Rieſe fragte verwundert, wie er in dieſe Wildnis gekommen ſei. Der Knabe erzählte alles und der Alte behielt ihn bei ſich und lehrte ihn das Weidwerk.

Als er eines Morgens auf die Jagd gehen wollte, ſagte ihm der Alte, er dürfe jedes Thier ſchießen, nur keinen Raben. Er hatte ſchon von jeder Gattung Thiere erlegt, und es gelüſtete ihn nun gerade einmal einen Raben zu ſchießen. Eines Abends traf er einen ſolchen. Als er hinzutrat um ihn aufzuheben, ſah er in dem Schnee drei Blutstropfen und eine ſchwarze Feder liegen. Das betrachtete er eine Weile und ſprach für ſich: Eine Frau möchte ich einmal haben, deren Leib ſo weiß wie der Schnee, deren Wangen ſo roth wie das Blut und deren Haare ſo ſchwarz wären wie eine Rabenfeder. Als er heimkehrte reuete ihn der Schuß und er bekannte ſeinen Ungehorſam dem Pflegevater. Der Alte war anfangs böſe, doch weil er es ſo offen geſtanden hatte, ward er bald wieder gut, ſo daß der Junge ihm auch die Worte mittheilte, die er draußen beim geſchoſſenen Raben geſprochen hatte. Der Alte lächelte darüber und ſagte: Ein ſolches Weib kannſt du wohl haben, wenn du meinen Rath beſſer befolgſt. Geh um die zwölfte Stunde zu jenem Teiche am Walde; dort werden um dieſelbe Zeit drei Jungfrauen baden, welche

Kronen auf dem Haupte tragen; die legen ſie aber ab, ſobald ſie ins Waſſer ſteigen. Wenn ſie dann im Waſſer ſind, ſo muſt du hinſchleichen und der erſten die Krone ſtehlen und heimlaufen ohne dich umzuſehen. Wie es der Alte gerathen, ſo that es der Sohn ; doch als er mit der Krone davonlaufen wollte, verfolgte ihn die Eigenthümerin, und ſchrie ihm nach, er ſolle ſtill halten und ſich umſehen. Uneingedenk der Worte ſeines Vaters wollte er ſtill ſtehen und ſich umſehen, da verſetzte ihm die Jungfrau einen derben Schlag und entriß ihm die Krone. Er ging nach Hauſe und war ſehr betrübt. Des anderen Tages geſchah es ihm eben ſo. Den dritten Tag aber nahm er der dritten die Krone und lief mit ihr nach Hauſe, ohne ſich umzuſehen. Die Jungfrau folgte ihm und er erkor ſie zur Frau. Eine Zeit lang lebten ſie friedlich und vergnügt beiſammen. Einſtmals aber wurden ſie zu einer Hochzeit geladen. Hier wurde getanzt, und die junge Frau tanzte von allen am ſchönſten, und erregte die Bewunderung aller anweſenden. Als ſie dieß merkte, bat ſie ihren Mann, ihr doch heute die Krone zu geben. Der Mann ging und holte ſie; kaum aber hatte ſie die Krone auf dem Kopfe, ſo flog ſie pfeilſchnell davon. Über dieſes Misgeſchick ward der Mann ſehr traurig, verabſchiedete ſich, nahm den Wanderſtab zur Hand und zog aus, ſeine geliebte Frau zu ſuchen.

Nachdem er eine geraume Zeit gewandert war, befand er ſich einmal in einem dunklen Walde. Hier ſah er drei Teufel, die ſich heftig zankten. Als er die Teufel fragte, worüber ſie uneinig ſeien, erzählten ſie ihm, ihr Vater ſei geſtorben, und habe ihnen nichts hinterlaſſen als eine Keule, mittelſt welcher man

jeden in eine Steinſäule verwandeln könne, dann einen Hut, der den, welcher ihn aufſetze, unſichtbar mache, ferner einen Mantel, der die Eigenſchaft habe, daß jeder in demſelben ſchnell dahingebracht werde, wohin er wünſche. Darüber könnten ſie nun nicht einig werden, denn jeder wolle alles haben. Er machte ihnen den Vorſchlag, er wolle Schiedsrichter zwiſchen ihnen ſein. Alle drei ſollten auf den gegenüberliegenden Berg gehen und auf ein gegebenes Zeichen wieder zu ihm herlaufen, und wer zuerſt bei ihm ſei, der ſolle alle drei Dinge erhalten. Die Keule, der Hut und der Mantel aber müſſe unterdes bei ihm bleiben. Die Teufel nahmen den Vorſchlag an und gingen. Als ſie aber auf das verabredete Zeichen harreten, verwandelte er alle drei in Steinſäulen. Jetzt zog der junge Mann mit ſeinen erbeuteten Zauberdingen weiter. Als es Nacht geworden war, wickelte er ſich in ſeinen Mantel und legte ſich auf dem Felde nieder und dachte ſich, wenn er nur am Morgen vor der Hausthüre ſeines geliebten Weibes erwachen würde. Und wirklich erwachte er des andern Tages vor einem unbekannten Hauſe. Die Thüre öffnete ſich und es trat eine ſchöne Frau heraus, die er ſogleich als die ſeinige erkannte.

27. Die zwei Schwestern.

In einem Dorfe lebte eine Frau, welche bei den Nachbarn wegen ihres Stolzes und ihrer Hartherzigkeit wenig beliebt war. Sie hatte zwei Töchter, von denen die ältere ganz der Mutter glich, die jüngere aber durch Einfachheit, Güte und Dienstfertigkeit die allgemeine Liebe der Dorfbewohner genoß; nur die Neigung ihrer Mutter und Schwester konnte sie nicht erlangen. Um sie los zu werden, schickte sie die Mutter in fremden Dienst. Trotz der Leiden, welche sie in ihrem Vaterhause erlitten, war es ihr nicht so leicht sich von ihren Verwandten zu trennen; als sie aber sah, daß durch ihr Flehen der Entschluß der harten Mutter nicht geändert ward, und sie dabei noch Spott von ihrer prunksüchtigen Schwester zu erdulden hatte, nahm sie ihr Bündel und ging schluchzend und weinend fort.

Da kam die wandernde an einem Backofen vorüber, welcher ganz zersprungen und zerfallen war. Gewohnt derlei Schaden zu Hause selbst auszubessern, holte sie Lehm aus einer Grube, und verschmierte die Löcher des Ofens, und

ging erſt weiter, als der Backofen hergeſtellt war. Dann kam ſie zu einem Brunnen, deſſen Mündung ganz verſtopft war. Sie machte ſich ſogleich an die Arbeit, räumte und beſſerte den ganzen Brunnen aus, ſo daß wieder Waſſer in Überfluß aus demſelben hervorquoll. Sie ging weiter und kam zu einem Birnbaume, um deſſen Wurzel das von der Hitze ausgetrocknete Erdreich ganz aufgeſprungen war und deſſen Blätter verdorret abfielen. Sie bedeckte die Wurzeln mit Erde, holte aus dem nächſtliegenden Teiche Waſſer und begoß die Wurzeln. Daſſelbe that ſie bei einem naheſtehenden Apfelbaum. Auf ihrer weiteren Wanderung kam ſie endlich zu einer Hütte, in welcher ein altes Mütterchen ſich befand. Das Mädchen fragte, ob ſie nicht da dienen könnte. Die Alte meinte nach einigem Beſinnen, ja, aber nur unter der Bedingung, daß ſie die Töpfe, die in ihrem Zimmer ſtünden, nie berührte; ferner müſſe ſie den leichten Staub in einer alten, den unter dem leichten Staube liegenden, alſo gröberen, in einer neuen Kiſte aufbewaren. Das arme Mädchen trat in den Dienſt, bekam aber nur wenig zu eſſen und theilte auch dieſes wenige mit einem Hündchen und mit einer Katze, welche ihr die Alte zur Bewarung und Pflege übergeben hatte. Bald hatte das Mädchen durch Aufmerkſamkeit und Fleiß das Vertrauen und durch ſorgſame und liebevolle Pflege die Anhänglichkeit der beiden Thiere erworben, ſo daß die Alte ihr auf einige Zeit die Obſorge des Hausweſens zu übertragen und eine kleine Reiſe zu unternehmen beſchloß.

In der erſten Nacht hörte das Mädchen an der Thüre ein Gekratze und ein Geſchrei, ſo daß ſie, als der Lärm nicht

aufhören wollte, nicht wuste, ob sie aufmachen sollte oder nicht. In ihrer Angst fragte sie ihre beiden Thiere, die durch Gebärden gegen das öffnen der Thüre waren. Nach 1 Uhr Nachts verlor sich plötzlich der Lärm und nun war es wieder ruhig. Dieser Lärm wiederholte sich ein Jahr lang allnächtlich, und da die Alte nicht mehr zurückkehrte, beschloß sie zu ihrer Mutter nach Hause zu gehen; aber das Hündchen sowohl als das Kätzchen suchten sie an der Ausführung dieses Vorsatzes zu hindern und wollten nicht mitgehen. Sie entschloß sich also noch im Hause zu bleiben.

Da kam eines Tages die Alte, welche nicht wenig erfreut war über die Ordnung, mit welcher das Mädchen die Wirtschaft treu geführt hatte, und fragte sie, ob sie noch länger dienen, oder ob sie zu ihrer Mutter zurückkehren wolle. Sie wählte das letztere, und packte ihren Bündel zusammen. Da führte sie die Alte in die Kammer, wo die Töpfe stunden und sprach: „Ich kann dir nichts geben, als das was du dir gesammelt hast; sieh her, hier sind die zwei Kisten, wähle dir entweder die alte oder die neue.“ Sie nahm die alte Kiste, indem sie meinte, es sei alles eins, ob man die eine oder die andere nehme, es sei ja doch in keiner etwas anderes als Staub und Unrath. Während die Alte hinausging, lüftete sie aus Neugierde die Töpfe und aus demselben flogen arme Seelen, dem Mädchen freudig dankend, heraus; sie deckte schnell wieder alle Töpfe zu, nahm das Hündchen, das Kätzchen und die Kiste mit, und ging fort. Die Alte, welche nach ihrer Abreise die Lüftung der Töpfe bemerkte, eilte ihr nach, und als sie ihr bereits sehr nahe war,

öffnete sich plötzlich zwischen ihr und dem Mädchen eine unübersteigliche Schlucht. Die Alte eilte auf Umwegen dem Mädchen nach; noch einmal holte sie dasselbe ein, doch als sie abermals durch ein undurchdringliches Gebüsch verhindert war, ihm nachzukommen, kehrte sie erschöpft zurück und ließ von der weiteren Verfolgung ab.

Das Mädchen kam nun im Rückwege zu dem Brunnen, und sprach: Brünnchen, ich habe dich ausgebessert, du könntest mir Wasser geben; da quoll aus dem Brunnen purer Wein und sie trank mit vollen Zügen; dann füllte sie sich noch ihre Feldflasche, welche sie dem Hündchen anhing. Gestärkt ging sie weiter, da kam sie zu dem Apfelbaum; dieser war voll schöner Früchte, sie sprach zu demselben: Bäumchen, ich habe dich gepflegt, gib mir Äpfel. Da entstand ein Wind und die schönsten Früchte des Baumes fielen herab; einige aß sie, die andern that sie in die Kiste und ging fort. Nach kurzer Zeit kam sie bei dem Backofen an, der noch unbeschädigt und schön geformt da stand und in welchem es zu brennen schien. Sie wünschte sich Braten, Backwerk und dergleichen. Was sie gewünscht, lag bald vor ihren erfreuten Blicken, und als sie, das Hündchen und die Katze sich satt gegessen hatten, nahm sie noch mehreres mit und ging geradeswegs in ihr Vaterhaus.

Als sie ankam und alles erzählte, was ihr widerfahren war, und was sie als Lohn für ihre treuen Dienste bekommen hatte, da lachten ihre Mutter und ihre Schwester und sagten, sie möchte ihnen doch den Staub zeigen. Da machte sie die Kiste auf, und zum Erstaunen aller war nichts als eitel

Gold und Silber darinnen. Die Birnen, Äpfel, Kuchen, alles war Gold. Aber bald klärte sich dieses Räthsel auf; der Hund war ein verwunschener Prinz und die Katze war die verzauberte Schwester desselben. Der Prinz vermählte sich mit dem Mädchen, und die Schwester hatte seit langer Zeit schon einen Bräutigam in der Heimat; und nun fuhren sie unter dem Jubel des Volkes in die Hauptstadt des Reiches zu den überglücklichen Eltern.

Voll Neid über das Glück dieser Tochter schickte die Mutter nun auch ihren Liebling in die Welt, um sich auf gleiche Art Schätze und Glück zu suchen. Diese ging denselben Weg, welchen früher die Schwester gemacht hatte. Als sie aber zum Backofen kam, war dieser zerfallen; sie bemühte sich nicht denselben mit Lehm zu verputzen, wie es ihre Schwester gethan hatte, sondern ging fort; ebenso that sie es beim Apfel- und Birnbaume und beim Brunnen. Endlich kam sie bei der Alten an, diese nahm sie in ihren Dienst und befahl ihr dasselbe zu thun, was ihre Schwester gethan, und übergab ihr ebenfalls ein Hündchen und ein Kätzchen. Diese armen Thiere bekamen jedoch trotz ihres schmeichelns und bittens von dem hartherzigen Mädchen nichts zu essen. Mit dem reinigen der Zimmer nahm sie es nicht so genau, und den Unrath warf sie einmal fort, das andere mal in die Kiste, so daß die Alte mit dem Mädchen nicht zufrieden war, und ihr daher auch die Hütung des Hauses nicht übergeben konnte. Eines Tages sagte die Alte zu dem Mädchen, indem sie dieselbe zu den Kisten hinführte: Hier nimm dir, was du dir gesammelt hast, entweder die alte oder die neue Kiste.

Das Mädchen nahm die neue Kiſte, und ging ſammt dem Kätzchen und dem Hündchen fort. Als ſie zum Brunnen kam, ſagte ſie: Brunnen gib mir Wein. Doch aus dem Brunnen kam nichts als ſchlammiges Waſſer; ſie füllte einige Flaſchen mit demſelben, indem ſie meinte, es werde ſchon Wein daraus werden; wenn ſie nur zur Mutter käme. Dann ging ſie fort und kam zu dem Apfelbaume; da fielen von demſelben ſteinichte Äpfel und bei dem Birnbaume eben ſolche Birnen, doch hegte ſie noch immer die Hoffnung, alles werde zu Gold werden. Nun kam ſie zu dem Backofen, wo ihr ſchon ihre Mutter entgegen kam; in demſelben brannte es tüchtig und und ſchon ſchwelgte ſie im Genuſſe der anzuhoffenden Leckerbiſſen, und verlangte von dem Backofen Braten und Backwerk. Auch öffnete ſie jetzt voll Neugierde die Kiſte, in dieſer aber wimmelte es von Teufelchen und Berggeiſtern; der Hund und die Katze verwandelten ſich ebenfalls in Teufel und halfen den andern Brüdern die hartherzige Mutter und ihr Abbild, die hartherzige, eitle und träge Tochter in den Backofen werfen.

So verſchieden war das Schickſal zweier Schweſtern, die zwar auf demſelben Wege, aber in ganz verſchiedener Weiſe ihr Glück ſuchten.

28. Moriandl, Zuckerkandl.

Es war einmal ein Bauer und eine Bäuerin. Dieſe hatten zwei Kinder, einen Knaben mit Namen Zuckerkandl, und ein Mädchen mit Namen Moriandl. Mutter und Vater liebten ihre Kinder ſehr, und gaben ihnen alles, was zu ihrer Wohlfahrt nothwendig war. Die Eintracht und der Friede ward in dieſem Hauſe niemals geſtört, ſo daß man weit und breit das Leben dieſer Familie als Muſter des häuslichen Friedens aufſtellte. Doch das ſollte nicht ſo bleiben. Die Mutter ſtarb und mit ihrem Tode kam auch Elend und Jammer in das Haus.

Der Bauer war Schweinehändler, und muſte deswegen oft weite Reiſen machen, um das Geſchäft zu beſorgen. Die Kinder, welche doch noch zu jung waren, um ſich ſelbſt überlaſſen zu werden, brauchten Aufſicht. Ganz fremden Leuten wollte er ſie nicht anvertrauen, daher nahm er wieder ein Weib. Scheinheilig und hinterliſtig erfüllte ſie in Gegenwart des Mannes den Kindern ihre leiſeſten Wünſche, war hingegen der Mann verreiſt, ſo quälte ſie

dieſelben auf alle mögliche Weiſe. Sie muſten die härteſten Arbeiten verrichten und bekamen dafür mehr Schläge als zu eſſen.

Dieß mochte ſo ein Jahr gedauert haben. Klagten die Kinder beim Vater, ſo glaubte ihnen derſelbe nicht, da ſein Weib vor ihm immer anders handelte. Die Stiefmutter ſah aber immer ängſtlich dem heranwachſen des Zuckerkandels und der Moriandl entgegen, da dieſe, wenn ſie einmal verſtändiger würden, leicht den Haß der Stiefmutter ahnden würden. Den Kindern gehörte nämlich der Bauernhof, weil der ihrer Mutter Eigenthum war; ferner hatten ſie als die erſten Kinder des Vaters Vermögen.

Die Stiefmutter hatte mittlerweile auch ein Knäblein erhalten, das wegen ſeines rothlockigen Haares Glühwürmchen hieß. Da ereignete ſich eines Tages, daß ein Brief kam, in welchem eine Teſtamentsabſchrift enthalten war, laut welcher die Kinder zu Alleinerben der überaus reichen Muhme, „der Rothbeißerin“ eingeſetzt waren. Da wuſte nun die Stifmutter vor lauter Galle nicht was ſie thun ſollte. „Die Hundsbrut muß alles haben, ſagte ſie, während mein lieb Glühwürmchen dereinſt nichts als Bettelbrocken bekommen wird; aber ſo wahr ich lebe, dem muß abgeholfen werden. Mein Glühwürmchen muß alles haben, und ſollte ich mein Leben daranſetzen.“ Sie ſann hin und her und fand kein anderes Mittel, als durch Mord ihren Zweck zu erreichen. Sie zog daher andere Saiten auf und behandelte die Kinder zuvorkommender als je, auch in Abweſenheit ihres Mannes. Das fiel unſerem

Zuckerkandl, einem geſcheiten Burſchen, auf; er ſuchte ſich daher bei Zeiten auf die Seite zu machen.

Der Vater muſte gerade einen Monat verreiſen, und eine ſolche Abweſenheit kam den Planen der Stiefmutter gut zu ſtatten. Sie erwartete nur den günſtigen Augenblick, beide auf die Seite zu ſchaffen. Zuckerkandl hatte eines Tages eine Vorahnung; es wurde ihm ſo bange im Hauſe, und er bat daher die Stiefmutter, ob er nicht die einige Stunden entfernte Großmutter beſuchen dürfe.

Mit Freuden erlaubte ſie ihm das, denn er muſte über den ſogenannten Saufgraben gehn, eine tiefe Schlucht, die ihren Namen von den verunglückten Betrunkenen führte, die über den ſchmalen Weg gegangen und in die Schlucht gefallen waren. Zuckerkandls Großmutter war Methſchenkerin; ſie pflegte Zuckerkandln gewöhnlich einige Gläschen zu geben, und da Zuckerkandl dieſes gern trank, ſo konnte er, wie die böſe Mutter meinte, ſehr leicht auch in die Schlucht fallen. Doch ſie hatte ſich verrechnet. Zuckerkandl ging, erzählte ſeiner Großmutter die üble Behandlung, äußerte auch ſeinen Verdacht, und bat ſie, ihn bis zur Rückkehr des Vaters zu behalten. Die Großmutter ahnete gleich, welchen Zweck die Stiefmutter haben könnte. Sie beſchloß daher die Stiefmutter auf die Probe zu ſtellen und abzuwarten was ſie beginnen würde. In der Zeit war der Sohn eines Gärtners vom Dache tot gefallen, und die Großmutter ließ ihn in den Saufgraben legen, damit es ſcheine als ob Zuckerkandl hineingeſtürzt wäre. Ihn ſelbſt verſteckte ſie in ihrem Hauſe.

Unterdeſſen ward es der verlaſſenen Moriandl gar traurig zu Muthe, und ſie wurde krank. Die Stiefmutter zeigte ſich darüber ſehr betrübt, und lief von einem alten Weibe zum andern. Endlich kam ſie voller Freude nach Hauſe, und ſagte zu Moriandeln: Lieb Herzchen, dir wird geholfen, die Roßkopfinonerlmirlſepp hat mir ein Mittel angerathen, das gewiß hilft. Du ſollſt nämlich in den Dörrofen Zwespen und Klezen einklauben, und dabei kannſt du eſſen, ſo viel du willſt. Das Mittel gefiel der Moriandl ſehr gut, denn wie oft muſte ſie in dem großen Ofen arbeiten und durfte keine einzige eſſen. Dießmal ſtieg ſie gern hinein, obgleich er ungewöhnlich heiß war, und klaubte Zwespen und Klezen ein. Der Schweiß rann ihr von dem Körper und endlich fiel ſie ohnmächtig nieder. Niemand war bei der Hand, und ſo blieb ſie leblos da liegen. Die Stiefmutter nahm die Entſeelte aus dem Ofen, und bettete ſie in einen Sarg. Dann rannte ſie mit Zetergeſchrei im Orte hin und her und rief alle Leute zuſammen und theilte ihnen unter Thränen mit, daß ihr liebes gutes Kind, die Moriandl, geſtorben ſei. Kommt, ſchaut ſie an, ſie iſt ganz entſtellt. Das glaub ich, ſagten alle, ſie iſt ohne Sterbeſakramente geſtorben. Niemand wollte hingehen und ſie anſchauen, um nicht verſchrieen zu werden. Der Totenbeſchauer, ein eben ſo abergläubiſcher Menſch, wagte es auch nicht in das Leichenzimmer einzutreten, da ihm ein Geruch entgegenſchlug, den die Stiefmutter abſichtlich verbreitet hatte. Ich glaub's ſchon, daß ſie ganz tot iſt, ſagte er, gebt's mir nur mein Geld. Alle übrigen Zeremonien vollzog ſie ohne Aufſehen zu erregen, das doch bei Dorfbewohnern bald da iſt.

Unterweile kam der Vater nach Hauſe, und ſein Schmerz war grenzenlos, als er den Tod ſeiner Kinder erfuhr, denn die angebliche Leiche Zuckerkandls fand man im Saufgraben. Der verborgene hatte aber erfahren, daß man ihn für tot halte, und ſeine Großmutter fand es für gut ihn noch nicht ſehen zu laſſen. Sie ſuchte dagegen dem plötzlichen verſchwinden Moriandls nachzuforſchen. Zuckerkandl erfuhr den Tod ſeiner Schweſter, ging einige Tage nachher auf den Freithof, und betete dort. Moriandl, rief er, Moriandl, warum biſt du geſtorben? Und die bekannte Stimme Moriandls rief: Zuckerkandl! Das war ihm ein ſo unheimlicher Ton, daß er ſchauderte und die Flucht ergriff.

Athemlos kam er zur Großmutter, der er das ſonderbare Begegnis erzählte. Dieſe ſagte: Geh morgen noch einmal auf den Freithof und rufe. Wenn die Stimme dir antwortet, ſo bleibe tapfer ſtehn und frage: Was willſt du, lieb Schweſterlein? Des andern Tags ging Zuckerkandl, von ſeiner Großmutter mit Kreuzen und Partikeln (Reliquien) und Bildern verſehen und in Weihwaſſer gebadet, daß der böſe Feind keine Macht habe, wirklich auf den Freithof. Er rief: Moriandl! Und unheimlich ertönte es: Zuckerkandl! Dieſer bekreuzte ſich, und fragte wie ihn die Großmutter gelehrt hatte: Was willſt du, lieb Schweſterlein!

Und er vernahm: „Lieb Brüderlein, die Stiefmutter mein hat mich in den Backofen geſperrt und umgebracht. Geh zum Väterlein, er ſolle getröſtet ſein! Sag ihm von dem Weibe, die hat wollen unſer Geld; drum muſt' ich laſſen mein junges Leben. O weh! weh!"

Der Wehruf verhallte und die Stimme verſtummte. Zuckerkandl lief zurück und erzählte alles ſeiner Großmutter. Dann begab er ſich zum Vater, der ihn tot geglaubt hatte. Wie ſehr erſchrack nun die Stiefmutter, deren Ränke jetzt an das Tageslicht kommen ſollten. Der Vater war über die Maßen froh, wenigſtens ein Kind wieder zu haben. Zuckerkandl erzählte ihm nun alles bis auf's kleinſte und verſchwieg auch das Begegnis auf dem Freithofe nicht.

Da ward der Bauer grimmig böſe, und ohne Gnad und Barmherzigkeit ſchleppte er die Stiefmutter zum Richter. Das Gericht verurtheilte ſie zum Tode. Da ſie ſich an Kindern ſo ſchwer verſündigt hatte, ſo ſoll ſie von der Dorfjugend zu Tode geſteinigt ſein.

29. Die drei Eier.

Es lebten einmal zwei Schweſtern, von denen jede ein kleines Mädchen hatte. Bald ſtarb die eine von ihnen, und die andere muſte das Kind der verſtorbenen Schweſter zu ſich nehmen. Sie war aber ſelbſt arm, und hatte kaum Brot und Kleider für ſich und ihre Tochter. Deshalb muſte das Mädchen den Unterhalt ſauer verdienen und faſt alle Arbeiten im Hauſe verrichten.

Eines Tages gab ihr die Pflegemutter einen Krug, um aus einer benachbarten Quelle Waſſer zu holen. Allein das Mädchen zerbrach den Krug; darüber wurde die Pflegemutter ſehr zornig, und ſagte: du darfſt nicht wieder zu mir kommen, bis du einen ähnlichen Krug bringſt.

Das Mädchen bat und weinte, allein ſie muſte fort. Als ſie einige Stunden gegangen war, kam ſie zu einem Baume, unter welchem eine Frau mit abgehauenem Kopfe ſaß. Das Mädchen ſtaunte, und noch größer war ſein Erſtaunen, als das Weib fragte: ob ſie an ihr etwas beſonderes bemerkte? Das Mädchen ſagte: Nein, und ging weiter.

Bald kam ſie wieder zu einem großen Baume, unter dem abermals eine Frau ſaß, die auch keinen Kopf hatte. Dieſe ſtellte an das Mädchen die nämliche Frage. Das Mädchen ſagte: Nein, und ging ſchnell weiter, denn ſie war ſchon hungrig und durſtig.

Da kam ſie wieder zu einem Baume, unter dem ein Weib ſaß, welches aber einen Kopf hatte. Das Mädchen bat die Alte um Brot; dieſe aber ſagte: Geh in die Hütte, die am Ende des Feldes ſteht, und iß dort den Reiß, welchen du in einem Topfe finden wirſt; wenn aber eine ſchwarze Katze zu dir kommt, ſo gib ihr auch von dem Reiße.

Das Mädchen ging in die Hütte, fand den Reiß und aß, und die Katze bekam auch etwas. Darauf trat das Weib in die Hütte, führte ſie in eine Kammer, in der Eier auf einem Tiſche lagen, und gab ihr die Erlaubnis drei Eier zu nehmen, aber nur ſolche, die nicht reden. Dann trug ſie dem Mädchen auf, es ſolle unter jedem Baume, wo früher ein Weib geſeſſen, ein Ei zerſchlagen. Das Mädchen nahm die drei kleinſten Eier, weil ſie die einzigen waren, die nicht ſprachen, und ging fort.

Bei dem erſten Baume zerſchlug ſie ein Ei, und es ſtand ein Waſſerkrug vor ihr, der ſo ausſah, wie der zerbrochene. Aus dem zweiten Ei wurde ein Wagen mit Pferden, aus dem dritten ein Käſtchen mit Gold. Sie fuhr nun zu ihrer Pflegemutter und brachte ihr den Krug, kaufte ſich ein Landhaus und lebte in Frieden für ſich allein.

Die Pflegemutter wurmte das und ſie ſchickte nun auch ihre Tochter zu dem Weibe. Als das erſte Weib das Mäd-

chen fragte, ob sie etwas ungewöhnliches sehe, antwortete sie: Ja, ein Weib ohne Kopf. Bei dem nächsten Baume antwortete sie dasselbe. Von dem letzten Weibe erhielt auch sie die Erlaubnis Reiß zu essen, aber sie solle auch der schwarzen Katze etwas geben. Allein sie gab der Katze nichts, und aß allein. Dann bekam sie die Erlaubnis die drei Eier zu nehmen, welche nicht reden. Und sie nahm die größten und ging fort.

Dann wollte sie wissen, was in den Eiern enthalten wäre. Sie schlug daher ein Ei auf, und fand es leer. Deshalb warf sie das zweite zu Boden, daß es zerbrach; aber siehe da, es kam eine große Schlange hervor. Erschreckt wollte das Mädchen die Flucht ergreifen, da fiel sie zu Boden und das dritte Ei zerbrach. Und es kam aus demselben das Weib ohne Kopf, setzte sich auf die Schlange, die mit Flügeln versehen war, und flog davon. Das Mädchen hatte nun nichts als die zerbrochenen Eier. Das war die Strafe für ihren Ungehorsam und Vorwitz.

30. Der Wunderbaum.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, von denen aber einer sehr dumm war, und daher von allen der dumme Hansl genannt wurde. Alles was er unternahm, misglückte ihm, und alles was er ergriff, fiel zur Erde. Sein Vater meinte, er könne ihn durch Prügel gescheid machen, und prügelte ihn nach jedem dummen Streich, doch es half nichts. Eines Tages wuchs in dem Orte auf einmal ein seltener Baum aus der Erde hervor, ohne daß jemand einen Samen gelegt hatte. Seine Höhe nahm so rasch zu, daß er nach wenigen Tagen die eines Turmes erreichte, und nach einigen Wochen verlor sich der Gipfel schon in den Wolken. Die Dorfbewohner waren nun begierig zu wissen, wohin man kommen würde, wenn man an dem Baume emporklettern könnte, aber keiner wollte es unternehmen.

Die Kunde vom Baume drang weit und breit, sogar bis zur Königstochter, welche eine Frucht desselben verlangte. Man versprach dem eine gute Belohnung, der es wagen würde, die Reise anzutreten. Da meldeten sich viele, aber

keinem gelang es, denn jeder fiel nach dem zweiten oder dritten Tage wieder herab. Jeder nahm sich mehrere Paar hölzerner Schuhe mit, von denen er von Zeit zu Zeit einen herunterwerfen sollte, um ein Zeichen von sich zu geben. Einige kamen gar nicht mehr, und warfen auch ihre Schuhe nicht herab; es muste also mit ihnen etwas vorgefallen sein. Das nahm allen den Muth. Auch die zwei Brüder des Hansl unternahmen das Wagestück, allein es ging ihnen so wie allen andern. Nun meldete sich auch Hansl und begehrte zu seiner Reise 12 Paar hölzerner Schuhe, Lebensmittel und eine bleierne Hacke, und trat so seine Baumreise an. Daß ihn alles auslachte, kümmerte ihn nicht viel. Man wartete einen Tag lang und glaubte, Hansl werde herabkommen. Allein sie erstaunten nicht wenig, als sie bloß seine Schuhe herabfallen sahen, die ganz durchlöchert waren. Ebenso ging's die folgenden Tage, und da die Schuhe immer gewaltiger herabfielen, so konnte man schließen, Hansl komme immer höher.

Wie ist's nun wohl dem Hansl ergangen? Als er schon einige Tage geklettert hatte, und er eines Abends keinen passenden Ort zur Ruhe fand, entdeckte er im Baume eine Höhle, in der ein Licht schimmerte. Er trat in dieselbe, und bemerkte eine häßlich Alte, die ihn aber freundlich aufnahm, ihm eine gute Abendkost bereitete, und ihm auch eine Schlafstätte anwies. Als Hansl sie fragte, wie weit es noch bis zum Gipfel sei, erwiederte sie: „O mei liaba Bui, do hast no weit. I bin erst da Monda (Montag). Da muist erst no zun Erida (Dienstag), zun Midwo bis zun Samsta

kemma, und wonnſt iba den drauſt biſt, wirſt ſcho ſeg'n, wos kimmt."

Des andern Tages machte ſich Hansl wieder auf die Reiſe, und nachdem er wieder mehrere Tage geklettert, gelangte er zu einer zweiten Höhle, in der ſich eine Hechſe aufhielt, die viel häßlicher als der Montag war, und ſich Erida nannte. Vor dieſer fürchtete ſich Hansl wohl anfangs; als ſie ihm aber verſprach, daß er ein gutes Nachtmahl erhalte, ſchwand die Furcht. Des andern Tages, als er ſeine Reiſe wieder antreten wollte, warnte ihn die Hechſe, beim Mittwoch nicht einzukehren, denn das ſei ein häßlicher Mann, ſagte ſie, der kein Menſchenfleiſch ſehen könne. Das befolgte Hansl auch, und kam glücklich beim Mittwoch vorbei. Die nächſten Höhlen wurden vom Pfinſta (Donnerſtag), Freida und Samſta bewohnt, lauter alte Weiber, eine häßlicher als die andere. Eine jede hatte eine bucklichte Geſtalt, einen Kopf mit zerrauften Haaren, und eine große rothe Naſe.

Als Hansl über den Samſtag hinaus war, hatte er keine Schuhe mehr; ſeine Hacke, mit der er ſich immer feſthielt, war ſchon ſtumpf; auch hatte er keine Luſt mehr zum klettern. Umkehren wollte er nicht, da er ſchon ſehr hoch war, und ſo blieb ihm nichts übrig, als ſeine Reiſe fortzuſetzen. Allein bald kam er an eine ſteinerne Wand, in die der Stamm des Baumes verwachſen war. Er bemerkte eine kleine Thür. Dieſelbe öffnete er und trat auf eine große Wieſe. Hier fiel er betäubt nieder, und als er ſich wieder erholte, ſah er vor ſich eine Stadt liegen, die ganz von Gold war, und über welcher ein ſo ſtarkes Licht ſchwebte, daß

Hansl's Augen es nicht vertragen konnten. Neben ihm lag seine Hacke, allein sie hatte keinen hölzernen, sondern einen goldenen Stiel. Auch an dem Gipfel des Baumes, an dem er heraufgeklettert war, bemerkte er lauter goldene Früchte. Goldene Thiere sprangen auf der Wiese umher, mit einem Worte, alles war von Gold.

Hansl glaubte sich in dem Himmel zu befinden und blieb dort. Andere sagen, er sei wieder auf die Erde gekommen und habe alles erzählt, was er dort erlebt und gesehen hat.

31. Die sieben Rehe.

Es war einmal ein Graf, der besaß viele Wälder und hatte eine zahlreiche Dienerschaft. Er war sehr gottesfürchtig und hatte schon manchen Sieg erfochten. In den Tagen des Friedens war es sein größtes Vergnügen, dem Wilde nachzujagen, wobei er sich von seinem Gefolge oft ganz weit entfernte. Eines Tages, als er wieder auf einer Jagd war, sah er in der Ferne ein weißes Reh mit Blitzesschnelle über eine Wiese laufen. Eiligst rannte er auf seinem Pferde ihm nach, und verfolgte es bis tief in den Wald. Von seiner Dienerschaft war ihm niemand gefolgt, denn er war jedem zu schnell, und auch bald aus den Augen aller verschwunden. Das machte niemandem Sorge um ihn, denn er war oft schon allein, ja häufig erst des andern Tages von solcher Jagd zurückgekehrt; allein dießmal war ihm selbst bange. Er sah, daß er sich schon tief in den Wald verirrt habe, und trotzdem, daß er sein Jagdhorn ertönen ließ, was weit hörbar war, kam niemand herbei. Dennoch folgte er immer noch dem Rehe. Dieses führte ihn nun auf eine große schöne Wiese, wo er zu seinem Erstaunen

noch sechs andere Rehe sah, die ebenfalls weiß waren, worunter jedoch eines etwas größer war, und einen goldenen Ring um den Hals hatte. Er feuerte seine Pistole mehrere Male darauf ab; allein so gut er zielen mochte, der Schuß ging immer fehl. Die sieben Rehe sprangen nun weiter, und auch der Graf folgte ihnen nach. Sie kamen abwechselnd durch dichte Wälder, über schöne Wiesen und Berge, bis sie endlich vor einem großen Schlosse anlangten, das niemand zu bewohnen schien. Zu jeder Seite des Thores aber hielten zwei riesige Löwen Wache.

Als die Rehe angelangt waren, öffnete sich das Thor. Die Rehe und auch der Graf sprengten durch, und dann schloß es sich wieder von selbst. Der Graf sah sich nun in einem großen viereckigen Hofe, in welchem noch ein Thor zu sehen war, das dem ersteren gegenüber lag. Auch dieses öffnete sich, und die sieben Rehe liefen bei demselben hinaus, worauf sich das Thor wieder schloß, und der Graf nun zwischen den vier Mauern eingeschlossen war.

Er begab sich in die oberen Stockwerke, und besah sich die Zimmer und Säle. Alle hatten goldene Wände, goldene Betten und Tische standen in denselben, und in einem kleineren Gemache hing ein großer Spiegel in einem breiten goldenen Rahmen, und hinter demselben steckte eine Pergamentrolle. Er nahm sie hervor und las: „Wer die verbannte Königstochter befreiet, soll ein ganzes Königreich haben. Doch muß er ein ungeheures Gespenst bezwingen, das jede Nacht um zwölf Uhr unter fürchterlichem Gepolter in das Schloß kommt, und wieder verschwindet, nachdem es bis ein Uhr genug herumgetobt

und ſich von den Speiſen, deren eine Menge auf den goldenen Tiſchen ſind, geſättiget hat.“

Als der Graf dieß geleſen hatte, wurde er zwar von Schauer ergriffen, allein er beſchloß doch, es mit dem Ungeheuer aufzunehmen, denn er war gut bewaffnet. Er aß etwas und begab ſich zur Ruhe, denn es war ſchon ſpät. Der Graf legte ſich in eines der goldenen Betten, und auf einem nahen Tiſche befanden ſich ſein Schwert und zwei geladene Piſtolen, damit er alles gleich zur Hand nehmen könne. Er ſchlief nicht lange, da hörte er mit fürchterlichem Kettengeraſſel etwas die Stiege heraufkommen, und es zeigte ſich bald ein ſchwarzer Mann, der in der Mitte der Stirne ein großes Auge hatte, welches ſo ſtark leuchtete, daß davon das ganze Zimmer erhellt war. Er war ganz mit Haaren bewachſen und hatte Ketten um den Rücken geſchlungen. Als der Graf ihn ſah, ſprang er auf ihn zu, und war ſo glücklich, ihm mit ſeinem Schwerte den Kopf entzwei zu hauen. Noch aber konnte er dem Grafen ſagen, er möge dem Rehe mit dem goldenen Halsbande einen Kuß geben. Der Graf legte ſich nach dieſem Kampfe wieder zu Bette, und ruhte noch die ganze Nacht.

Als er des Morgens in den Hof ging, ſah er wieder die ſieben Rehe, die ihn am vorigen Tage hieher geführt hatten. Er näherte ſich ihnen und küßte das gröſte der Rehe und ſiehe da, es ſtunden ſieben weißgekleidete Mädchen vor ihm, von denen eines beſonders ſchön war, und ein goldenes Halsband hatte. Dieſes dankte dem Grafen für ſeine Erlöſung, und ſagte, ſie ſei die Prinzeſſin des

Reiches, und ſammt ihrem Gefolge von dem Geſpenſte in Rehe verwandelt worden. Sie erzählte ferner, daß ſie ſchon viele in das Schloß geführt, aber keiner ſei ſo glücklich geweſen, das Geſpenſt zu bezwingen.

Sie heiratete dann ihren Retter und beide waren glücklich; und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie heute noch.

32. Der erlöſte Zwerg.

Ein Tagelöhner ging eines Morgens in einen Wald, um Holz zu ſammeln. Da begegnete ihm ein Bettler, der mühſelig auf Krücken einherhumpelte und ihn fragte: Wie weit iſt es noch bis zum nächſten Dorfe? Der Tagelöhner antwortete: Es iſt wohl nur eine halbe Stunde, aber du wirſt es vor einer Stunde nicht erreichen. Der Bettler dankte und fragte weiter: Möchteſt du mir nicht einen Dienſt erweiſen? — Recht gern, wenn ich nur nicht zu viel Zeit verliere, denn ich muß auf meinen Verdienſt bedacht ſein. Das ſei deine geringſte Sorge, erwiederte der Bettler, wenn du mir den Gefallen erweiſeſt, ſo ſollſt du Geld in Hülle und Fülle haben. Und was kann ich dir denn thun? fragte der Tagelöhner. Geh um Mitternacht, ſagte der Bettler, dort auf jenen Felſen, der am Ende des Waldes ſich erhebt und klopfe da dreimal an die Erde. Dann wird ein Männlein erſcheinen, das ſollſt du mit einem Steine töten; nimm dich aber dabei in Acht, denn wenn du das Männlein nicht gleich mit dem erſten Schlage

töteſt, ſo wird deine Bemühung fruchtlos ſein. Du kannſt dich übrigens beruhigen; befindeſt du dich in einer Gefahr, ſo brauchſt du nur die Worte zu ſagen:

Helft und kommt,
wenn es mir frommt.

Wiederholſt du dieß dreimal, ſo wird dir ſtets geholfen werden. Wenn du deinen Auftrag glücklich vollzogen haſt, ſo kehre auf demſelben Wege wieder zurück, und ein Pfiff wird dir kund thun, daß ich im Walde dir nahe bin. Das weitere wirſt du dann ſchon erfahren.

Der Taglöhner hatte zwar einiges Bedenken, aber in der Ausſicht auf den Gewinn machte er ſich frohes Muthes auf den Weg. Er ſtieg auf eine Anhöhe und gewarte eines Schloſſes. Das entzog ſich aber ſeinen Blicken und an deſſen Stelle ſah er eine blutrothe Fahne, welche an einer hohen Stange wehete. Als er immer näher ging, verſchwand die Fahne, und er befand ſich vor demſelben Schloſſe, das er früher erblickt hatte. Der Tagelöhner trat hinein und ſetzte ſich auf eine ſteinerne Bank im Vorhofe, um eine Zeit lang auszuruhen und zu ſehen, was da kommen werde. Er bemerkte aber nichts und wollte aufſtehen. Da fühlte er ſich auf ſeinem Sitze feſtgehalten. In der Angſt gedachte er des Sprüchleins und rief dreimal:

Helft und kommt,
wenn es mir frommt.

Da erſchien ein kleines Mädchen und ſagte, er müſſe ein Stück von der Bank abhauen, dann könne er loskommen. Darauf verſchwand es. Der Tagelöhner hatte

nichts als ſein Taſchenmeſſer bei ſich. Als er mit dieſem den erſten Stoß gegen den Stein verſuchte, ſpaltete ſich das Meſſer in zwei Theile, und aus jedem Theile ward ein Ei. Das machte ihn unmuthig, und er warf die Eier an die ſteinerne Bank. Sie blieben aber unverſehrt, dagegen lag ein Stück von der Bank auf der Erde, und er konnte frei aufſtehen. Er ſteckte dann die wunderbaren Eier zu ſich und ging in das Schloß hinauf, um zu ſehen, wer denn darin wohne. Im erſten Stock ſah er eine große Thüre offen ſtehn, die zu einem geräumigen Sale führte. Mitten in demſelben ſah er einen Rieſen an einer reich bedeckten Tafel ſitzen. Als der Rieſe des eintretenden anſichtig ward, hieß er ihn willkommen und lud ihn ein mitzuhalten. Verlegen ſetzte er ſich zum Tiſche. Der Rieſe war ſehr geſprächig und erzählte ihm alle ſeine Abenteuer, wobei er ſich ſeiner ungeheuern Stärke rühmte. Dabei ward dem Gaſte ſonderbar zu Muthe. Er dachte hin und her und es fiel ihm ein, dem gewaltigen Tiſchgenoſſen eines ſeiner Eier als Speiſe anzubieten. Indem er aber in die Taſche griff, prahlte der Rieſe wieder, daß er im Stande ſei, einen feſten Schrank mit einem Schlage zu zertrümmern. Dabei hieb er um ſich und traf den Kopf ſeines Gaſtes ſo ſtark, daß dieſer bewuſtlos zu Boden fiel.

Als er endlich wieder zu ſich kam, befand er ſich zu ſeinem Erſtaunen nicht im Speiſeſale des Rieſen, ſondern nahe bei jenem Felſen, wo er das Männlein töten ſollte. Er wartete bis die Sonne untergegangen war. Da vernahm er einen Geſang, der von Knaben- und Mädchen-

ſtimmen herzurühren ſchien. Der Geſang kam immer näher und der Tagelöhner trat in ein Gebüſch, um von dort aus die vorüberziehenden zu belauſchen. Da erſchien ein Zug von Zwergen, hüpfend und ſingend. Unter ihnen war ein größerer, um welchen ſich die Kleinen fröhlich herum tummelten. Das muß ihr König ſein, dachte ſich der Lauſcher, und vielleicht iſt's der, welchen ich um Mitternacht töten ſoll. Beherzt trat er hervor, ging auf den Zwergenkönig zu, und redete ihn an: Ich habe etwas wichtiges mit dir zu unterhandeln. Der Zwerg gab einen Wink und plötzlich verſtummte der Geſang. Der Tagelöhner führte ihn abſeits und ſagte: Ich habe ſchon lange auf dich gewartet, weil ich dir mitzutheilen habe, daß ein böſer Zauberer euch aus eurer Behauſung vertreiben und all euere Schätze nehmen will. Der Zwerg wollte näheres wiſſen, allein der Tagelöhner entgegnete: Für jetzt kann ich nichts mehr ſagen, komm aber um Mitternacht zu jenem Felſen; ich werde dreimal klopfen und dann erſcheine ohne alle Begleitung. Der Zwergenkönig verſprach pünktlich zu kommen und zog dann mit ſeiner muntern Geſellſchaft weiter.

Der Tagelöhner war nun in Verlegenheit, da er nicht wuſte, wann gerade Mitternacht ſein werde. Er ſagte daher ſein Sprüchlein dreimal her und es erſchien ein Knabe, der ſprach: Mitternacht iſt, ſobald du ein dumpfes rauſchen vernimmſt. Nicht lange war der Knabe verſchwunden, als der Tagelöhner ein eigenthümliches rauſchen hörte. Da nahm er einen Stein, klopfte dreimal an den Boden und der Zwerg erſchien.

Während dieser grüßte und um nähere Mittheilungen bat, versetzte ihm der Tagelöhner einen solchen Hieb auf den Kopf, daß er tot niedersank. In dem Augenblicke ertönte ein gellender Pfiff und anstatt des erschlagenen Zwerges stand ein blühender Jüngling vor ihm, der nicht genug danken konnte für seine Erlösung. Um ihn stunden eine Menge Edle und Knappen, welche gleich ihrem Herrn sich freuten.

Alle gingen nun den Berg hinab und unterwegs erzählte der Jüngling folgendes: Ich bin der Sohn eines Königs und sammt meinem Gefolge in früher Jugend von einem bösen Zauberer geraubt. Nicht lange darnach kam zu meinem betrübten Vater ein anderer Zauberer, der uns zu befreien versprach. Das war jener Bettler, welcher wuste, daß ich in einen Zwerg verwandelt war.

So gingen sie eine Strecke Weges mit einander und trafen im Walde statt des alten Bettlers den mächtigen Zauberer. Dieser begrüßte sie und führte alle an den königlichen Hof. Hocherfreut schenkte der König dem Tagelöhner ein ungeheures Goldstück, dem der Zauberer noch die Eigenschaft verlieh, daß das Gold von niemand gestolen werden konnte.

So ward der arme Tagelöhner ein reicher Mann.

33. Besenwurf, Bürstenwurf, Kammwurf.

Auf einem Schlosse lebte einst ein Graf Namens Rudolf, dessen Gemahlin ein goldenes Kreuz auf der Stirn hatte. Ihre Tochter Adelheid hatte dasselbe Zeichen auf der Stirn. Als sie 20 Jahre alt war, starb plötzlich ihre Mutter, und die Trauer und der Schmerz des Grafen und seiner Tochter war nun gränzenlos. Nachdem die Mutter beerdigt war, verschlossen sich der Vater und sein Kind in ihre Gemächer und ließen selten jemanden zu sich. Nach einem Monate ließ der Graf seine Tochter in sein Zimmer holen und sprach zu ihr: Liebes Kind, du weist, wie ich deine Mutter geliebt habe; ohne eine Gemahlin vermag ich nicht zu leben, deshalb ziehe ich in die weite Welt hinaus und suche eine Frau, die gleich deiner seligen Mutter ein goldenes Kreuz auf der Stirn hat. Finde ich binnen Jahr und Tag keine solche, so heirate ich dich.

Als Adelheid diese Worte vernahm, ward sie sehr bestürzt und entfernte sich schweigend. Graf Rudolf reiste aber am nächsten Morgen mit dem Versprechen ab, binnen Jahr und Tag wiederzukommen.

Als Adelheid allein war, ſann ſie nach, ob es möglich wäre, daß ihr Vater eine Frau mit dem bezeichneten Kreuze finden könne. Da erinnerte ſie ſich, daß ihre Mutter ihr einmal erzählt habe, daß außer ihr und Adelheiden niemand auf der ganzen Erde ſolch ein Kreuz habe. Sie beſchloß fortzureiſen und ſich lieber ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen, als an ihres Vaters Tafel als deſſen Gattin die leckerſten Biſſen zu verſpeiſen. Sie weihte einen ihr ergebenen Diener in ihren Plan ein und traf alle Vorbereitungen zur Abreiſe. Ihre Koſtbarkeiten, ihren Schmuck, ihr Gold und ihre Kleider lud ſie ganz im geheimen auf mehrere große Wagen, ließ ſie zur Nachtzeit vorfahren und entfernte ſich mit ihrem Diener Gotthold und mehreren andern, die ihr ergeben waren. Sie kamen in eine große Stadt, wo ſie ein Haus mietete und es mit den Dienern bezog.

Adelheid hatte ſchon öfter geäußert, daß ſie ihr Brot ſich durch ihrer Hände Arbeit verdienen wolle. Deshalb ſuchte Gotthold in der Stadt einen Dienſt für ſeine Herrin. Er erfuhr auch, daß im Schloſſe des Fürſten Adolf die Stelle eines Küchenmädchens erledigt ſei. Deshalb ging er zum Küchenmeiſter und fragte ihn, ob er wol geneigt wäre ſeine Nichte, ſo nannte er die Gräfin, in den Dienſt zu nehmen. Als Gotthold den Küchenmeiſter näher betrachtete, erkannte er in ihm einen Freund, den er ſchon viele Jahre nicht geſehen hatte. Er erzählte ihm jetzt, daß ſein Bruder geſtorben ſei und ihm ſeine Tochter zurückgelaſſen habe, die er nun verſorgen wolle. Der Küchenmeiſter willigte ein und erfreut entfernte ſich der treue Diener der Gräfin, und blieb

in dem gemieteten Hauſe. Adelheid färbte ſich jetzt das Geſicht, den Hals und die Hände braun, verbarg ihr goldenes Kreuz und das Haar in einem großen Kopftuche, zog ſtatt ihrer prachtvollen Gewänder alte, ſchmutzige, zerriſſene Kleider an und ging zum Küchenmeiſter. Sie erhielt eine kleine Kammer, in welcher ſie ſchlief und ihre Sachen aufbewarte. Allmählich gewöhnte ſie ſich an den Dienſt, obgleich ſie durch die ſchwere Arbeit ſtark mitgenommen wurde.

Bis jetzt hatte ſie den Fürſten noch nicht geſehen. Eines Tages ließ er alle ſeine Freunde und Bekannten zu einem großen Balle einladen. Am Morgen des Balltages kehrte Adelheid die Stiege, als der Fürſt, ohne von ihr bemerkt zu werden, heraufkam und das Gefäß, in dem das Kehricht war, umwarf, ſo daß ſeine Stiefel ganz beſchmutzt wurden. Zornig riß er der entfliehenden den Beſen aus der Hand und warf ihn ihr nach. Als ſich abends die Säle allmählich mit Menſchen füllten, ging die junge Gräfin zum Küchenmeiſter und bat ihn, er möge ihr geſtatten, dem Balle beizuwohnen. Der aber erwiederte: Nein, nein, das kann ich dir nicht erlauben. Wenn das der Fürſt erführe! Adelheid hörte aber nicht auf zu bitten, bis er endlich ſagte: So geh'. Aber komm' nicht zu ſpät, und wenn du etwas erhältſt, ſo bringe mir auch was mit.

Sie ging nun nach Gottholds Wohnung, kleidete ſich um, wuſch die Farbe weg, und ließ eine prächtige Kutſche vorfahren, in welcher ſie ſich zum Fürſten begab.

Als die Gäſte von weitem den prächtigen Wagen ſahen, eilten ſie alle hinab und riefen: „Eine fremde Dame, eine

ſchöne Dame!“ Der Fürſt eilte ihr entgegen, hob ſie aus dem Wagen und geleitete ſie die Treppe hinauf. Den ganzen Abend muſte ſie mit ihm tanzen und an der Tafel neben ihm ſitzen. Nach dem eſſen fragte er ſie, wie ſie heiße und wo ſie her ſei. Adelheid heiße ich und bin aus Beſenwurf, entgegnete die Gräfin. Um 12 Uhr entfernte ſie ſich und mit ihr die Mehrzahl der Gäſte.

Zu Hauſe angekommen, zog ſie ſich ſchnell aus, färbte ſich braun, nahm drei Goldſtücke und gab dieſe dem Küchenmeiſter mit dem bemerken, daß ſie hinter einer Thür geſtanden ſei und von einer alten Frau das Gold erhalten habe.

Am nächſten Morgen ſuchte der Fürſt auf ſeinen Landkarten Beſenwurf, fand es aber nicht. Er wollte ſie nun nochmals um ihren Geburtsort fragen; da er aber nicht wuſte, wo ſie wohnte, ſo ließ er ſeine Freunde zu einem zweiten Balle einladen. Am Morgen des zweiten Balltages bürſtete Adelheid eben ihre Kleider, als der Fürſt unbemerkt die Treppe heraufkam. Sie drehte ſich um und da entfiel die Bürſte ihrer Hand und dem Fürſten auf die Füße. Zornig darüber nahm Adolf die Bürſte und warf ſie der beſtürzten Gräfin an den Kopf.

Abends erlaubte ihr der Küchenmeiſter wieder zum Balle zu gehen, und ſie machte von ſeiner Erlaubnis auch Gebrauch. Dort ſagte ihr nun Fürſt Adolf, daß er Beſenwurf nicht gefunden habe, und ſie erwiederte: Wie könnet Ihr Beſenwurf ſuchen, ich ſagte ja Bürſtenwurf. Sie tanzten nun wieder mit einander, und gegen Mitternacht ging ſie nach Hauſe und brachte

dem Küchenmeiſter einen goldenen Reif mit dem Bemerken, daß ſie ihn als Geſchenk bekommen habe.

Am nächſten Morgen ſuchte der Fürſt Bürſtenwurf, fand es aber nicht. Er lud dann ſeine Freunde und Bekannten zu einem dritten Balle ein, der noch viel glänzender als die beiden erſten ſein ſollte. Am Ballabende, kurz vor dem Beginne des Feſtes, kämmte ſich Adelheid gegen ihre Gewohnheit im Schloſſe die Haare. Der Fürſt, mismuthig, daß die fremde Dame ſo lange nicht kam, ging eben zur Treppe hinunter, als die Gräfin den Kamm fallen ließ. Der Fürſt Adolf hob ihn auf und warf ihn dem Küchenmädchen an den Kopf. Schnell entfernte ſie ſich, kleidete ſich um und eilte zum Balle. Bei der Tafel ſagte der Fürſt, daß er Bürſtenwurf nirgends gefunden habe. Das glaube ich ſchon, ſagte ſie; ich nannte ja den Ort Kammwurf. Er wollte es nicht glauben; ſie ſtritt aber ſo lange mit ihm, bis er nachgab. Bevor ſie fortging, ſteckte er ihr einen Ring an den Finger, ohne daß ſie es merkte.

Am andern Morgen war dem Fürſten unwohl, ſo daß er dem Küchenmeiſter befahl, ihm eine Brühe zu kochen. Dieſer ſagte es in der Küche und Adelheid bat ihn um die Erlaubnis, die Brühe kochen zu dürfen. Er aber ſagte: Wenn du etwas hineinbringſt, was nicht in die Brühe gehört, ſo habe ich die Strafe zu leiden. Sie entgegnete: „Ich werde nichts unrechtes hineinbringen,“ und kochte die Brühe, warf aber unbemerkt den Ring des Fürſten hinein. Der Fürſt goß ſich dieſelbe auf einen Teller und hörte dabei etwas klirren. Er rührte herum und fiſchte den Ring heraus. Da fragte er verwundert, wer die Brühe gekocht

habe. „Das Küchenmädchen," war die Antwort. Hole sie herein, befahl Adolf dem Diener. In aller Eile zog sie das Kleid an, das sie am letzten Abend getragen hatte, und als der Fürst sie erblickte, erkannte er seine Tänzerin. Diese muste ihm nun haarklein ihren Lebenslauf erzählen, und er nahm sie bald darauf zur Gemahlin.

Ihr Vater war unterdes heimgekehrt, und als er vernahm, daß seine Tochter schon geheirathet habe, muste er sich in sein Schicksal fügen.

34. Der klingende Baum.

Es war einmal ein Königssohn, der nach dem Tode seines Vaters die Regierung führte. Durch seine Heirath kam er mit seiner Mutter in Feindschaft, weil er sich nicht diejenige genommen hatte, welche ihr gefiel. Nicht lange nach der Hochzeit muste der König in den Krieg ziehen, welcher drei Jahre dauerte. Seine Frau hatte unterdessen zwei schöne Knaben geboren. Die Mutter des Königs wollte sich nun an ihr rächen und schrieb an den König, es sei eine Misgeburt geboren worden; aber von wem, das berichtete sie nicht. Der König schrieb zurück, die Mutter solle in den Hungerturm, die Misgeburt in's Wasser geworfen werden. Die Gemahlin des Königs wurde wirklich in den Hungerturm gesperrt; die zwei Knaben legte man in eine Schachtel und setzte sie in's Wasser. Die Königin betete zu Gott und dieser schickte ihr täglich einen Engel mit Nahrung. In der Nähe des Schlosses war der Ziergarten, und der Gärtner, welcher eben Wasser holte, fand die Schachtel. Er öffnete sie und sah die zwei Knaben darin.

Voll Freude lief er zu seinem Weibe und sprach: Jetzt hat uns der liebe Gott ein paar Knaben geschenkt, welche wir gerade brauchen. Die Kinder wuchsen heran und lernten die Gärtnerei.

Der König war mittlerweile heimgekehrt, und da ihm die Königin nicht entgegen kam, fragte er sogleich, wo seine Gemahlin sei. Die Mutter eröffnete ihm nun, daß er ja selbst befohlen habe, sie in den Hungerturm zu sperren, weil sie eine Misgeburt geboren habe. Der König glaubte seiner Mutter, und dieser Glaube wurde noch mehr bestärkt, als sie ihm sagte, der eine Knabe habe einen Ochsenkopf, der andere einen Pferdekopf gehabt. Von der Zeit an aber hatte der König keine Ruhe mehr. Als er eines Abends beim Hungerturme vorüberging, sah er ganz oben ein Licht. Er ging zum Turmwächter und ließ sich die Schlüssel geben. Als er an die Thür des Gefängnisses kam, wo er das Licht erblickte, guckte er durch's Schlüsselloch hinein und sah seine Frau und einen Engel neben ihr stehen. Er öffnete die Thür und der Engel verschwand. Der König fiel seiner Gemahlin um den Hals und bat sie um Verzeihung. Sie muste ihm nun sagen, ob es wahr sei, daß sie eine Misgeburt geboren habe oder nicht. Da sie es verneinte, ließ er sie wieder in das Schloß bringen und die böse Mutter mit vier Pferden zerreißen. Es wurde nun überall den zwei Knaben nachgeforscht, aber vergebens. Der Gärtner war unterdessen gestorben, und weil die zwei Söhne den Garten in einem so guten Zustande erhielten, so setzte der König sie als Gärtner ein. Dafür wollten die zwei Brüder dem

Könige eine große Freude machen und ihm den klingenden Baum, den redenden Vogel und das goldene Waſſer in ſeinen Garten bringen. Nach dieſen drei Dingen hatten ſchon viele getrachtet, aber keiner hatte ſie bekommen. Der älteſte Bruder machte ſich auf den Weg, und kam zu einem Einſiedler. Den fragte er, ob er von den drei Dingen nichts wiſſe, und wie er ſie wohl bekommen könnte. Der Einſiedler ſagte: „Mein liebes Kind! Es ſind ſchon viele hunderte zu mir gekommen und haben mich ebenſo gefragt, wie du; aber keiner iſt noch zurückgekehrt, weil keiner dem Vogel gefolgt hat.“ Der Gärtner bat den Einſiedler, er möge ihm nur den Weg zeigen und verſprach ihm, daß er dem Vogel folgen wolle. „Auf dieſem Wege,“ ſagte der Einſiedler, „gehſt du fort und da wirſt du ſchon den Baum klingen hören.“ Richtig, als er drei Tage gegangen war, hörte der Gärtner den Baum klingen. Bevor er zu dem Baume kam, muſte er durch eine große Menge Steine gehen, welche die Geſtalt von Menſchen hatten. Dann hörte er eine Stimme, die rief: „Guten Morgen, junger Mann, was willſt du da?“ Er ſah ſich um und bemerkte den redenden Vogel auf dem klingenden Baume. „Dich will ich“ ſagte der Gärtner, „den klingenden Baum und das goldene Waſſer.“ Der Vogel ſprach: „Brich dir einen Aſt ab und nimm mich ſammt dem Körbchen herunter vom Baume; dann gehe bis zu jenem Felſen, dort liegt ein Schlüſſel, welchen du nimmſt und die Thür im Felſen aufſchließeſt. Mit dem Gefäße, welches du im Felſen findeſt, ſchöpfeſt du dir des goldenen Waſſers ein. Wenn du dann aus dem Felſen heraus gehſt,

ſo darfſt du dich aber nicht umſehen, ſondern muſt geradaus gehen.“ Der Gärtner ging, als er aber aus dem Felſen heraus war, kamen ihm die menſchenähnlichen Steine nach und ſchrieen: „Bruder nimm mich mit.“ Wie er den Lärm hörte, ſah er ſich um und ward auf der Stelle in Stein verwandelt.

Der zweite Bruder wartete unterdes mit Schmerzen auf ihn, und als er nicht kam, machte auch er ſich auf den Weg. Er kam ebenfalls zu dem Einſiedler, welchen er fragte, ob er den Weg nicht wiſſe zu dem klingenden Baume und ob ſein Bruder nicht hier geweſen ſei. „O ja,“ ſprach der Einſiedler, „aber er wird dem Vogel nicht gefolgt haben, und deswegen iſt er nicht mehr zurückgekehrt.“ Welchen Weg muß ich gehn, fragte er weiter, daß ich zu dem klingenden Baum komme? Der Einſiedler zeigte ihm den Weg und ſagte ihm daſſelbe, was er ſeinem Bruder geſagt hatte. Nach drei Tagen hörte er ſchon den Baum klingen und kam zu den Steinen. Als er die Steine ſah, dachte er, es ſeien Menſchen und berührte ſie; aber es waren doch nur Steine. Der Vogel wünſchte ihm einen guten Morgen und fragte ihn, was er wolle. „Dich will ich,“ ſagte er „den klingenden Baum und das goldene Waſſer.“ Er muſte nun daſſelbe thun wie ſein Bruder. Als er aus dem Felſen heraus trat, kamen ihm die Steine nach und machten einen fürchterlichen Lärm und ſchrieen: „Bruder, nimm mich mit.“ Er aber ging immer fort und kümmerte ſich nicht um den Lärm, obgleich er immer ſtärker wurde. Dann ward ihm aber ſo ängſtlich, daß er zur Erde fiel. Er erholte ſich und auffte-

hend ſah er, daß viele hunderte, welche er erlöſt hatte, um ihn herum ſtanden. Sein Bruder und er gingen nun mit dem Aſte, dem Vogel und dem goldenen Waſſer nach Hauſe. Dort ſprach der Vogel: Jetzt ſetzet ihr den Aſt in die Erde, grabet neben dem Aſte ein Grübchen und ſtellet das Gefäß mit Waſſer hinein; mich aber hängt mit dem Körbchen an den Aſt und ihr begebt euch zur Ruhe. Bis morgen früh wird ſchon alles in Ordnung ſein. — Als die Brüder in der Frühe erwachten, hörten ſie ſchon den Baum klingen und das goldene Waſſer floß über einen hohen Felſen herab. Der König, welcher das klingen hörte, fragte, was das ſei; aber niemand konnte es ihm ſagen. Da ging er endlich ſelbſt in den Garten hinunter und ſtaunte nicht wenig, als er den Baum, das Waſſer und den Vogel ſah. Viele Könige kamen und bewunderten die Schönheit. Als ſie ſich aber laut über die Schönheit ausſprachen, ſagte der Vogel: „Aber Eines iſt nicht ſchön.“ Und was iſt das Eine? fragten ſie. Der Vogel ſprach: daß der König ſeine Söhne Gärtner ſein läßt. „Wie iſt das zu verſtehen?“ fragte der König. Der Vogel, welcher alles wuſte, was in der Welt vorging, erzählte ihm nun das Vergangene. Der König, die Königin und alle Anweſenden hatten darüber eine große Freude, daß die zwei Söhne wieder gefunden waren.

35. Die zwei Schustersöhne.

Einmal ging ein Schuster fischen, und fing drei Karpfen, jeden von zehn Pfund. Als er nach Hause ging, verlor er einen Fisch und als dieser rief: halt an! so sagte der Schuster: dich mag ich nicht, weil du schreien kannst, und ging weiter. Mit dem zweiten Fisch geschah dasselbe. Als er aber endlich den dritten verlor und wieder sagte, er wolle ihn nicht, da rief der Fisch: nimm mich mit nach Hause, es wird dir zum Glücke sein? Was kannst du mir nützen, armseliger Fisch? antwortete der Schuster, aber jener erwiederte: Nimm mich nur mit nach Hause und thue was ich dir jetzt sage: Schneide mir den Bauch auf, und du wirst auf der einen Seite einen Klumpen Gold, auf der andern einen Stein finden; diesen grabe bei einem Baume ein. Das Gehirn gib deinem Weibe, und sie wird dir zwei Knäblein mit goldenen Haaren schenken; den Kopf gib deinem Pferde und es wird dir zwei Füllen mit goldenen Mähnen bringen, und den Schweif gib deinem Hunde, und er wird dir zwei Hündlein mit goldenen Haaren geben. Der Schuster nahm nun den

Fiſch, that wie ihm dieſer gebot, und erhielt wirklich jene Dinge. Da er nun durch den Klumpen Gold wohlhabend geworden war, ſo ſchickte er ſeine beiden Söhnlein in die Schule. Da begegnete er einmal dem Schullehrer, und dieſer fragte ihn, warum er ſeine beiden Söhne nicht in die Schule ſchicke. Darüber verwunderte er ſich und als er nach Hauſe kam, fragte er ſeine Kleinen, wohin ſie in die Schule gingen? Dieſe antworteten, ſie dürften es nicht ſagen, bis ſie zwölf Jahre alt wären. Sie lernten fortan ſehr fleißig und geſtanden ihrem Vater, als ſie zwölf Jahre alt waren, daß ſie zu dem Baume in die Schule gegangen ſeien, bei welchem er den Stein begraben habe.

Nun wollten die beiden Jungen in die weite Welt gehen, und verlangten von ihrem Vater, daß er jedem ein Füllen und ein Hündlein mitgebe; allein davon wollte der Vater nichts wiſſen. Es dauerte aber nicht lange, ſo nahm ſich jeder Nachts ſein Pferd mit den goldenen Mähnen und ein Hündlein, und ſie ritten von dannen. Als ſie ſchon ziemlich weit geritten waren, ſagte Hanns: Mein lieber Seppl, wir müſſen uns jetzt trennen, denn wir ſehen immer beide das Gleiche, und das geht nicht. Ich werde auf dieſe hohe Eiche hinaufſteigen und zwei Wege ausfindig machen. Er ſtieg hinauf, und ſah in der Ferne ein Licht, ſtieg dann gleich wieder herab und ſagte: dieſen Weg gehe ich und jenen kannſt du gehen; damit wir aber wiſſen, wie es einem jeden geht, ſo ſtecken wir jeder eine Roſe auf dieſe Eiche. Kommt nun einer zurück, und es iſt die andere Roſe welk, ſo weiß er, daß der andere krank iſt; iſt ſie aber ganz dürr, ſo iſt dieſer geſtorben. Nun trennten

ſich beide, und ſchlugen ihre Wege ein. Da kam Hanns in ein Wirtshaus und fragte den Wirt, was es Neues gebe. Was ſoll es geben, antwortete dieſer, nicht viel, nur daß nächſtens unſer König ein Fechtſpiel gibt, wo jeder mit den Geliebten ſeiner Töchter kämpfen kann, und wer einen bekämpft, bekommt ſie zur Frau. Halt, dachte ſich Hanns, du kannſt vielleicht auch fechten, daran nimmſt du Antheil. Er ließ ſein Pferd und ſein Hündlein beim Wirt, zog vom Hausknecht ein zerlumptes Gewand an, und begab ſich in die Fechtſchule. Das Fechtſpiel begann. Alle Anweſenden inner den Schranken hatten ſchon mit dem Geliebten der ältern Tochter gekämpft, und keiner hatte ihn bezwungen, nur Hanns war noch übrig. Da lachte der Höfling und ſagte: nun, mit dem werde ich bald fertig ſein; allein Hanns war geſchickter als er und durchbohrte ihn. Als die Königstochter ſah, daß dieſer zerlumpte Jüngling ihr Mann werden ſollte, ſagte ſie ihrem Vater: den mag ich nicht, und zum Hanns ſprach ſie: biſt du zufrieden mit 500 Gulden? O ja, warum denn nicht? antwortete dieſer, ſind ja noch andere hier, und ſtrich das empfangene Geld ein. Nun trat der Geliebte der jüngeren Königstochter in die Schranken, wurde aber von keinem bezwungen. Auch der betrachtete den hervortretenden Hanns verächtlich; aber zur Strafe dafür hieb ihm dieſer den Arm ab. Weil auch dieſe Königstochter ihn nicht mochte, bekam er wieder ſeine 500 fl., welche er froh einſtrich mit den Worten: ſind ja noch andere hier! Nun kam der Geliebte der jüngſten Königstochter, welchem ſein letzter Gegner, der wieder unſer Hanns war, den Fuß abhieb. Allein dießmal erging es

Hannſen nicht ſo wie früher. Dieſer Königstochter gefielen die goldenen Haare und das blühende Geſicht des Jünglings, und ſie ſagte zu Hanns, er ſolle auf den Schloßplatz kommen, da werde ſie vom Fenſter herabſehen und ihm kund thun, ob er ihr Mann werde oder nicht. Richtig erſchien das Fräulein und kündigte ihm an, daß er König ſei. Nun wollte man Hannſen ſchöne Kleider geben, er aber wies ſie dankend zurück, bat um die Erlaubnis ſich auf kurze Zeit entfernen zu dürfen, begab ſich in das Wirtshaus, zog wieder ſeine früheren ſchönen Kleider an, und ritt mit ſeinem Pferdchen und dem Hündlein in das Schloß zurück. Da waren alle erſtaunt, als ſie den jungen König daherreiten ſahen auf ſeinem Pferde mit den goldenen Mähnen und neben ihm das Hündlein mit goldenen Haaren, während auf ſeinem Nacken ebenfalls die goldenen Locken im Sonnenſtrale glänzten. Der Neid der beiden älteren Schweſtern wuchs ſeitdem von Stunde zu Stunde. Die Hochzeit wurde nun vollzogen, und das junge Ehepaar verlebte in Zufriedenheit die erſten Wochen der Ehe; allein nicht ſo ruhig war es in der Bruſt der älteſten Schweſter, denn dieſe ſann immer auf Mittel den jungen König zu beſeitigen. Sie ging daher zu einer Hechſe, die in einem großen Walde außerhalb der Stadt wohnte und fragte dieſe, ob ſie nicht den jungen König wegſchaffen wolle. Gib mir 300 Gulden, ſagte dieſe; veranſtalte eine Jagd, bei welcher er in dieſen Wald kommen muß, ſo will ich ihn ſchon wegſchaffen, daß ihn niemand mehr zu Geſichte bekommt. Der Vertrag mit der Hechſe ward geſchloſſen, und die Jagd auf Verlangen der Königstochter veranſtaltet. Die Hechſe ſetzte ſich nun in einem

entlegenen Theil des Waldes auf einen hohen Baum; da kam der junge König wirklich in die Nähe der Hechſe und als er das Mütterchen in dieſen luftigen Höhen ſah, rief er ihr zu: Was thuſt du da oben, ſteige herab! Ach, mein Herr, antwortete die liſtige Alte, ich trau mich nicht, das Hündchen möchte mich beißen. Steig nur herab, erwiederte dieſer, das Hündchen thut dir nichts. Ach nein, mein Herr, widerholte ſie, ich ſteige nicht herab, das Hündchen möcht mich beißen. Nehmt da dieſe Ruthe, die ich hinabwerfe, und ſchlagt um euch, damit das Hündchen davonlaufe. Der junge König nahm die herabgeworfene Ruthe und ſchlug über ſich zurück, aber in demſelben Augenblick verſchwand er ſammt ſeinem Pferd und ſeinem Hündlein. Das verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt, und groß war die Trauer um den jungen König.

Sehen wir nun aber, wie es dem Bruder Seppl ergangen iſt. Der kam eines Tags zur hohen Eiche zurück, wo er ſich von Hanns getrennt hatte, und ſah mit Schmerzen, daß Hanſens Roſe verdorrt war. Armer Hans, dachte er ſich, haſt müſſen auch ſterben, aber wenigſtens will ich mich erkundigen, wo du geſtorben biſt, und ſchlug denſelben Weg ein, den Hanns bei ihrer Trennung gegangen war. Als er in die Stadt kam, waren alle Fenſter ſchwarz verhängt, und alles war in Trauer. Da fragte er bei ſeiner Einkehr in's Wirtshaus, was das zu bedeuten habe? Hm, ſagte der Wirt, wie könnt Ihr noch fragen, wiſſet Ihr denn nicht, daß unſer junger König verſchwunden iſt, aber mir ſcheint, ihr ſtellt euch nur ſo, denn ihr ſeid ja ſelber der König! Da wuſte Seppl genug, denn er ahnte, daß der junge König ſein Bruder ſei, weil ſie ein-

ander ähnlich sahen. Er ging daher in's Schloß und wurde dort mit großer Freude empfangen, allein er selbst war sehr traurig. Als ihn nun die Gemahlin des jungen Königs fragte, warum er denn so traurig sei, denn sie erkannte ihn nicht und glaubte fest es sei ihr Gemahl, da sagte Seppl, er sei nicht der junge König, sondern sein Bruder. Während dieser Zeit war aber schon die älteste Königstochter im Walde bei der Hechse, und verlangte ihre 300 Gulden zurück, indem der junge König wieder gekommen sei. Geh, du Närrchen, sagte ihr die Alte, das ist ja sein Bruder; veranstalte nur eine Jagd, ich will schon auch diesen wegschaffen. Wirklich brachte es die neidische Schwester durch langes bitten dahin, daß man wieder eine Jagd veranstaltete.

Als nun Seppl, der als König galt, an die Stelle kam, wo früher sein Bruder verschwunden war, rief er der auf dem Baume sitzenden Alten zu, sie solle herabsteigen. Diese erwiederte: Ach, mein Herr, ich trau mich nicht, das Hündlein möcht mich beißen. Aber dießmal antwortete ihr der junge König anders. Wenn du nicht herabsteigst alte Hechse, rief er entrüstet, so schieße ich dich herab, du hast meinen Bruder verzaubert, und wenn du diesen nicht augenblicklich wieder lebendig machst, so bist du des Todes. Da bekam die Alte Furcht, und bat, er möge sie nur herabsteigen lassen, sie werde ihn dann gleich lebendig machen. Am Boden angekommen schlug sie mit einer Ruthe dreimal auf die Erde, und vor ihr lag der König, sein Pferd und sein Hündlein, aber tot. Nun

berührte ſie jeden einzeln mit der Ruthe und alle drei wurden lebendig. Mit Freude begrüßten ſich nun beide Brüder, zerhieben zur Strafe die alte Hechſe in Stücke und kehrten in die Stadt zurück. Unausſprechlich war da die Freude. Hanns ward wieder König und Seppl wurde zum Vicekönig ernannt. Und wenn ſie nimmer leben, ſo ſind ſie wahrſcheinlich geſtorben.

36. Eins ſchlägt zwölf, zwölf ſchlagen neun und vierzig.

Es lebte einſt ein König, der hatte eine ſchöne Tochter. Von weit und breit zogen die Prinzen hin, um ſie zu freien. Doch ſie wollte nicht heirathen und ließ ſich von ihren Freiern ein Räthſel aufgeben; wenn ſie es auflöſen konnte, verfiel der Waghals dem Tode und wurde gehängt.

Ein benachbarter Königsſohn hörte von der wunderlichen Prinzeſſin, und nahm ſich vor, ſein Glück zu verſuchen. Seinem alten Diener theilte er ſein Vorhaben mit, verbot ihm aber, ſeinen Eltern etwas davon zu ſagen. Der nächſte Morgen war zur Abreiſe feſtgeſetzt. Doch der Diener, dem alten König treu ergeben, verrieth den Plan. Der König ließ ſeinen Sohn rufen, und wollte ihn von ſeinem Vorhaben abbringen, doch der Prinz hörte nicht auf ſeinen Vater; dieſer nahm ſich daher vor, ſeinen Sohn zu vergiften, damit er nicht durch Henkershand ſterbe.

Früh am nächſten Morgen ſtand der Prinz auf und beſtieg das von ſeinem Diener vorgeführte Pferd; er wollte

die Burg verlaſſen, ohne ſeinem Vater Lebewohl geſagt zu haben. Indeß erſchien der König an der Thür und reichte ihm zum Abſchied einen Becher. Der Prinz aber, böſes ahnend, ſchüttete das Getränk über den Kopf des Pferdes hinab, rief ſeinem Vater einen Gruß zu, und ritt zur Pforte hinaus; ſein Diener hinter ihm her.

Nachdem ſie einige Tage geritten waren, kamen ſie in einen großen Wald, welcher kein Ende zu nehmen ſchien. Da machte das Pferd des Prinzen auf einmal einen fürchterlichen Satz, der Prinz verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden, und das Pferd ſtürzte todt nieder. Das Gift hatte den ganzen Kopf und Hals des Thieres durchfreſſen. Nun muſten ſie ſich mit einem Pferde behelfen.

Wieder reiſ'ten ſie mehrere Tage, da kamen ſie in eine Waldlichtung und ſahen hier eine Schar wildausſehender, bis an die Zähne bewaffneter Männer um eine Grube ſtehen. Sie wollten zurücktreten, doch es war ſchon zu ſpät, man hatte ſie bemerkt. Es trat einer aus dem Haufen hervor, und fragte ſehr freundlich, wohin die Reiſe gehe. Nachdem der Prinz ihnen geſagt hatte, was er vorhabe, lachten ihm die Räuber in's Geſicht. Bleib lieber bei uns, ſagten ſie ihm, eben jetzt haben wir unſern Hauptmann begraben, und, wenn du willſt, kannſt du an deſſen Stelle treten. Wer weiß, wozu das gut iſt, dachte er, nahm den Antrag an, und ſo ward er von der verſammelten Bande, aus neun und vierzig Männern beſtehend, als Führer gewählt. Sie nahmen ihn ſammt ſeinem Diener in ihre Mitte, und führten ihn durch Dick und Dünn, bis ſie endlich in ein Wildthal kamen, und vor

einem Felsblocke ſtehen blieben. Einer der Räuber drückte an einer geheimen Feder; ſogleich drehte ſich der Stein wie in Angeln und ließ einen anfangs engen, niederen, ſich aber immer mehr erweiternden Gang ſehen, welcher durch viele Fackeln und Lampen erleuchtet war. Dieſer Gang mündete in eine geräumige Höhle, von wo aus ſich viele Gänge verzweigten. In dieſer Halle war ein langer Tiſch aufgeſtellt und mit vielen Speiſen bedeckt. Sie ſetzten ſich um den Tiſch, aßen und tranken nach Herzensluſt und vertheilten ſich dann in ihre Gemächer. Einige blieben bei dem neuen Hauptmann, um ihm ihre Reichthümer zu zeigen. Sie führten ihn herum, zeigten ihm ihre Schatzkammer, ihre Waffenſäle und Stallungen, denn ſie hatten auch Pferde. Sodann muſte er ſchwören, ſie nie zu verlaſſen. Des andern Tages machten ſich die Räuber auf, um wie gewöhnlich ihre Raubzüge zu unternehmen, ließen aber ihren Hauptmann nebſt ſeinem Diener zurück, damit ſie ſich ausruhen könnten. Dem Diener war aber nicht ganz wohl dabei, darum verließ er die Höhle mit dem Verſprechen, bald wieder zurückzukommen. Durch Zufall kam er an die Stelle, wo der vergiftete Gaul lag; da ſah er, daß am Kopfe des Thieres zwölf todte Raben lagen, welche wahrſcheinlich von den vergifteten Theilen gefreſſen hatten. Da dachte er, vielleicht könne er ſich und ſeinen Herrn von der ſaubern Geſellſchaft frei machen, wenn es ihm gelänge, die Räuber zu vergiften. Er nahm daher ſein Weidmeſſer, ſchnitt die vergifteten Theile ab, und ſteckte ſie ſammt den Raben in ſeine Jagdtaſche. In der Höhle angelangt, richtete er das mitgebrachte zu, machte

aber seinen Herrn aufmerksam, ja von dem Wildbrät nichts zu essen, welches er auftischen würde.

Bald darauf kamen die Räuber heim und waren lustig und guter Dinge, da sie einen guten Fang gemacht hatten; ermüdet setzten sie sich zu Tische und ließen sich's wohl schmecken. Doch bald nachdem sie gegessen, spürten sie heftige Bauchschmerzen und nacheinander erlagen sie dem Gifte. Der Hauptmann und sein Diener stellten sich, als ob sie auch heftige Schmerzen hätten. Als die Räuber alle regungslos dalagen, machte sich der Prinz auf, wählte aus den Stallungen ein Paar der schönsten Pferde und streute den andern zur Genüge Futter vor, damit sie, im Falle sie nicht bald wieder kämen, auf eine Zeitlang Nahrung hätten. Hierauf verließen sie die Höhle, nachdem sie die Leichen in dem vorbeifließenden Wildbach geworfen hatten. Bald erreichten sie das Ende des Waldes, und sahen jetzt das Ziel ihrer Reise, die Stadt, vor sich liegen. Der Prinz ließ sich durch seinen Diener bei dem König melden. Er wurde von diesem sehr freundlich aufgenommen und der König fragte nach seinem Begehren. Als ihm der Prinz sagte, daß er gekommen sei der Prinzessin ein Räthsel aufzugeben, ward der König sehr traurig und bat ihn, von seinem Willen abzustehen. Doch der Prinz ließ es sich nicht ausreden, und ward daher der Prinzessin gemeldet. Diese ließ sich von ihm das Räthsel vorlegen. Er that es, indem er sprach: „Eins schlägt zwölf, zwölf schlagen neun und vierzig, sage mir was heißt dieß?“ Die Prinzessin schien verlegen und bat ihn um eine Frist von drei Tagen, damit sie das Räthsel überdenken könne. Der

Prinz geſtattete es, und es wurden ihm hierauf einige Gemächer eingeräumt, während man ſeinem Diener eine Stube zum Aufenthalte anwies. Die Prinzeſſin wuſte ſich weder zu rathen noch zu helfen, denn ein ſolches Räthſel war ihr noch nicht vorgekommen. Sie bot daher alles auf, den Diener des Prinzen zu beſtechen, um von ihm die Auflöſung zu erfahren. Sie ſchickte ihren Kammerdiener, einen durchtriebenen Kopf, zu ihm, damit er alles anwende, um die Auflöſung zu erfahren. Der Kammerdiener nahm einen tüchtigen Krug voll des kräftigſten Weines mit, um dem Diener einen Rauſch anzuzechen; doch das war vergeblich. Der alte Diener trank den zierlichen Kammerdiener unter den Tiſch und ſchnitt ihm dann den Knebelbart ab, um ein Zeichen zu beſitzen, mit welchem er die Liſt der Prinzeſſin darlegen könne. Außerdem prügelte er ihn tüchtig durch, ſo daß dieſer froh war, mit heiler Haut davon zu kommen. Dieß ſchüchterte die Prinzeſſin zwar ein; ſie ſchickte aber trotzdem ihren Kutſcher ab. Dieſer war ein rieſiger Kerl, mit dem nicht zu ſpaßen war. Es erging ihm nicht beſſer; auch er bekam, nachdem er einen Rauſch hatte, eine Tracht Prügel. Betäubt fiel er nieder; da band ihm der Alte die Füße, holte ſein Raſiermeſſer hervor und ſchor ihm den Kopf kahl, ſodann warf er ihn zur Thür hinaus. Jetzt nahm ſich die Prinzeſſin vor, ihr Glück ſelbſt zu verſuchen und wollte ſich deshalb zu dem Diener begeben. Dem kam es zu Ohren und er ſagte es daher ſeinem Herrn. Dieſer nahm den Poſten des Dieners ein, um die Prinzeſſin genauer zu ſehen. Er war entzückt von der Schönheit derſelben, und erzählte ihr ſeine ganze Geſchichte und ſomit auch

die Auflöſung des Räthſels. Da kam ſein Diener hinzu, ergriff ſeine Peitſche und maß ihr ein paar auf, trotzdem daß ſein Herr abwehrte. Auch nahm er ihr den koſtbaren Ring ab, den er am Finger der Prinzeſſin bemerkte.

Der feſtgeſetzte Tag kam heran. Der Prinz fand ſich pünktlich ein, und die Prinzeſſin erwartete ihn ſchon. Sie lud ihn ein, ſich nieder zu ſetzen; darauf nahm ſie das Wort und ſprach: „Du biſt ein Prinz und ſollteſt von deinem Vater vergiftet werden, ſchütteteſt jedoch das Gift, welches er dir reichte, über dein Pferd, ſo daß dieſes ſtarb; von dieſem Pferde fraßen zwölf Raben und auch dieſe erlagen dem Gifte, und mit dieſen Thieren töteteſt du neun und vierzig Räuber, um dich frei zu machen. Habe ich recht gerathen?“ Ja, erwiederte er, und war auf alles gefaſſt. Da trat der Diener des Prinzen hervor und ſagte, die Prinzeſſin habe nur durch Liſt die Auflöſung erfahren. Und das bewies er durch den Knebelbart, die Haare und endlich den Ring. Da muſte die Prinzeſſin eingeſtehen, daß ſie nur durch Liſt die Auflöſung erfahren habe, und gab dann ihre Hand dem Prinzen.

Ob er ſie genommen hat, das weiß ich nicht.

37. Hanns löſet Räthſel.

Drei Krieger, welche des Dienſtes überdrüſſig waren, verließen einſt das Heer, mit einem andern, Namens Hanns, den ſie verleitet hatten ihnen zu folgen, indem ſie ihm wunderbare Dinge vorſpiegelten. Da ſich die vier Ausreißer bei Tage auf der Straße nicht ſehn laſſen durften, ſo wanderten ſie zur Nachtzeit.

Eines Abends kamen ſie in einen großen Wald, machten vor demſelben Halt und raſteten. Nachdem ſie einige Stücke altes Brot gegeſſen hatten, machten ſie ſich wieder auf den Weg. Da bemerkten ſie mit einem Male in der Ferne ein Licht, gingen darauf zu, und pochten an. Ein alter Mann, welcher der Teufel war, machte ihnen auf und ließ ſie herein. Sie brachten dort drei Tage zu; am dritten Tage ſprach endlich der Teufel: Wenn ihr morgen drei Räthſel nicht auflöſet, ſo verfallet ihr dem Teufel.

Da Hanns ein ſehr gottesfürchtiger Menſch war, ging er tiefer in den Wald hinein, kniete nieder und betete zu Gott, er möge ihm beiſtehen bei der Auflöſung der Räthſel. Als-

dann wollte er wieder zurückkehren zu seinen Kameraden. Da hörte er aber mit einem Male ein seltsames schwirren in der Luft. Als er emporblickte, gewarte er drei Raben von teuflischem Aussehen, welche sich auf einen Baum niederlassen wollten. Aus Neugierde blieb Hanns stehen und betrachtete die Raben.

Wie sehr verwunderte er sich aber, als der eine zu reden anfing; er horchte und vernahm folgende Worte: Morgen werde ich mein Gefolge um vier Männer vermehren; ich habe nämlich seit drei Tagen vier Gäste, denen ich Räthsel aufgeben werde. Das erste wird ein toter Kater sein, der in der Form eines schönen goldenen Sessels erscheinen soll; wer sich darauf setzt, der verfällt mir.

Das zweite wird der Kopf eines Katers sein, der als eine goldene Schale sich zeigen soll; wer sich erkühnt daraus zu trinken, der verfällt mir.

Das dritte wird ein Pferdefuß sein, der in Gestalt eines Schwertes erscheinen soll; wer es berührt, verfällt mir. Nicht wahr, ich habe meine Räthsel recht gut gewählt?

Gut! sagten die beiden andern Teufel, wir wünschen dir Glück dazu.

Einer aber sprach: „Warum bist du denn so traurig, Freund Rabe?“

Ach meiner armen Prinzessin geht es so schlecht, da sie krank darniederliegt, sie hat eine strenge Aufseherin gehabt, bei der sie Hunger leiden muste.

Einmal hatte die Prinzessin ein Stückchen Brot ohne wissen ihrer Aufseherin genommen, und als diese hereintrat

in's Zimmer, warf es die Prinzessin auf die Erde und trat darauf. Eine Kröte, welche soeben in's Zimmer gesprungen war, hat das Brot gefressen und sich unter die Thürschwelle verkrochen. Die arme Prinzessin wurde aber immer kranker. Wer sie retten will, muß hingehen, die Kröte ausgraben, ihr auf den Rücken treten; darauf wird das Brot herausspringen; dieses muß er zu Pulver zerstoßen und es der Prinzessin zum Essen mengen; hierauf wird sie zwar kranker werden, jedoch sie wird genesen.

Alsdann flogen die Raben fort.

Hanns dankte nun Gott für die Mittel, die er ihm in die Hand gegeben hatte, und machte sich auf den Weg zu seinen Kameraden, welche schon mit Ungeduld seiner harreten. Er erzählte ihnen jedoch nichts von dem Vorgefallenen, um seine Pläne durchführen zu können.

Abends legten sich die vier Krieger zur Ruhe. Des andern Morgens kam der Teufel zu ihnen mit dem ersten Räthsel, dem Sessel. Der älteste Krieger, ein träger Mensch, wollte den Sessel nehmen und sich darauf setzen, jedoch Hanns schrie noch zur rechten Zeit, er solle es nicht thun, da der Sessel ein Kater sei. Der Alte ging fort und kam bald wieder mit der Schale, welche der zweite, ein Trunkenbold, sogleich benützen wollte. Da sprach Hanns: Was thust du denn, es ist ja eines alten Katers Kopf.

Der Teufel ging wiederum fort, kam aber bald zurück mit dem Schwerte, welches der dritte Kamerad erproben wollte. Aber Hanns warnte ihn und sprach: Wag es nicht diesen Pferdefuß zu berühren, sonst bist du verloren.

Da geſchah mit einem Male ein gewaltiger Donnerſchlag und die vier Kriegsleute ſaßen im Freien auf einem Baumſtamme.

Nun erzählte Hanns den Erſchrockenen den Vorfall im Walde und ſchlug ihnen vor in die Stadt zu ziehen, wo die kranke Prinzeſſin war. Dieſer Vorſchlag ward angenommen und bald darauf wanderten ſie fröhlich fort.

Nach langen umherirren erreichten ſie die trauernde Stadt, welche ganz ſchwarz behangen war.

Hanns ließ nun ſeine Kameraden im Freien und verlangte in den Palaſt des Königs geführt zu werden, welches ihm nach langer Weigerung zugeſagt wurde.

Er wurde zuerſt zum Könige geführt, der ihm auftrug, ſeine Tochter zu heilen; er ſchwur aber, wenn er ſie umbringe, ſo müſſe er ſterben, wenn er ſie jedoch rette, ſo werde Hanns die Königstochter zur Frau bekommen.

Hanns war nicht faul, ſondern fing die Arbeit unverdroſſen an. Nachdem er die Kröte ausgegraben und das Pulver bereitet hatte, wie er vom Raben belehrt war, gab er dasſelbe der Königstochter und entfernte ſich hierauf. Er kam nach einigen Stunden wieder zurück, und traf die Prinzeſſin ſchon ganz geſund an.

Hanns bekam wirklich dann die Prinzeſſin zur Frau und ſeine Kameraden traten beim Hofe in Dienſte.

Die Geſchichte iſt aus,
Da läuft eine Maus!

38. Die drei Müller.

Es lebte einſt ein reicher Müller, welcher drei Söhne hatte, die das Handwerk ihres Vaters lernten. Nachdem ihre Lehrzeit beendigt war, wurden ſie freigeſprochen. Sie blieben noch einige Jahre im väterlichen Hauſe, und dann zogen ſie in die Fremde, um die Welt kennen zu lernen.

Nachdem ſie ſchon ein ziemlich großes Stück Weges zurückgelegt hatten, erreichten ſie einen dichten Wald, der ſo groß war, daß ſie genöthigt waren darin zu übernachten. Spät abends bemerkten ſie noch ein Licht, und gingen darauf zu, in der Hoffnung, dort eine Hütte zu finden. Als ſie näher kamen, trafen ſie zu ihrem Erſtaunen ein ſchöngebautes Haus, das ſehr hell beleuchtet war. Sie klopften an, die geſchloſſene Thüre öffnete ſich mit großem Gekrache, und nachdem ſie eingetreten waren, ſchloß ſich die Thüre von ſelbſt. Sie begaben ſich in einen großen Saal, der ungemein ſchön und reich ausgeſtattet war.

Bei ihrem Eintritte waren eine große Anzahl Zwerge beſchäftigt, einen Tiſch zu decken. Kaum wurden ſie der drei Perſonen anſichtig, als ſie ſich flink zu einer Gruppe vereinigten, und eine tiefe Verbeugung vor den Wanderern mach-

ten, worauf sie dann hüpfend den Saal verließen. Doch nur auf kurze Zeit, denn bald darauf kamen sie mit allerlei Speisen zurück, stellten dieselben auf den Tisch, auf dem goldene Messer, Löffel und Teller lagen, und machten den Fremden durch ein Zeichen verständlich, sie möchten sich niedersetzen, und von den gebrachten Speisen genießen. Die Müller ließen sich das nicht zweimal sagen, denn sie waren von dem weiten Marsche müde, hungrig und durstig geworden. Nachdem sie ihren Hunger gestillt hatten, fragten sie die Zwerge, ob sie nicht irgendwo einen Platz bekommen könnten, um zu übernachten. Dieß ward ihnen durch ein Kopfnicken bejahet. Dann entfernten sich die Zwerge und kamen mit drei schönen Betten wieder zurück, die sie in der Reihe aufstellten, sich dann ehrfurchtsvoll verbeugten und entfernten. Die Wanderer entkleideten sich und gingen dann unbekümmert um das räthselhafte Haus zu Bette, und schliefen bald ein. Als sie am Morgen erwachten, bemerkten sie über der Thür des Saales eine große Tafel, auf welcher geschrieben stand, daß jeder eines der drei folgenden Räthsel binnen einem Jahre aufzulösen habe: Der älteste, was er esse, der zweite, was er trinke, und der jüngste, worauf er liege. Wenn sie dasselbe binnen genannter Frist nicht auflösten, so würden sie dem Besitzer dieses Gebäudes mit Leib und Leben verfallen.

Die drei Handwerksburschen lachten ob dieser dummen Fragen und freuten sich, ein ganzes Jahr freigehalten zu werden, ohne daß sie etwas zu arbeiten brauchten.

So verlebten sie fröhlich das ganze Jahr hindurch, ließen sich von den Zwergen bedienen, doch keiner dachte daran, daß der

festgestellte Tag herannahe. Erst am letzten Abende des Jahres lief's ihnen doch über die Leber, und der jüngste fing an laut zu jammern. In der Angst floh er aus dem Hause und ließ die Brüder im Stich. Doch bald wurde er müde und legte sich unter einen Baum, um auszuraſten. Da hörte er über seinem Kopfe ein Ziſchen, und als er aufblickte, bemerkte er eine große Schlange. Er rührte sich nicht von der Stelle, und kalte Schweißtropfen bedeckten seine Stirn. Nach einer Weile sah er, wie sich aus der einen eine zweite und dann eine dritte bildete. Dann fing die erste an zu sprechen: „Mein Fleisch;“ — die zweite: „Mein Blut;“ — und die dritte: „Auf meinen Beinen“. — Darauf waren alle drei verschwunden.

Unser Müller verfiel in ein tiefes Nachsinnen. Plötzlich schien er es gefunden zu haben, er sprang freudig auf und eilte dem Schlosse zu. Dort öffnete ihm ein Riese das Thor. Derselbe richtete an den ältesten die Frage: Was isſest du? Er antwortete: Ich nähre mich von Rindfleisch und von Braten allerlei Art. Darauf berührte der Riese den ältesten mit einem elfenbeinernen Stäbchen, worauf er gleich in einen Zwerg verwandelt wurde, und in die Gesellschaft der übrigen sich begab. Hierauf kam nun die Reihe auf den zweiten. Der ward gefragt: Was trinkst du? Wasser und Wein, war die Antwort. Auch der wurde in einen Zwerg verwandelt. Nun ward der jüngste gefragt: Worauf liegst du? Und er gab zur Antwort: Auf meinen Beinen.

Zornig mit dem Fuße auf den Boden stampfend, trat der Riese zurück, und sprach: „Keiner von denen, die hier verzaubert sind, konnte dieses Räthsel auflösen. Du warst der

einzige, und du biſt ihr Erlöſer geworden.“ Darauf ſchwenkte er den Stab, und unter donnerndem Getöſe verſchwand der Rieſe ſammt dem Gebäude, und die Zwerge verwandelten ſich wieder in ihre urſprüngliche Geſtalt. Alle bedankten ſich bei ihrem Erlöſer und ein jeder ſuchte ſeinen Weg nach Hauſe. Und auch die drei Müllersſöhne gingen zu ihrem Vater zurück, und erzählten, was ſie erlebt hatten.

39. Die drei Aufgaben.

Einſt lebte in einer großen Stadt ein mächtiger König, welcher eine einzige Tochter hatte. Als dieſe das achtzehnte Jahr erreicht und noch kein Bräutigam ſich eingefunden hatte, dachte der König, es wäre am beſten, die Tochter irgend einem Manne zu geben, der die Aufgaben löſt, welche der König ihm geben würde. Zu dem Zwecke ließ der König den in ſeiner Reſidenzſtadt befindlichen, wegen der ungeheuern Größe und Höhe berühmten Turm mit Fahnen ſchmücken. Dieſer Turm war ſo hoch, daß ihn alle Unterthanen ſehen konnten.

Die Leute wuſten anfangs nicht, was die Fahnen an dem alten Turme zu bedeuten hätten, und erkundigten ſich darnach. Da zeigten auch die drei Söhne eines Bauern Luſt, ihr Glück zu verſuchen.

Mathias, Jakob und Hanns machten ſich auf den Weg, und als ſie durch den Garten ihres Vaters gingen, ſagte der älteſte zum jüngſten, etwas blöden Bruder: Mach die Thüre zu. Dieſer verſtand aber: Nimm die Thüre. Hanns hob die Thür aus den Angeln und trug ſie auf ſeinem Rücken.

Die beiden andern kümmerten ſich nicht viel um ihren jüngſten Bruder Hanns, und achteten nicht einmal darauf, daß er die Thür auf dem Rücken trug. Als die Nacht heranbrach, wollten ſie ſich ein Nachtlager ſuchen und beſchloſſen nach einigen Berathungen auf einen Baum zu ſteigen, damit ſie von keinem wilden Thiere angefallen würden. Jetzt erſt ſahen die Brüder, daß Hanns die Thür mitgetragen hatte, zankten ihn darüber aus, und befahlen, er möge die Thür nun auch auf den Baum mitnehmen, damit keine menſchliche Spur auf dem Boden ſichtbar wäre. Und wirklich ſchoben ſie ſo lange, bis auch die Thür oben war.

Die Brüder legten ſich nun zurecht und ſchliefen bald ein. Sie wurden aber durch einige Schüſſe aufgeweckt, und zu ihrem großen Schrecken bemerkten ſie einige Räuber, welche dem Baume ſich näherten und unterhalb desſelben ſich lagerten. Obgleich ſich die Brüder ganz ruhig verhielten, bemerkten die Räuber doch bald, daß jemand oben war und luden ihre Gewehre, um ſie herunterzuſchießen. Als Hanns dieſe Vorbereitungen ſah, ward ihm ganz unheimlich zu Muthe und in ſeiner Angſt ließ er die Thür fallen, die in ihrem Falle die Räuber erſchlug.

Die zwei älteren Brüder ſahen nun ein, daß ſie durch Hanſens Dummheit gerettet waren, und betrugen ſich freundlicher gegen ihn. Unſere drei Wanderer blieben die Nacht hindurch auf dem Baume ſitzen und erwarteten des Tages Anbruch, um ihren Weg fortſetzen zu können.

Kaum fing der Morgen an zu grauen, ſo ſtiegen die drei Brüder vom Baume herab und ſetzten ſingend ihren Weg

fort. Nach Verlauf einiger Stunden waren sie vor dem königlichen Hofe angelangt, baten um Einlaß und sagten, warum sie gekommen seien. Da sagte der König: zwei von euch können weiter gehn, da ich nur eine Tochter habe, und diese braucht nur einen Bräutigam. Keiner wollte weichen und es kam sogar zum Streit, bis endlich der König befahl, der älteste solle bleiben.

Der König fragte zuerst den Mathias über seine Verhältnisse aus und gab ihm dann folgende Aufgabe zu lösen:

Du sollst auf einem goldenem Schiffe gefahren kommen, nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Lande, doch darf es keine Räder haben, sondern muß durch Segel in der Luft fortbewegt werden.

Als Mathias dieß angehört hatte, ging er traurig nach Hause und zwar ganz allein; die übrigen Brüder waren schon vorausgegangen.

Des anderen Tags ging Mathias in den Wald und in der Hoffnung, daß der König die Aufgabe als gelöst betrachten würde, wenn das Schiff aus Holz verfertigt wäre, schlug er einen schönen Baum um und arbeitete Tag und Nacht an dem Schiffe. Am dritten Tage fühlte er sich sehr matt und konnte sich des Schlafes nicht erwehren. Als er aufwachte, kam ein alter Mann zu ihm und bat um ein Stück Brot. Mathias fuhr ihn rauh an und wies ihn ab. Der Mann entfernte sich und sprach: Mathias, Mathias, du wirst es bereuen. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so war er verschwunden und der Baum, der beinahe die Form eines Schif-

fes gehabt hatte, ſtund in ſeiner früheren Pracht wieder vor dem erſtaunten Mathias.

Allmählich ging ſein Erſtaunen in Zorn über, weil ſeine dreitägige Arbeit umſonſt war. Er ging nach Hauſe und erzählte das Unglück ſeinen Eltern, welche ihm aber darüber keine Aufklärung verſchaffen konnten. Die Friſt war vorüber und Mathias war noch zu Hauſe. Zwei Tage nach der verfloſſenen Friſt kamen Boten, und traurig ging Mathias in's königliche Schloß. Dort konnte er ſich nicht rechtfertigen und ward zum Tode verurtheilt.

Als dieß ſeine Eltern erfuhren, wurden ſie ſehr betrübt und verboten den zwei jüngeren Brüdern um die Königstochter zu werben. Das wollten aber die Brüder nicht, vielmehr ging der zweite in einen dichten Wald und ſuchte einen ſchönen Stamm. Als er dieſen gefunden hatte, fing er wie ſein Bruder an, den Stamm zu einem Schiff zuzuhauen. Als er ermüdet einſchlief, kam ein Weib, weckte den ſchlafenden auf und bat um Geld. Jakob fuhr das Weib barſch an. Es ging weg und ſprach: Baum ſtehe auf! und gleich ſtund der Baum in ſeiner vollen Blüte wieder da.

Dem Jakob erging es nicht beſſer wie ſeinem Bruder, weil er ſeine Aufgabe nicht gelöſet hatte.

Nun kam die Reihe an den jüngſten Bruder. Hanns ging in den Wald und hieb einen ſchönen Baum um, und zimmerte daraus ein Schiff. Singend vollendete er den Bau des Schiffes, und als er fertig war, kam zu ihm ein häßliches altes Weib und verlangte einen Kuß. Hanns war nicht faul, umarmte das Weib und küßte es nicht nur einmal ſondern

mehrmale. Hierauf ſagte es zu ihm: Dir iſt der Sieg gelungen. Sie ſprach dann einiges über den Bau des Schiffes und ſiehe da, plötzlich war das Holz in reines Gold verwandelt, und ſetzte ſich ſogleich in Bewegung. Das Schiff trug Hannſen auf einen großen Berg, namens Kravihora; hier blieb es ſtehen und konnte nicht weiter. Hanns wartete, bis das Schiff ſich wieder in Bewegung ſetzen würde. Das dauerte ihm aber zu lange, denn das Brot, welches ihm ſeine Mutter gegeben hatte, war bereits verzehrt. Als auch der dritte Tag vergangen und das Schiff noch nicht in Bewegung war, rief er verzweifelnd: „Weib, komm zu mir!“ Auf einmal hörte er einen Brunnen rauſchen; er ging zu demſelben und ſprach: Liebes Brünnlein! hilf mir! Und plötzlich las Hanns auf der Oberfläche des Brünnleins die Worte: Nicht weit von mir liegt eine Pfeife, dieſe nimm auf dein Schiff.

Er ſuchte die Pfeife und fand ſie auch wirklich, ging in ſein Schiff und fing an zu pfeifen. Da erſchien ein Mann, welcher fragte: Was willſt du? Hanns erzählte ihm ſein Unglück, worauf ihm der Mann ſagte, wenn er dringend Waſſer brauche, möchte er nur pfeifen, und er würde kommen und ihm welches verſchaffen.

Bald darauf ſetzte ſich das Schiff in Bewegung und trug ihn auf ein Feld. Hier blieb es ſtehen. Da kam ein Jäger und gab Hannſen eine Trompete mit der Bemerkung, nur zu blaſen, wenn er irgend etwas brauche, was ein Jäger zu ſchaffen im Stande wäre. Hierauf ſetzte ſich das Schiff wieder in Bewegung und trug ihn zum Schloſſe des Königs.

Der König sah mit staunen den Mann und das Schiff an, welches so trefflich die Lüfte durchschnitt. Hanns trat aus dem Schiffe und der König lud ihn zu einem fröhlichen Mahle ein. Darauf bat Hanns den König um die zweite Aufgabe, und der König erwiederte:

Hole mir in der Zeit, während du dich von deinem Sessel erhebst, bis du aufrecht stehst, einen Krug Wasser!

Hanns erinnerte sich seiner Pfeife, machte während dieser Zeit einen Pfiff und der Krug stand in der gewünschten Zeit auf dem Tische.

Die dritte Aufgabe war: Alle Schafe, die auf Gottes Erdboden sind, zusammenzurufen und sie dem König sehen zu lassen. Hanns blies in seine Trompete und plötzlich waren eine Unzahl Schafe da, und zwar auch alle jene, welche der König in anderen Ländern besaß.

Den nächsten Tag sollte nun die Trauung stattfinden. Die Königstochter wollte den Hanns aber nicht als ihren Gemahl anerkennen und bat den König ihm noch einige Aufgaben zu geben. Dies wollte aber der König nicht, denn er sagte: Hanns hat seine drei Aufgaben gelöst. Es half also nichts, die Königstochter muste seine Frau werden, und hat mit Hanns noch lange und zufrieden gelebt.

---

40. Der pfiffige Hanns.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Mann, der einen Sohn hatte. Als derselbe größer ward, muste er sich bei fremden Leuten als Hirt verdingen. Eine geraume Zeit hatte er sich und seinen Vater ernährt, als er plötzlich Lust zum wandern bekam. Nichts konnte Hannsen mehr abhalten; nur draußen meinte er, könne er sein Glück machen. Er machte sich daher auf die Strümpfe, und wanderte in eine große Stadt. Als er in eines der ersten großen Gasthäuser eintrat, hörte er, daß der König seine Tochter vermählen wolle und daß sich ein jeder als Bewerber melden könne. Hanns dachte, versuchen kostet ja nichts, und ließ sich anmelden. Des andern Tages begaben sich alle Freier auf eine große Wiese; dort warf die Königstochter so viele Erdäpfel, als Bewerber waren, in die Luft. Derjenige, welcher nichts auffing, muste abziehen; wer aber einen erwischte, der sollte drei von der Königstochter gegebene Aufgaben lösen. Keinem war dieß gelungen, und sie musten mit stumpfer Nase abziehen. Nun erst kam Hanns, wegen seiner niedern Herkunft der letzte, an die Reihe.

Die erſte Aufgabe, welche keiner gelöſt hatte, war die, daß Hanns einige hundert Haſen hüten ſollte, und am Abend muſte er ſie wieder vollzählich zurückbringen.

Hanns ging den Tag über ganz betrübt im Walde herum, denn er hatte alle Hoffnung auf das gelingen aufgegeben, als plötzlich, wie aus der Erde hervorgewachſen, ein altes, runzlichtes Weib vor ihm ſtand. Ganz erſchrocken wollte er fortlaufen; allein das Weib hielt ihn feſt und fragte ihn freundlich, warum er ſo betrübt ſei. Hanns meinte, es könne ihm niemand helfen; doch ſagte er ihr den Grund, um ihre Zudringlichkeit los zu werden, und wollte ſo eben weitergehen, als ſie ihn zurückrief und ihm eine kleine Pfeife zuwarf. Hanns konnte ſich nicht denken, zu was dieſe Pfeife dienen ſollte; indes ſteckte er ſie ein, und ging, da es ſchon Abend war, nach Hauſe zurück. In aller Frühe lenkte er ſeine Schritte zum Schloſſe. Bald ward es daſelbſt lebendig, und die Königstochter befahl die Haſen aus dem Stalle zu laſſen; aber als der letzte draußen war, konnte man von keinem eine Spur mehr entdecken. Hanns lief nach und kam auf eine Wieſe, die mitten im Walde lag, ſuchte ſeine Pfeife hervor und pfiff, daß der Wald vom Echo ertönte. Im Nu waren alle Haſen wieder da. Das war ihm eine gemähte Wieſe. Die Königstochter, welche den Schäfer nicht zu ihrem Gemahl haben wollte, ſuchte durch Liſt ihm einen Haſen zu entlocken. Sie verkleidete ſich als Bauernmädchen, nahm einen Korb an den Arm, und ging ſo zum Hanns in den Wald. Hanns erkannte ſie ſogleich, ließ aber nichts merken, ſondern wartete, bis ſie zu ihm herangekommen war. Sie

fragte ihn, ob er keine Hasen feil habe. Er antwortete mit einem kurzen Nein. Aber auf welche Art kann ich mir wenigstens einen verdienen? fragte sie. — Wenn du freundlich und herzlich mit mir bist, entgegnete er. Nach einigem zögern gab ihm die Königstochter einen Kuß, und sie erhielt den verlangten Hasen. Freudig entfernte sie sich; kaum war sie aber eine Strecke gegangen, als Hanns aus Leibeskräften zu pfeifen anfing. Hurtig sprang der Hase aus dem Korbe, und in einem Augenblick war er wieder bei der Heerde. Die Königstochter hatte nichts davon gemerkt und entdeckte erst zu Hause ihren Verlust.

Nun beschloß der König selbst hinzugehen, um Hannsen einen Hasen auf irgend eine Weise abzulocken. Er verkleidete sich, und machte sich als Jude mit einem Esel und zwei Tragkörben auf den Weg zur Waldwiese. Hanns erkannte ihn sogleich, ließ aber nichts merken und pfiff ruhig ein angefangenes Stückchen weiter. Hast du einen Hasen zu verschachern? fragte der König in jüdischem Tone. — Wenn du mir etwas zu Gefallen thust, sollst du einen umsonst haben, sagte Hanns. Der verkleidete König machte dabei ein ganz verklärtes Gesicht und fragte: Nun, was kann ich dir thun? Hanns sagte: gib dem Esel, den du bei dir hast, einen Kuß unter den Schweif. Anfangs sträubte sich der Jude gar sehr, allein zuletzt ließ er sich dazu bewegen, und that, was Hanns verlangt hatte. Er bekam nun seinen Hasen, welchen er in einen der Körbe steckte, und dann seines Wegs weiter zog. Als er ein wenig entfernt war, ließ Hanns

ſeinen Lockruf ertönen, und ſogleich war die Herde wieder vollzählich.

Abends trieb Hanns ſeine Herde in's Schloß zurück, und niemand konnte ihm die Löſung der erſten Aufgabe, welche die ſchwerſte war, abſtreiten. Nun kam aber die zweite. Er ſollte nämlich mehrere Metzen Erbſen und Fiſolen in einer ſtockfinſtern Kammer von einander ſondern. Er ging hin, that einen Pfiff und ſogleich waren einige hundert Ameiſen da, welche zu kroſeln und zu ſchaffen anfingen. Nach einiger Zeit lagen Erbſen und Fiſolen geſondert in Haufen. Das war für den König ein Verdruß, und er ſtellte nun eine dritte Aufgabe. Hanns ſollte nämlich viele hundert Eier vom Grunde eines tiefen See's, und zwar zur Nachtzeit holen. Er begab ſich zum See und pfiff, und ſogleich waren eine Menge Fiſche da, welche ſchon vor Tagesanbruch die Eier herausgeholt hatten. Jetzt hatte er gewonnen Spiel, und da er ein hübſcher Burſche war, ſo willigte endlich die Königstochter ein und heirathete ihn. Hanns nahm ſeinen alten Vater zu ſich, ward ſpäter König und lebte glücklich und zufrieden.

41. Herr Kluck.

Einſt wanderten zwei Brüder durch einen großen Wald, und da geſellte ſich noch ein Reiſender zu ihnen. Die drei wurden warm und beſchloſſen ſich nicht von einander zu trennen und nur in jener Stadt zu bleiben, wo alle drei Arbeit finden würden. Weil ſie aber in keiner Stadt alle zugleich beſchäftigt werden konnten, ſo reiſten ſie immer wieder weiter. Durch das viele reiſen ging aber ihr Geld zu Ende, und die Zehrpfennige langten nicht mehr. Einmal hatten ſie nichts mehr als ein Stück Brot. Da es zum theilen zu klein war, ſo ſprach der ältere Bruder, der Hanns hieß, zu den andern: „Wer heint den ſchönſten Traum hat, der darf das ganze Stück Brot allein verzehren.“ Der Vorſchlag ward angenommen, und da es ſchon Abend war, legten ſie ſich hungrig im Walde nieder. Als die zwei Brüder eingeſchlafen waren, verzehrte der dritte das Stück Brot, legte ſich dann nieder und ſchlief ebenfalls ein. Am andern Morgen, als ſie erwachten, ſagte Hanns: „Mir träumte heint, daß ich im Paradieſe war, dort konnte ich eſſen und trinken, was

ich nur wünſchte.“ Darauf ſprach der jüngere Bruder: „Mir aber träumte, daß ich im Himmel war, dort hatte ich alles im Überfluſſe und wurde auf das beſte bedient.“ Da ſagte der dritte: „Weil ich wuſte, daß du im Paradieſe und du im Himmel warſt, wo ihr alles im Überfluſſe hattet, ſo verzehrte ich das Stück Brot, denn ich bin hier hungrig im Walde gelegen.“ Darüber wurden die zwei Brüder ſehr zornig, und nachdem ſie eine Weile geſtritten hatten, ſetzten ſie ihre Reiſe wieder fort. Erſt in der nächſten Herberge ſtillten ſie ihren Hunger. Da geſchah es, daß ſie mit Räubern in einen Streit geriethen, wobei der dritte ſein Leben verlor. Die zwei Brüder nahmen dann Reißaus und verſteckten ſich in einem dichten Gebüſche, in welchem ſie die ganze Nacht zubrachten.

Am andern Morgen reiſten beide wieder weiter und waren über den Verluſt ihres Reiſegefährten ſehr betrübt. Alsbald kamen ſie zu einem Schloſſe. Hungrig und müde waren wohl beide, aber keiner getraute ſich in das Schloß hinein, denn ſie dachten, es könnte ihnen hier ebenſo gehen, wie in der Räuberhütte. Endlich beſchloß Hanns es zu wagen und ging hinein. Da es ihm hier ganz unverdächtig vorkam, kehrte er wieder zurück und nahm ſeinen Bruder mit ſich. Sie gingen nun im ganzen Schloſſe umher und beſahen ſich alles. Zuletzt kamen ſie in einen großen Saal, in deſſen Mitte ein Tiſch ſtand. In einer Ecke des Saales befand ſich ein Kaſten, deſſen Lade offen war und mit Papieren angefüllt. Hanns durchſuchte die Schriften und fand ein Blatt Papier, auf welchem die zwei Worte „Herr Kluck“ geſchrieben ſtun-

den. Sobald er dieſen Namen ausgeſprochen hatte, erſchien ein Männchen, welches ganz ſchwarz gekleidet war und das ihn fragte, was er wünſche. Die zwei Brüder waren ganz erſchrocken und wollten zur Thür hinaus, aber das Männchen ſagte: Begehret nur was ihr wollet, ich werde es euch beſorgen. Endlich verlangten ſie zu eſſen und zu trinken.

Nachdem ſie ſich wieder geſtärkt hatten und niemand eine Bezahlung forderte, die ſie ohnehin nicht hätten leiſten können, ſo machten ſie ſich wieder auf den Weg. Bald kamen ſie auf ein Feld, welches eben ein Landmann bebaute, und weil ſie über dasſelbe gingen, ohne die friſchgeſtreute Saat zu beachten, wurden ſie von dem Bauern ſo durchgeprügelt, daß ſie ganz ermattet unter einem Baume niederſanken. Plötzlich griff Hanns in ſeine Taſche und zog ein Blatt Papier hervor. Es war dasſelbe Blatt, auf welchem die Worte „Herr Kluck“ geſchrieben waren.

Er hatte es nämlich, als das ſchwarze Männchen eintrat, in die Taſche geſteckt. Sobald er den Namen wieder geleſen hatte, ſtand das ſchwarze Männchen vor ihm, und fragte nach ſeinem Begehren. Jetzt wuſte Hanns die Bedeutung der geheimnisvollen Worte, und freute ſich innerlich darüber, daß das Männchen ſo pünktlich erſcheine. Weil ſie der Bauer ſo erbärmlich geſchlagen hatte, ſo ließen ſie ihm durch das Männchen dieſelbe Tracht Prügel geben. Mit dem nicht genug; der jüngere Bruder wollte nun auch von dem Männchen beſchenkt ſein und begehrte einen Beutel mit Gold. Und als er denſelben erhalten hatte, nahm er von ſeinem Bruder Abſchied und reiſte in ſeine Heimat zurück. Hanns

aber ſetzte ſeine Reiſe fort, und kam in eine große Stadt, welche von fremden Rittern wimmelte, ſo daß alle Gaſthöfe und Herbergen beſetzt waren. In der ganzen Stadt war für Hanns keine Wohnung zu bekommen, bis auf ein kleines Bodenzimmer bei einem Wirte, das er mietete. Er fragte den Wirt, warum ſich ſo viele Fremde in der Stadt aufhielten, und dieſer theilte ihm mit, daß der alte König demjenigen ſeine Tochter zur Frau gebe, welcher ihm drei Aufgaben löſen würde, und zwar galt es, erſtens einen goldenen Fingerring, der an einem Faden befeſtiget war, im vorübereiten mit der Lanze aufzufangen; zweitens einen goldenen Apfel im vorüberreiten mit der Lanze aufzuſpießen, und die dritte Aufgabe war, einen Sklaven des Königs zu beſiegen, welcher als der ſtärkſte im ganzen Lande bekannt war, und den noch niemand überwunden hatte.

Hanns hatte den kühnen Gedanken, an dem Turniere Theil zu nehmen, weshalb er das Männchen zu ſich rief und dasſelbe um Rath fragte. Herr Kluck verſprach ihm am nächſten Tage einen Rappen ſammt Rüſtung an einen beſtimmten Ort in den Wald zu bringen und nach dem Turnier wolle er dasſelbe dort wieder in Empfang nehmen. Des andern Tages, als er an die bezeichnete Stelle im Walde kam, war ſchon alles in Bereitſchaft. Er legte die Rüſtung an, ſetzte ſich auf's Pferd und ritt dem Turnierplatze zu. Dort angekommen machten ihm alle Fremden ehrerbietig Platz, denn ſie kannten den fremden Ritter nicht; auch hatte er die ſchönſte Rüſtung und das ſchönſte Pferd unter allen anweſenden Rittern. Als das Zeichen zum Beginne gegeben ward, blieb er bis ganz zuletzt. Alle Rit-

ter hatten ſchon verſucht, den Ring aufzufangen, aber vergebens; endlich kam die Reihe an ihn. Hanns ſprengte mit ſeinem feurigen Roſſe auf den Platz und fing beim erſten Stoße den Ring auf. In demſelben Augenblicke erhoben die Anweſenden ein Jubelgeſchrei und führten ihn vor die Königstochter, welche ihm den Ring an den Finger ſteckte.

Dann ritten ſie der Stadt zu. Als ſie ſchon beim Stadtthore angekommen waren, lenkte Ritter Hanns ſein Pferd ſeitwärts und ritt davon. Im Walde angekommen, übergab er dem Männchen die Rüſtung und das Pferd, und befahl ihm am folgenden Tage, an welchem die zweite Aufgabe gelöſt werden ſollte, ein anderes Pferd und eine andere Rüſtung zu bringen.

Am nächſten Morgen, als er in den Wald kam, wartete bereits das Männchen, welches ihm eine ſilberne Rüſtung und ein braunes Pferd gebracht hatte.

Er ritt dem Turnierplatze zu und von weitem ſchon wichen ihm alle ehrfurchtsvoll aus, denn abermals erkannten ſie den Ritter mit der ſilbernen Rüſtung nicht. Auch dießmal ſiegte er und ritt wieder davon. Es wurden ihm zwar Reiter nachgeſchickt, aber dieſe konnten ihn nicht mehr einholen. Als er im Walde wieder angekommen war, übergab er dem Männchen die Rüſtung und das Pferd und befahl ihm, des andern Tags wieder eine andere Rüſtung und ein anderes Pferd zu bringen, um die dritte und letzte Aufgabe löſen zu können. Den andern Tag brachte ihm Herr Kluck eine goldene Rüſtung und einen Schimmel. Als er dießmal auf dem Turnierplatze erſchien, erregte er noch mehr Aufſehen als vorher, ward jedoch wieder nicht erkannt.

Er beſiegte auch den ſtarken Sklaven des Königs und ritt davon. Ein Trupp Reiter jagten ihm nach und ein Soldat ſtieß ihm die Lanze in die Ferſe. Es muſte dieß geſchehen, weil der alte König, welcher krank war und dem Turniere nicht beiwohnen konnte, befohlen hatte, ihm den Ritter lebend oder tot zu bringen. Allein er kam auch dießmal noch davon und übergab dem Männchen die Rüſtung und das Pferd. In der Herberge verband er ſich die Wunde, und auf die Frage des Wirtes, was er am Fuße habe, antwortete er, es habe ihm der Schuh eine Wunde gedrückt, und der Wirt begnügte ſich mit dieſer Ausrede.

Als die Ritter wieder ohne den Fremden ankamen, ward der alte König zornig und ließ Boten durch die ganze Stadt ſchicken, um den verwundeten Ritter aufzuſuchen. Die befehligten Soldaten hatten ſchon die ganze Stadt durchſucht und nichts gefunden.

Die Herberge, in der ſich Hanns befand, war das letzte Haus, und die Boten wollten wieder umkehren, denn ſie dachten ſich, daß in dieſer Hütte kein ſo vornehmer Ritter einkehren würde. Einer jedoch ging in's Haus hinein und rief auch die andern, um dasſelbe zu durchſuchen, damit ſie ſich keinen Vorwurf zu machen hätten, den Befehl des Königs nicht pünktlich vollzogen zu haben.

Sie hatten ſchon alles durchſucht und nichts gefunden, deshalb fragten ſie den Wirt, ob er niemanden im Hauſe habe. Dieſer aber antwortete, er habe niemanden bei ſich, nur auf dem Bodenzimmer ſei ein armer Reiſender, der werde es gewiß nicht ſein. Der Wirt muſte ſie hinaufführen,

und als sie den Hanns mit dem eingebundenen Fuße sahen, fragten sie ihn, was er am Fuße habe. Hanns antwortete ihnen ebenfalls, daß ihm der Schuh eine Wunde verursacht habe.

Aber das half nichts, er muste seine Wunde sehen lassen, obwohl er sich dagegen sträubte.

Sie erkannten gleich, daß die Wunde von der Lanze herrühre und führten ihn vor den König. Der war darüber sehr erfreut, und muste nun sein Versprechen halten.

Des andern Tages ward die Hochzeit gefeiert und Hanns war nun der junge König. Am Abend rief er das Männlein zu sich und fragte dasselbe, ob er ihm nicht einen neuen Palast bauen könne? Herr Kluck bejahte es und versprach noch in dieser Nacht denselben zu Stande zu bringen. Tags darauf, in aller Frühe, stand ein großer Palast vor dem Schlosse des alten Königs, wie noch niemand einen solchen gesehen hatte. Die Leute stunden umher und betrachteten denselben, und nach einiger Zeit entstand unter dem Volke ein solcher Jubel, daß der alte König erwachte und zum Fenster hinausblickte. Er war ganz erstaunt, und fragte seinen Nachfolger, woher der Palast so plötzlich komme. Ich habe ihn die vergangene Nacht erbauen lassen, erwiederte er, und der alte König wuste sich vor staunen nicht zu fassen.

Der junge König und seine Gemahlin bezogen noch denselben Tag die neue Burg. Am Abend kam Herr Kluck und bat um das Zettelchen, auf dem sein Name stehe. Der junge König gab es ihm und dachte, jetzt bedürfe er dessen nicht mehr, da er schon die höchste Stufe erreicht habe. Hierauf begab sich das junge königliche Ehepar zur Ruhe.

Am andern Morgen lagen sie auf offener Straße, und der Palast war verschwunden. Hanns hatte also mit jenem Zettel seine Macht aus der Hand gegeben.

Als die Leute das königliche Ehepaar auf offener Straße schlafend fanden, erhoben sie ein so lautes Gelächter, daß der alte König erwachte und aus dem Fenster auf die Straße hinab sah. Da er den Gegenstand des öffentlichen Spottes sah, ward er zornig, ließ den jungen König binden und ihn in den Wald in einen Ameisenhaufen werfen. Während nun Hanns eine Weile gebunden da lag, hörte er das knallen einer Peitsche; es kam immer näher, endlich erblickte er drei große Wägen, welche mit zerrissenen Schuhen beladen waren, und neben dem ersten Wagen schritt Herr Kluck stolz einher. Als er vor dem unglücklichen Könige anlangte, rief ihn dieser an, er möchte ihn doch aus dem Ameisenhaufen befreien. Jener aber schüttelte den Kopf und sprach: Ich habe dir schon viel gethan und dich immer bedient, jetzt hilf dir selbst! sieh, diese Schuhe, womit drei Wägen beladen sind, habe ich alle deinetwegen zerrissen. Der arme König ließ nicht ab zu bitten und sagte: Laß mich doch noch einmal das Zettelchen küssen, bevor ich sterbe. Das kann ich dir schon gewähren, entgegnete Herr Kluck und reichte ihm das Zettelchen zum Munde. Hanns aber, anstatt es zu küssen, faßte es mit den Zähnen, und rief: „Herr Kluck!“ Und von demselben Augenblicke an war das Männlein wieder in seiner Gewalt und muste nach seiner Pfeife tanzen.

Hanns befahl nun ihn zu befreien und ihm Kleider zu bringen. Auch muste er ihm ein Heer sammeln, mit welchem

er auf die Stadt losmarſchierte, ſie belagerte und erſtürmte. Der alte König ward gefangen und muſte ihm die junge Gemahlin herausgeben.

Der junge König ließ ſich nun wieder einen Palaſt bauen, an der Stelle, wo der frühere geſtanden. Als er fertig war, rief er das Männlein zu ſich und übergab ihm freiwillig ſein Zettelchen, mit der Bedingung, ihn nie wieder in ſeinem Glücke zu ſtören. Herr Kluck, der niemand anderer war als der Teufel, verſprach es, und Hanns lebte mit ſeiner Frau noch lange in ungeſtörtem Glücke.

42. Der Kropfige.

Vor Zeiten lebte ein Mann, welcher drei Söhne hatte, von denen einer, Namens Hanns, seine fünf Sinne nicht ganz beisammen hatte. Da der Vater die Absicht hegte, seine Söhne sollten, wie er, die Welt kennen lernen, so machte er ihnen den Vorschlag die Heimat zu verlassen, um sich dann in der Fremde den Unterhalt selbst zu verschaffen und sich etwas zu ersparen. Sie nahmen den Vorschlag mit Freuden an und wanderten gleich des andern Tages aus. Sie kamen vor einem dunklen Walde an und lagerten sich unter den schattigen Ästen eines Tannenbaumes. Hier schliefen zwei vor Müdigkeit bald ein, während Hanns seinen Kropf fütterte, den er sogar als Dudelsack gebrauchen konnte.

Da erblickte er auf einmal auf dem Baume einen Affen. Hanns lächelte so freundlich hinauf, daß der Affe, der vielleicht seinesgleichen zu sehen glaubte, sogleich herunterkletterte und sich auf Hansens Schulter setzte. Als die beiden andern erwachten, staunten sie über den Kameraden und machten Hansen den Vorschlag, sich mit diesem Thiere durch die Welt zu

bringen, indem ſie meinten, er könne ſich, wenn er den Affen zu verſchiedenen Künſten abrichte, manches damit verdienen. Hanns willigte ein und nahm Abſchied von ſeinen Brüdern, die ſeiner ſchon längſt ſatt waren. Hanns übte den Affen ein wenig ein und kam mit ihm in eine Stadt, in der eben Jahrmarkt war. Er mietete eine Bude und begann ſeine Vorſtellungen. Bald hatte ſich ein Haufe von Zuſchauern vor ſeiner Bude verſammelt. Wer war froher als Hanns? Als er aber abſammeln ging, da ſtoben ſie auseinander und Hanns kehrte mit ein paar Groſchen in ſeinem Hute in die Bude zurück.

Als er nun die Künſte, ſo gut es eben ging, wiederholen ließ, da ſammelte ſich ein noch größerer Haufe von Zuſchauern vor der Bude. Da er auch dieſes Mal wenig bekam, ſo blies er vor Zorn ſeinen Dudelſack, den Kropf, gewaltig auf und blies ſo ſtark, daß er ihn beinahe geſprengt hätte. Gleich anfangs, als Hanns die erſten Töne hören ließ, flog das Geld haufenweiſe in die Bude, und ſogar an ſeine Backen. Hanns ſpürte ſolches nicht, da die Stücke wie Silber flimmerten und nicht wie Hoſenknöpfe. Er hatte ſchon eine ziemliche Summe Geldes beiſammen, als der Affe mit einem Male all ſein Glück vernichtete; denn als ein Sklave des Königs, der eben ſeinen Einzug hielt, mit den ſchönſten Früchten des Landes beladen, an der Bude Hanſens vorbeikam, ſprang der Affe aus der Bude und holte ſich einige derſelben.

Im Augenblicke ward Hanns mit ſeinem Begleiter aus der Bude geriſſen und in einen finſtern Kerker geworfen. Sicher wäre Hanns dem Tode nicht entgangen, wenn ſich die Königstochter nicht ſeiner erbarmt hätte. Er war ſehr traurig

und schalt den Affen wegen seiner Habgier; der Affe, welcher das brummen seines Herrn zu verstehen schien, hatte sich in eine Ecke des Kerkers zurückgezogen, um vor dem wüten seines Herrn sicher zu sein. Um Mitternacht stieß der Affe ein heulen aus; Hanns eilte trotz seines Zornes dem Kameraden zu Hilfe und fühlte an dessen Leibe zu seinem Schrecken die Ringe einer mächtigen Schlange. Hanns nahm seinen Knüttel und schlug auf die Schlange so gewaltig, daß sie in Stücke flog; ein Wunder, daß der Affe am Leben blieb. Nach so gewaltiger Anstrengung schlief er ein, und wachte erst gegen Mittag des andern Tages auf. Als der Kerkermeister nach der Mittagsstunde in das Gefängnis trat, erblickte er die mächtigen Stücke der Schlange, auf welche vom Könige längst ein Preis gesetzt war. Vor Freude außer sich nahm er den Kopf und brachte ihn dem Könige und gab vor, er habe die Zauberschlange erschlagen; denn es war vom Könige bestimmt worden, daß derjenige, welcher jene Schlange erschlüge und die Krone derselben brächte, 20 Tonnen Goldes erhalten sollte. Der König war hoch erstaunt und schien in seinem Kerkermeister ein übernatürliches Wesen zu erblicken; doch bald muste er einsehen, daß er sich in ihm geirrt habe; denn als er nach der Krone fragte, wuste er nichts zu antworten und entfernte sich. Jede Ritze in der Mauer des Kerkers durchsuchte er, nirgend aber war sie zu finden. Der König drohte ihm mit dem Tode, wenn er ihm die Krone nicht brächte oder wenigstens nicht sage, wer der Besieger der Schlange sei. Aber alle Versuche die Krone zu bekommen, blieben erfolglos; denn der Affe hatte sie heimlich bei Seite geschafft. Es kam nun die

Zeit, da Hanns seine Strafe überstanden hatte und er ward aus dem Kerker entlassen. Selbst jetzt sah er die Krone beim Affen nicht, weil sie noch mit dem Blute des erschlagenen Zauberers bespritzt, jedem Menschen unsichtbar war.

Als einst der König einen Spaziergang machte, erblickte er von weitem ein Licht, das der Sonne gleich kam und seine Augen blendete. In dem schönen Glanze erkannte er sogleich die Krone, ging näher und sah Hanns und seinen Kameraden, welcher mit der Krone spielte, die rein wie ein Metallspiegel war und keine Spur des Blutes mehr sehen ließ. Hanns hatte auf das Spielzeug seines Kameraden nicht geachtet, sollte aber jetzt den ungeheueren Wert kennen lernen. Denn sie war ein Mittel, durch welches man ungeheuere Schätze sich verschaffen konnte. Hanns begriff anfangs die Ehre nicht, die ihm zu Theil ward, als man ihn und seinen Kameraden mit dem schönsten Hofwagen abholte und vor den König führte. Der König fragte nun, wie er in den Besitz dieser Krone gekommen sei. Hanns wuste darauf nur zu erwiedern, daß er die Schlange mit einem Knüttel erschlagen habe; wie aber der Affe in den Besitz der Krone gekommen sei, das wisse er nicht. Der Affe, als ob er dieses Gespräch verstehe, zeigte durch Gebärden an, daß er sie jemandem vom Kopfe genommen habe. Der König war nun alles Zweifels enthoben und ließ den lügenhaften Kerkermeister töten. Hanns schenkte dem Könige die Krone und dieser war darüber so erfreut, daß er ihm die Königstochter versprach. Das Glück hatte er sich nicht träumen lassen. Allein mit der Zeit wollte es ihm am Hofe nicht mehr gefallen, und er sehnte sich nach seinem einfachen Leben zurück.

Auch konnte er ſich mit ſeinem Dudelſacke in feineren Kreiſen nicht bewegen. Hätte auch ſeine Braut einen ſolchen gehabt, dann würde er ihre Hand gewiß nicht verſchmäht haben. Der König bot alles auf, ihn am Hofe zu behalten; doch Hanns hatte einmal den Plan gefaßt und dieſen konnte ihm auch niemand mehr ausreden. Und wirklich eines Tages war Hanns verſchwunden. Er hatte weder Geld, noch beſſere Kleidung mitgenommen. Mit ſeinem Begleiter war er weit in's Land gegangen und fand trotz ſeines bittens und flehens kein Unterkommen. Nicht einmal ein Stück hartes Brot reichte man ihm. Jetzt nahm er wieder ſeine Zuflucht zum Dudelſacke, ſetzte ſich mitten auf den Marktplatz und blies ſo heftig, daß einige Steine, auf welchen er ſaß, aus den Fugen gingen; doch auch dieſes half ſeiner Noth nicht ab. Man trieb ihn ſogar aus der Stadt, weil er den Steinwall ſo zu Grunde gerichtet hatte.

Da bereute er ſeine Thorheit; die Reue aber war zu ſpät; an jeder Hilfe verzweifelnd ging er in einen Wald, um ſich zu erhängen. In dem Augenblicke aber, als er den Strick um den Hals wand, trat aus dem Gebüſche ein vornehmer Herr, der ihn freundlich grüßte. Hanns gerieth über dieſe unerwartete Erſcheinung in Furcht, aber der Herr hieß ihn keine Angſt haben, da er ja zu ſeinem Heile gekommen ſei. Hanns, der beſtändig zur Erde ſah, und dem unheimlichen Manne nicht in's Geſicht zu ſchauen ſich getraute, merkte bald, mit wem er es zu thun habe, als er den Pferdefuß erblickte. Doch der Beutel, den der Teufel ihm hinhielt und aus dem die blanken Goldſtücke flimmerten, vertrieb

ihm bald den Schrecken. Der Teufel gab ihm nun den Beutel mit den Worten: Hier haſt du einen unerſchöpflichen Beutel, gib aber Acht, nach ſieben Jahren komme ich wieder und weiſt du mir dann die ſieben Wahrheiten nicht zu ſagen, ſo gehört deine Seele mir. Als der Teufel ſolches geſprochen hatte, verſchwand er. Hanns kaufte ſich einen Wagen und zwei tüchtige Renner, um ſeine Brüder aufzuſuchen.

Dieſe waren nach der Trennung in eine Stadt gekommen, wo die Königstochter krank darniederlag, die demjenigen zur Gemahlin verſprochen war, der ſie von ihrer Krankheit befreien würde. Auch die beiden Brüder hatten es verſucht, aber ſie waren außer Stande ihr die Geſundheit wieder zu verſchaffen und ſie muſten eines martervollen Todes ſterben. Aus allen Ländern kamen Ärzte, ihr Glück zu verſuchen, doch keiner erreichte ſeinen Zweck. Unſer Hanns war endlich mit ſeinen Rennern in die Nähe der Stadt gekommen und brauſte bald durch das Stadtthor. Er erkundigte ſich ſogleich nach ſeinen Brüdern, erfuhr aber zu ſeinem Schmerz ihren Tod. Darüber verfiel er in tiefe Trauer, und konnte ſich lange nicht tröſten.

Heiter und froh aber wurde er, als er vernahm, daß die Königstochter einen ähnlichen Kropf habe, wie er. Er nahm ſich vor, alles aufzubieten, um ſie zu erhalten. Hanns widmete dieſem lebensgefährlichen Unternehmen all ſein Nachdenken; weil ihm aber hierzu das Getümmel in der Stadt läſtig war, ſo verließ er dieſelbe und ging in's Freie. Da lag er nun vom frühen Morgen bis gegen Mittag in einem ſchattigen Walde, fand aber trotz allem Nachſinnen kein

Mittel, womit er die ſchwere Aufgabe löſen könnte. Schon neigte ſich die Sonne zum Untergange und noch immer wollte ihm nichts einfallen. Da ſtörte ihn auf einmal ein Geräuſch, es ward immer ſtärker und ging, je näher es kam, in ein Geklapper über. Voll Zorn erhob er ſich, da ſah er ein Todtengerippe auf ſich zukommen. Hanns zitterte an allen Gliedern.

Als der „Beinigel“ ſich aber ſetzte und dem Hanns befahl ein gleiches zu thun, ſo gewann er ſeine Faſſung wieder. Dann begann es aus den Gebeinen zu murmeln: Der Grund, warum du hieher gegangen, iſt mir nicht unbekannt, du ſcheinſt meiner Freundſchaft würdig. Vermagſt du mich zu überliſten, ſo will ich die Königstochter dir verſchaffen; wo nicht, ſo fällt dein Kopf durch das Beil des Henkers und deine Seele fährt mit dem Teufel in die Hölle. Hanns ſchnitt bei dieſen Worten ein Geſicht, als äße er Sauerampfer oder Haſenklee, wobei der Magen ſich fünfmal umdreht. Stehe ich beim Kopfe der Kranken, ſprach es weiter, ſo iſt ſie unrettbar verloren, ſtehe ich aber derſelben zu Füßen, ſo erlangt ſie ihre Geſundheit wieder. Verſuche nun dein Glück. Nach dieſen Worten ſprang das Gerippe auf, gab dem Hanns einen Backenſtreich und entfernte ſich eben ſo ſchnell, als es gekommen war. Unſer Hanns war durch die derbe Ohrfeige außer Faſſung gekommen. Lange Zeit getraute er ſich nicht ſeine Backe anzurühren, indem er meinte, ſie müſſe ſchon längſt zu Bein geworden ſein; doch endlich ermannte er ſich wieder und wagte den gefährlichen Gang.

Hanns zog ſchönere Kleider an und begab ſich zum König. Er fürchtete nicht den Tod, denn ihm war an ſeinem

Leben nichts mehr gelegen. Ganz allein trat er in das Zimmer der Kranken, und wie freuete er sich, als er einen „Zwiemehlsack“ am Halse der reichen Königstochter erblickte. Aber in demselben Augenblicke ward er bleich vor Schrecken, als er den unheimlichen Freund beim Kopfe der Kranken auftauchen sah. Jetzt nahm Hanns alle seine Sinne zusammen, um aus der Falle, in die er gegangen, glücklich zu entkommen. Hansen aber wollte kein Mittel weder zur eigenen Rettung, noch zu der der Königstochter einfallen. Doch die Hilfe war nä[illegible] Hanns glaubte. Der Affe, dessen Nähe Hanns gar nicht ahnte, sprang durch's Fenster in's Zimmer der Kranken und schob das Bett so, daß der Tod zu den Füßen der Königstochter zu stehen kam. In demselben Augenblicke fühlte die Kranke sich besser und in wenigen Minuten stand sie frisch und gesund da. Man rief den Vater herbei, der voller Freude sogleich alle seine Räthe zusammenrief, um dem Retter zu danken. Sogleich ward die Hochzeit vorbereitet und mit dem höchsten Glanze gefeiert.

Hanns war nun ein überreicher Mann geworden, da er noch dazu im Besitze des unerschöpflichen Beutels war. Sein Affe, dem er seit jener Zeit wieder mit größter Liebe anhing, verlor sich eines Tages und war nie wieder zu sehen. Allmählich ging aber das siebente Jahr seinem Ende entgegen und noch wuste er keine der sieben Wahrheiten. Es waren nur noch einige Tage, nach deren Verlauf er vom Teufel geholt werden sollte, und da er vor Angst sich nicht getraute das Geheimnis verborgen zu halten, so offenbarte er es dem Könige, der ihm einen Talismann gab, mittelst welchem er sich vor dem Teufel

ſchützen konnte. Um Mitternacht ging er auf den Freithof und ſah mittelſt einer Zaubervorrichtung die Teufel mit den Totenſchädeln um die Wette ſpielen. Ha! dachte ſich Hanns, meine Seele war dir zu wenig, du willſt auch die meiner Gemahlin haben. Voll Wuth kehrte er in ſeinen Palaſt zurück. Als nun die letzte Nacht angekommen war, ſo begab er ſich wieder auf den Freithof, wo er den Teufel in Geſtalt eines wild ausſehenden Mannes fand. Als er aber den Talismann auf die Bruſt legte, da kauerte ſich der Teufel zuſammen und verwandelte ſich in einen buckligen Juden mit einem ſcheußlichen Geißbarte. Dieſen zauberte er auf einen Felſen, der ſich aus dem nahen Meere erhob. Des andern Tages ging er in Begleitung ſeines Hofes zu jenem Felſen, von welchem der Bucklige mit flehentlicher Gebärde herunterkam; allein Hanns ließ ſich nicht erweichen, ſondern ließ ihn auf einen Wagen werfen, auf demſelben feſtbinden und durch alle Geſträuche und dornigen Hecken führen, ſo daß der Teufel nach einer Stunde ganz zerfetzt ankam. Hanns ſelbſt warf ihn dann in ein waſſerdichtes Gefäß und mit den Worten: „Das ſind die ſieben Wahrheiten“ drehte er ihm die Naſe um, ſchloß das Gefäß mit dem Deckel und ſchleuderte es in den Abgrund.

Seitdem lebte Hanns mit ſeiner Gemahlin in Glück und Frieden.

43. Alles glaubt der König doch nicht.

Es war einmal ein König, welcher alles glaubte, was man ihm erzählte. Er verſprach demjenigen, der ihm etwas ſagen würde, was er nicht glauben könnte, die Hand ſeiner Tochter und ſeinen Thron. Da kamen Leute aus allen Weltgegenden und ſchwatzten ihm allerlei Lügen vor, die er alle glaubte. Nun reiſte einſt ein Handwerksburſche durch das Land, welches dieſer König beherrſchte, und hörte, daß derjenige die Königstochter bekomme, welcher dem Könige etwas ſagen würde, was dieſer nicht glaube. — Hanns, ſo hieß der Handwerksburſche, dachte ſich: Ich will hier mein Glück verſuchen, trat vor den König und ſprach: König! ich will dir etwas ſagen, was du nicht glauben wirſt. Gut, ſprach der König, glaube ich aber alles was du ſagſt, ſo laſſe ich dir den Kopf abhauen. Hanns war damit zufrieden und begann ſeine Erzählung: Ich ging einmal auf das Feld und baute mir Hanf an, und ſiehe da, er ging unter meinen Füßen auf und wuchs ſo hoch wie ein Kirchturm. Ja, das glaub' ich dir, ſprach der König. Da verſucht' ich's am Hanfe

hinanzuklettern, hub Hanns wieder an, und es gelang mir ganz vortrefflich, denn der Hanf war so dick und so stark, und wuchs kerzengrade in die Höhe. Als ich zu oberst war, sah ich über Städte und Dörfer, Wiesen und Wälder, Berge und Thäler, Bäche und Flüsse, und als ich mir alles sattsam besehen hatte, wollte ich hinabgleiten, aber o weh, ich ließ zufällig den Hanf aus, stürzte herab und fiel 20 Fuß tief in die Erde hinein. Da erschrack ich gewaltig, lief so schnell als ich konnte nach Hause, holte mir einen Spaten, grub mich mit vieler Mühe aus dem Boden heraus und ging dann ganz ermüdet heim. — Das glaub ich dir auch, sprach der König. Hanns fuhr fort: Als ich Tags darauf wieder auf das Feld kam, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der Hanf schon so groß war, daß er bis in die Wolken reichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, den Himmel zu besuchen, und jetzt fiel mir ein, daß ich auf diesem Wege wohl am leichtesten hinein kommen könnte; aber der Hanf däuchte mir noch nicht hoch genug. Nach ein paar Tagen ging ich nochmals auf das Feld, in der Vermuthung, daß der Hanf schon in den Himmel reichen müsse, und kletterte gleich an dem Hanfe in den Himmel hinauf, wozu ich nicht weniger als ein Jahr brauchte.

Das glaub ich dir, sprach der König. Hanns fuhr fort: Da war es aber so schön und alle Dinge waren so prachtvoll, daß ich alles nicht genug bewundern konnte. Die Engel flogen in der Luft umher und sangen wunderschöne Lieder und Lobgesänge zu Ehren des Schöpfers. Da sah ich noch viele alte Bekannte, die alle mit den schönsten Kleidern angethan wa-

ren und in ſilbernen Kutſchen herumfuhren. Und welche Freude! ich ſah meine geliebten Eltern, die in einem goldenen Wagen ſaßen und gerade ſpazieren fuhren. Ich ging dann weiter und ſah auch deinen Vater und deine Mutter, o König, mit — Lumpen bedeckt und eine Herde Schweine hütend!

Das iſt nicht wahr, ſchrie der König im Zorne, das haſt du nicht geſehen. O ja, ich hab' es wirklich geſehen, erwiederte der Hanns lachend, aber nun, vergiß nicht dein Verſprechen und gib mir deine Tochter zur Frau.

Die muſte ihm der König auch geben, weil er das nicht hat glauben wollen.

44. Das Geſchenk des Windes.

Es lebte einmal ein Bauer mit ſeiner Frau in der gröſten Armut. Der Bauer war ein ſehr gutmüthiger Mann, ſeine Frau dagegen ſo boshaft, daß ſie ihn um Kleinigkeiten oft prügelte, und zwar nach Noten. Eines Tages ſchickte ſie den geduldigen Mann mit Getreide in die Mühle; der Müller, der ihre Armut kannte, mahlte ihnen das Getreide umſonſt. Als der Bauer nach Hauſe ging, erhob ſich ein ſtarker Wind und wehte ihm das ganze Mehl weg. Da ging's ihm natürlich zu Hauſe ſehr ſchlecht. Seine Frau ſchickte ihn zum Winde, damit er entweder Geld oder das Mehl verlange. Alſo ging er fort und kam in einen Wald, wo er einem alten Mütterchen begegnete. Das fragte ihn, warum er ſo traurig daher gehe. Darauf erzählte er ihr alles und ſie ſagte: „Folge mir! Ich bin die Mutter des Windes und habe vier Söhne: den Oſt-, Weſt-, Süd- und Nordwind. Welcher von dieſen hat dir das Mehl weggeblaſen?“ Da ſagte er: Ich glaube, der Südwind. Darauf gingen ſie tiefer in den Wald und kamen zu einer kleinen Hütte, in welcher die Alte wohnte. Nach

einer Weile ſprach die Alte zum Bauern: „Wickle dich nur recht ein, denn meine Söhne werden bald kommen.“ Warum ſoll ich mich denn einwickeln? „Der Nordwind iſt ſehr kalt, und du könnteſt erfrieren.“

Bald fanden ſich die Söhne ein, und als der Südwind kam, ſagte ſeine Mutter: Es iſt Klage gegen dich eingelaufen. Ohne zu antworten gab der Südwind dem Bauern ein Körbchen, welches alle Speiſen und Getränke verſchaffe, die man ſich nur wünſche. Wer war froher als der Bauer? Er ging nach Hauſe und gab ſeiner Frau das Körbchen, und dieſe überzeugte ſich gleich von der Güte desſelben. Als eines Tages ein vornehmer Herr vorüber fuhr, befahl die Frau ihrem Manne, dieſen Herrn zum Eſſen einzuladen. Das that er, allein der Herr lachte über die Einladung und ſchickte nur ſeine Diener hin, welche nicht wenig erſtaunt waren, als ſie in dieſer ärmlichen Hütte einen ſo herrlich gedeckten Tiſch erblickten. Sie bemerkten aber, daß die Frau alles von dem Körbchen forderte und erhielt. Das merkten ſie ſich, und einige Tage darauf kamen ſie wieder, brachten ein ganz ähnliches Körbchen mit und vertauſchten es mit dem des Bauern. Als die Frau den nächſten Tag wieder alles von dem Körbchen verlangte, ſo muſte der arme Mann wieder herhalten; denn ſie meinte, das Körbchen verrichte nur eine beſtimmte Zeit lang ſeine Dienſte. Der Mann machte ſich auf und ging wieder zum Winde. Als er zu der alten Frau, der Mutter des Windes kam, beſchwerte er ſich über ſein Weib. Die Alte ſagte ihm, er ſolle auf ihren Sohn warten, er werde bald kommen. Als der Südwind erſchien, fing der Bauer

auch bei ihm an über ſein Weib zu klagen. Da ſprach der Wind: Du dauerſt mich, Alter, daß du ſo eine böſe Frau haſt, ich will dir helfen und deine Frau ſoll dir nichts mehr anthun. Nimm dieſes Faß, und wenn du zu Hauſe biſt und deine Frau dir zu nahe kommt, ſo ſtelle dich hinter das Faß und ſage: Fünf aus dem Faß, prügelt meine Frau! und wenn das geſchehen iſt, ſo ſage: Fünf wieder in das Faß! Der Bauer ging heim, und ſprach: Frau, da haſt du anſtatt des Körbchens ein Faß. Die Frau wurde böſe und ſprach: Was ſoll ich mit deinem Faſſe machen? Warum haſt du kein Mehl gebracht? Bei dieſen Worten ergriff ſie die Ofengabel. Er aber nicht faul, ſtellte ſich ſogleich hinter das Faß und rief: Fünf aus dem Faß, prügelt meine Frau! Auf einmal ſpragen aus dem Faſſe fünf Burſche hervor und thaten ihre Schuldigkeit. Und als der Bauer meinte, daß es genug ſei, rief er: Fünf wieder in das Faß! Da hörten ſie auf und verkrochen ſich in's Faß. Von der Zeit an wurde die Frau ſanft. Und nun hatte der Bauer Zeit, über ſein Körbchen nachzudenken. Er ſchöpfte Verdacht gegen ſeine Gäſte und vermuthete, daß ſie es wohl vertauſcht hätten. Er berathſchlagte mit ſeiner Frau, wie ſie das Körbchen wieder bekommen könnten, und die Frau ſagte: Da du jetzt ein wunderbares Faß haſt, ſo kannſt du nicht nur mit einem Menſchen, ſondern mit hunderten fertig werden. Geh zu dem vornehmen Herrn und laß dir dein Körbchen wieder geben. Der Bauer ging zu dem Herrn und forderte ihn zu einem Zweikampf auf. Dieſer aber lachte über die Thorheit des Bauern und erwiederte: Gut, ich werde erſchei-

nen, komm morgen auf das freie Feld, da wollen wir bald fertig sein.

Des andern Tags nahm der Bauer sein Fäßchen untern Arm und ging ins Feld, wo er auf den Herrn wartete, welcher in Begleitung seiner Diener sich einfand. Als er näher zu ihm kam, befahl er seinen Dienern den Bauern zum Spaß tüchtig durchzuprügeln. Der Bauer sah, daß man ihn zum besten habe und im Vertrauen auf sein Fäßchen rief er: Gebt mir mein Körbchen, sonst wird es euch schlecht gehen! Da fielen sie über ihn her; der Bauer aber rief: Fünf auf jeden aus dem Faß! Sogleich sprangen fünf Bursche auf jeden und fingen an, sie unbarmherzig zu dreschen. Da rief der Herr aus vollem Halse: Lieber Bauer, laß sie doch aufhören. Alsdann gebot der Bauer: He Bursche, geht alle zurück in's Faß! Da hörten sie auf und verkrochen sich in's Faß. Der Herr befahl sogleich seinen Bedienten das Körbchen zu holen und zurück zu geben. Und es geschah auf der Stelle. Der Bauer nahm sein Körbchen, ging nach Hause und lebte seit der Zeit mit seiner Frau im besten Frieden.

45. Der Fiſchersſohn.

Es war einmal ein armer Fiſcher, der ſollte der Königin Fiſche zu ihrem Geburtstage bringen. Er ſaß den ganzen Tag am Ufer des Fluſſes und fiſchte, fing aber keinen einzigen. Voll Verzweiflung ging er in den Wald und wollte ſich erhängen. Da kam ihm ein Jäger entgegen, der war der Teufel; der Fiſcher aber erkannte ihn nicht. Der Jäger fragte dieſen, warum er ſo traurig ſei. Der Fiſcher antwortete: Heute ſoll ich der Königin eine Menge Fiſche bringen, habe aber keinen einzigen gefangen und bin noch dazu ſo arm, daß ich nicht leben kann. Der Jäger ſprach: Wenn du mir in 12 Jahren das bringſt, was jetzt in deiner Hütte iſt, ohne daß du es weiſt, ſo ſollſt du zu Haus eine Menge Geld und Fiſche vorfinden.

Vielleicht iſt's ein Huhn auf dem Miſte, das ich nicht weiß, dachte ſich der Fiſcher und willigte ein. Als er nach Hauſe kam, ſah er, daß ſeine Frau einen Knaben bekommen hatte und daß in ſeinem Zimmer eine Menge Geldſäcke und Fiſche waren. Nun wuſte er, daß der Jäger ſein Kind

gemeint hatte und er war ſehr betrübt. Als aber der Knabe heranwuchs, da ward ihm noch ängſtlicher. Noch waren drei Tage bis zum zwölften Geburtstage des Fiſchersſohnes, da ging er zum Pfarrer, erzählte ihm die Geſchichte und fragte ihn um Rath. Der Pfarrer gab dem Fiſcher ein Gebet und ſprach: Dieſes Gebet muß dein Sohn dieſe 3 Tage hindurch ohne Unterlaß beten. Das geſchah und auch des Nachts wachte der Vater bei ſeinem Sohne, um das einſchlafen zu verhindern.

Am dritten Tage kam des Fiſchers Weib gelaufen und ſchrie händeringend: Feuer! Feuer! denn es brannte das Haus. Der Fiſcher lief ſchnell davon um zu löſchen, und während dem ſchlief der Knabe ein. Da kam der Teufel, nahm ihn, fuhr mit ihm in die Luft und flog weit fort. Als der Knabe erwachte, rief er: Jeſus, Maria und Joſef. Da ließ ihn der Teufel los und er fiel zu Boden. Nun befand er ſich auf einer öden Ebene. Weit und breit war kein Haus und Baum zu ſehen, nichts als Himmel und Erde. Als er weiter ging, kam er zu einem ſchönen Schloſſe, vor dem zwei ſteinerne Löwinnen ſtunden. Er trat hinein, ging durch alle Zimmer und ſah niemanden. Als er wieder den Rückweg einſchlug, begegnete ihm eine ſchwarze Frau, die er um ein Nachtlager und etwas Speiſe und Trank bat. Dieſe ſagte: Ich gebe es dir, wenn du mich erlöſen willſt, denn ich bin eine verzauberte Prinzeſſin. Der Fiſchersſohn meinte: wenn ich das kann, ſo will ich's gerne thun. Da ſprach die ſchwarze Frau: Du kannſt mich ſehr leicht befreien, doch höre was du thun muſt: In der Nacht wird ein Rieſe kommen, er wird mit dir ſpielen und wird etwas fallen laſſen, das darfſt du aber unter

keiner Bedingung aufheben. Nach dieſen Worten ging die Frau fort. In der Nacht öffnete ſich die Thür des Zimmers, wo der Fiſchersſohn ſchlief, und ein Rieſe kam herein. Auf die Frage des Fiſchersſohnes, was er wolle, ſagte der Rieſe: Ich bin gekommen, um mich zu unterhalten. Und ich ebenfalls, ſprach der Fiſchersſohn. Und ſie ſpielten dann Karten miteinander. Da ließ der Rieſe eine Karte fallen und ſprach zum Fiſchersſohn: hebe ſie auf. Der aber ſagte trotzig: Du haſt viel längere Arme und Finger als ich, kannſt ſie ſelber aufheben. Der Rieſe ſchwieg und holte dann Würfel hervor. Und während ſie ſpielten, ließ er abermals einen fallen und befahl dem Fiſchersſohne, denſelben aufzuheben. Dieſer antwortete dasſelbe wie früher, worauf der Rieſe zornig wurde, den Fiſchersſohn packte, ihm Kopf, Hände und Füße abriß, und ihn ſo jämmerlich zurichtete.

Da ſchlug es zwölf, der Rieſe war weg und der Fiſchersſohn wieder lebend und unbeſchädigt. Am Morgen kam die Frau ſchon zum vierten Theil weiß zu ihm, dankte ihm und ermahnte ihn, er möge ausharren. In der Nacht kamen 2 Rieſen, mit denen er Karten und Würfel ſpielte und ſich wieder weigerte, die hinabgefallene Karte und den Würfel aufzuheben. Die beiden Rieſen nahmen ihn, quälten ihn noch mehr und zerſtückelten ihn. Da ſchlug es zwölf, die beiden Rieſen waren fort und der Fiſchersſohn wieder lebendig und unverletzt. Am Morgen kam die Frau halb weiß, halb ſchwarz, dankte ihm und empfahl ihm] nochmals auszuharren. In der dritten Nacht kamen drei Rieſen, die mit ihm dasſelbe wiederholten, was die andern gethan hatten und ihn zuletzt

in tauſend Fetzen zerriſſen. Als es aber zwölf ſchlug, war alles fort und der Fiſchersſohn lebend und geſund. Jetzt kam die Prinzeſſin und dankte ihm freundlich.

Sie fanden bald Gefallen an einander und heiratheten ſich. Und in der Folge ward der Fiſchersſohn ſogar König. Da ſagte er einſt zu ſeiner Frau: Ich möchte gern einmal nach Hauſe. So gehe denn, ſprach ſie, aber du darfſt niemand ſagen, daß du die ſchönſte Frau unter der Sonne beſitzeſt. Er reiſte wirklich nach Hauſe. Als er einmal betrunken war, ſagte er, er beſitze die ſchönſte Frau unter der Sonne. Gleich erſchien ſeine Frau, zog ihm das königliche Gewand aus und er war wieder der alte Fiſchersſohn. Da ſagte ſein Vater: mache dich auf und reiſe deiner Frau ſchnell nach. Der Fiſchersſohn ging fort; er kam zu einem kleinen Häuschen, aus dem eine alte Frau heraustrat. Der Fiſchersſohn, ſprach zu derſelben: Ich bitte Euch, könnt Ihr mir nicht ſagen, wo die Königin wohnt. Ich kann es Euch nicht ſagen, erwiederte die alte, aber wenn Ihr warten wollt, bis mein Mann, der Mond nach Hauſe kommt, der wird's wohl wiſſen. Nach einiger Zeit kam der Mond, und der Fiſchersſohn fragte ihn um den Wohnort der Königin. Dieſer ſagte: Ich weiß es nicht, aber die Sonne wird es wiſſen. Nun ging der Fiſchersſohn wieder weiter und kam bald zu einem Häuschen, in dem die Sonne wohnte. Hier muſte er auf ſie warten und als ſie nach Hauſe kam und der Fiſchersſohn ſie fragte, ſprach ſie: das weiß ich nicht, aber der Wind wird es wiſſen. Nun ging der Fiſchersſohn wieder fort und kam bald zum Häuschen des Windes. Dieſer ſprach: Ich weiß es auch nicht;

hier aber haſt du ein Schachterl, dort wo der Deckel desſelben aufſpringt, iſt die Königin. Der Fiſchersſohn bedankte ſich, und als er aus dem Hauſe hinaustrat, wurde er vom Winde in die Luft gehoben und flog fort, ohne daß er es ſpürte. Er ward vom Winde bis zu einem großen Schloſſe getragen, bei welchem der Deckel des Schachterls plötzlich aufging. Er trat hinein, aber ſchon auf halbem Wege kam ihm die Königin entgegen, die ihn ſogleich erkannte. Sie hatte aber während der Zeit einen andern geheirathet; das theilte ſie ihm mit und ſprach: Ich gebe heute eine große Tafel, zu der ich viele Gäſte eingeladen habe; thue ſo, als ob du ein fremder Gaſt wäreſt und dann wird ſich heute alles ausgleichen. Der Fiſchersſohn fand ſich bei der Tafel wirklich ein. Da muſte jede Perſon etwas erzählen, alſo auch die Königin. Sie ſprach: Ich hatte einmal einen Schlüſſel, verlor ihn aber. Ich ließ mir daher einen neuen machen; doch, da fand ſich der alte wieder. Welchen ſoll ich nun behalten, den alten oder den neuen? Und alle ſprachen einſtimmig: den alten, den alten. Gut, ſagte ſie, hier ſitzt mein früherer Gemahl. Und alle muſten ihn anerkennen, und von nun an lebten ſie bis zu ihrem Tode bei einander.

---

46. Die Judasteufelin.

Es lebte einst ein Ritter mit seiner Gemahlin viele Jahre in stiller Eintracht und Thätigkeit. Sie hatten nur den sehnsüchtigen Wunsch einen Erben zu hinterlassen. Oft saß der Ritter in dem Walde, welcher seine Burg umgab, bei einem großen Stein und weinte bittere Thränen, so daß ihn schon jedermann in der Umgebung den Schmerzensritter nannte.

Als er einst nach seiner Gewohnheit bei dem Steine erschien, kam ein Zwerg daher, und verkündete ihm, seine Gemahlin werde einen Sohn gebären, der aber Tag und Nacht weinen werde; der Ritter solle aber seinem weinenden Sohne eine Jungfrau zur Gemahlin versprechen, welche von neun Müttern geboren sei. Der Zwerg verschwand und der Ritter war über diese Botschaft hoch erfreut. Kaum hatte er die letzten Worte des Zwerges gehört, so eilte er nach Hause, um auch seiner Gemahlin die freudige Nachricht zu überbringen. Als er aber in der Burg anlangte, trug ihm sein Knappe den neugebornen Sohn entgegen. Voll Freude über das

unerwartete Glück nahm er das Kind in die Arme und liebkoste es. Da fing das Kind an zu weinen und wollte nimmer aufhören. Das schmerzte den Ritter und er wollte schon forteilen und den Zwerg um Rath fragen, als er sich der letzten Worte desselben erinnerte. Diese sagte er im Scherze dem weinenden, und siehe da, der Kleine hörte auf zu weinen.

Vater und Mutter freuten sich des jungen Jarostay — so nannten sie ihn — und er wuchs zu einem kräftigen Jüngling heran, so daß er weit und breit als der erste Wettkämpfer galt. Aus entfernten Ländern kamen junge Ritter, welche sich um die Freundschaft des kühnen Jarostay bewarben.

Eines Tages, nach einer Jagd, trat dieser vor seinen Vater und bat ihn, er möge sein gegebenes Versprechen nun erfüllen und ihm die Jungfrau zur Gemahlin geben, welche neun Mütter geboren haben. Der Vater schien verlegen, und als der Sohn ihm sogar Ort und Zeit nannte, da er ihn getröstet hatte, sah sich der Vater genöthigt, ihm sein Begegnis mit dem Zwerge zu erzählen.

Seit dieser Stunde ward Jarostay schwermüthig und nachdenkend. Er zog sich von den gewöhnlichen Belustigungen zurück, und dachte nur an seine Braut. Der alte Ritter war darüber betrübt und ließ alle Zauberer und Hechsen berufen. Er versprach große Belohnungen jedem, der etwas über die gesuchte Jungfrau wisse. Aber niemand vermochte ihm eine andere Antwort zu geben, als: Es gibt eine solche Jungfrau, wo aber, das wissen wir nicht. Da entschloß sich Jarostay selbst sie aufzusuchen. Er nahm Abschied von den Eltern und ging in die weite Welt. Viele Jahre wanderte er vergeblich

nach allen Richtungen hin. Eines Tages kam er in einen großen Wald, aus welchem er sich nicht mehr herausfinden konnte. Müde legte er sich unter einen Baum und schlief ein. Beim erwachen sah er sich in einem Zimmer, das von einem alten Mütterchen bewohnt war. Die Alte fragte ihn, wie er in den Wald gekommen sei und was er suche. Jarostay erzählte ihr nun seinen ganzen Lebenslauf und die Ursache seiner Reise. Sie tröstete ihn und versprach, ihn zu ihrer Schwester zu führen, welche eine mächtige Hechse sei und gewis Auskunft geben werde. Allein auch diese wuste den Aufenthalt der Jungfrau nicht, und die Alte begleitete den Jarostay zu ihrer dritten Schwester. Diese bewohnte eine unterirdische Höhle, deren Eingang durch wilde Thiere bewacht wurde. Eine der Hechsen brummte ein Sprüchlein und sogleich wichen die Ungeheuer ehrerbietig zurück. Die Thür öffnete sich von selbst und sie traten ein. Die dritte Schwester saß auf einem Schemel, hatte um die Stirn einen Kranz aus Weidenruthen, und Augengläser wie kleine Wagenräder, und keinen Zahn im Munde. Die drei Hechsenschwestern begrüßten einander, und die dritte ward nun um Auskunft gefragt über die Jungfrau. „Du must — sagte sie — noch 300 Meilen südlich wandern, dort wirst du in einen Wald kommen, in welchem ein Schloß mit einem kleinen Turme sich befindet. Dort liegt die gesuchte Braut in einer kleinen Wiege, und die neun Mütter, welche die Jungfrau geboren haben, schlafen um die Wiege herum. Nimm dann das Kind aus der Wiege, und eile so schnell als möglich davon. Die Wiege aber must du zurücklassen, und die Jungfrau darfst du nicht früher küssen,

als bis du zu Hause angelangt bist.“ Jarostay dankte und versprach alles getreulich zu erfüllen. Dann nahm er Abschied von den drei Schwestern und wanderte frohes Muthes weiter, jeden Tag seinem Ziele näher. Er fand endlich das bezeichnete Schloß und er schlich sich in das Türmchen. Dort erblickte er in einem prachtvollen Zimmer seine Braut in einer goldenen Wiege, und die neun Mütter schliefen rings umher. In freudiger Angst näherte er sich und ergriff die Wiege, die nicht größer war, als eine Spanne. Dann eilte er fort, und schon wollte er die die Grenze überschreiten, als er einen Reiter auf sich zukommen sah. In der Verwirrung küßte er schnell das Kind; er wollte seine Schritte beschleunigen, allein aus dem Kinde war plötzlich eine Jungfrau geworden, und die Wiege ward ihm zentnerschwer. Der Reiter entriß ihm die geliebte Last, und nur mit Noth konnte Jarostay selbst sich retten.

Tief betrübt kehrte er zu jener Hechse zurück, und erzählte ihr das Vorgefallene. Doch diese erinnert ihn an ihre Warnung. Nach langem bitten gibt sie ihm endlich eine Salbe, welche ihn in einen Vogel verwandeln könne. Sie befiehlt ihm nochmals Vorsicht und setzt hinzu: „Der Vater deiner Braut besitzt ein schwarzes Pferd, welches alles sieht und weiß, was im Hause vorgeht, und wenn Gefahr droht, gibt das Pferd seinem Herrn sogleich durch wihern alles kund, was geschieht. Erkundige dich aber bei deiner Braut, wo ihr Vater das Pferd bekommen hat, denn nur durch ein solches Pferd kann eure Flucht gelingen.“

Jarostay verwandelte sich nun in einen Kanarienvogel, und flog gerade dem Schlosse zu, in welchem die Braut sich

befand. Er ließ ſich von ihr fangen und in einen Käfich einſperren. Die Prinzeſſin gewann den Vogel ſo lieb, daß ſie einſt den Wunſch äußerte, wenn der Vogel ein Mann wäre, ſo würde ſie ihn gewis heirathen. Als der Vogel das hörte, verwandelte er ſich in einen Jüngling und ſtand ſo vor der erſtaunten Jungfrau. Dieſe erkannte ihn als ihren Retter, der ſie aus dem Schlafe erweckt habe. Jarostay erzählte ihr nun, wie viel er ſchon ihretwegen ſich bemüht habe, und die Jungfrau willigte ein, mit ihm zu fliehen. Vorher aber wollte ſie den Vater fragen, woher er das ſchwarze Pferd habe. Jarostay verwandelte ſich wieder in einen Kanarienvogel, und die Prinzeſſin ließ ihren Vater rufen und ſagte ihm, daß ſie ſich krank fühle. Mitleidig ſuchte er die Tochter zu beruhigen, und dieſe ſuchte das Geſpräch auf das ſchwarze Pferd zu lenken. Nachdem er es wegen ſeiner Schönheit und Treue gelobt hatte, fragte ſie, wo er dasſelbe gekauft habe. Nach langem zögern ſagte er: In meiner Jugend muſte ich drei Jahre bei der Judasteuflin dienen, und zum Lohne gab ſie mir das ſchöne Thier, welches nun als Wächter meiner Habe dient.“

Der Vogel hatte das mit angehört, flog zu der Hechſe zurück und theilte ihr alles mit. Dieſe zeigte dem Jünglinge den Weg zur Hölle, wo die Judasteuflin wohne. Sie gab ihm auch drei ihrer Haare mit, indem ſie ſagte: „Wenn du Hilfe bedarfſt, ſo zerreiße eines dieſer Haare, dann werde ich kommen und dir helfen.“

Jarostay wanderte nun zur Hölle, und er fand richtig an einem großen Felſen die Oeffnung, die ihm die Hechſe

bezeichnet hatte. Er ging in das innere und gewarte bald die Judasteufelin. Sie fragte ihn, was er hier wolle, und er antwortete: Ich möchte gern Dienste bei dir nehmen, wenn es dir beliebt. Erfreut nahm sie ihn an, und gleich den ersten Tag gab sie ihm zwölf Pferde zu hüten. Wenn er aber eines davon verliere, so müsse er sterben. Jarostay trieb nun die Pferde auf eine in der Hölle befindliche Wiese. Gegen Mittag überfiel ihn ein so mächtiger Schlaf, daß er sich niederlegte. Als er erwachte, war seine Heerde fort, und all sein suchen war vergebens. Da erinnerte er sich der drei Haare, welche er von der Hechse bekommen hatte. Er zerriß eines derselben und sogleich stand die Hechse neben ihm, und er klagte ihr sein Mißgeschick. „Geh' in den Stall zurück, sagte sie, dort wirst du zwölf Pferde in Gestalt von Schafen finden. Es werden aber 13 Schafe im Stalle sein, suche daher dasjenige Schaf heraus, welches ein Kreuz am Rücken hat. Dieses must du in vier Theile zerhauen, denn das mit dem Kreuz bezeichnete Schaf ist niemand anders als die Judasteufelin. Und sobald du jenes Schaf getödtet hast, werden die zwölf Pferde wieder vor dir stehen." Die Hechse verschwand und Jarostay fand alles so wie sie gesagt hatte. Er nahm das bezeichnete Schaf und hieb es in vier Theile, und sogleich stunden die zwölf Pferde vor ihm.

Am ersten Tage seines zweiten Dienstjahres geschah dasselbe. Es überfiel den Jarostay wieder ein Schlaf und als er erwachte, waren die Pferde fort. Er zerriß daher das zweite Haar und die Hechse erschien und sagte: Geh' in den Stall, dort wirst du statt der zwölf Pferde dreizehn Gänse

finden. Die dreizehnte, mit einem schwarzen Kreuz bezeichnete Gans sollst du fangen und tödten, weil in dieser Gans die Judasteufelin ist. Jarostay that wie ihm befohlen und die zwölf Pferde stunden wieder im Stalle.

Im Laufe des zweiten Jahres sann die Judasteufelin auf Mittel, um zu verhindern, daß Jarostay die Pferde entzaubere, denn sie wollte seinen Tod. Am ersten Tage des dritten Jahres waren die Pferde wieder von der Weide verschwunden. Er nahm nun das dritte und letzte Haar, und rief die Hechse herbei, welche sagte: Geh' in die Küche, dort wirst du in dem Feuer auf dem Herde einen Schemel sehen, auf welchem gewöhnlich die Judasteufelin sitzt. Unter dem Schemel ist eine schwarze Henne, diese sollst du tödten. Glaube aber ja nicht, daß jene Person, die auf dem Schemel sitzt, die Judasteufelin ist, du würdest dich irren und dein Leben verlieren.

Jarostay begab sich in die Höllenküche. Schon war er versucht die Gestalt zu tödten, welche auf dem Schemel saß und der Judasteufelin ganz ähnlich war, und ihn mit einem grinsenden Lächeln zur That anzueifern schien, als er die schwarze Henne bemerkte. Eingedenk der Mahnung ergriff er die Henne und hieb sie in Stücke, und sogleich war jene Gestalt samt dem Schemel verschwunden. Er wollte nun nach seinen Pferden sehen, ging in den Stall und traf zu seinem Erstaunen die Judasteufelin dort an, welche zu ihm sprach: Lieber Jarostay, du hast mir zwei Jahre und einen Tag treu gedient und nie ein Pferd verloren. Aus Dankbarkeit will ich dir das dritte Jahr schenken und du darfst dir eine Belohnung

wählen. Jarostay bat um eines der Pferde, die er gehütet hatte. Die Judasteuflin beſann ſich eine Weile und willigte ein. Du magſt, ſagte ſie, das ſchönſte Pferd dir ausſuchen. Da vernahm er eine Stimme, die ihm zuflüſterte, er möge das ſchlechteſte Pferd nehmen. Jarostay folgte dem Rathe der unſichtbaren Hechſe, und die Judasteuflin erſchrack über die Forderung und zögerte. Sie war endlich doch genöthigt, ihm das ſchlechteſte Pferd zu geben.

Er führte es an die Oberwelt und hier war das Pferd eines der ſchönſten, die er je geſehen. Alsdann ritt er zu ſeiner Rathgeberin und dieſe ermunterte ihn nunmehr gerade nach dem Schloſſe zu reiten, wo ſeine Braut wohne. Nach zwölf Tagen war er am Ziele. Er ritt in den Hof und das Pferd, welches dem Vater ſeiner Braut als Wächter diente, kam herbei und erkannte das andere, weil es derſelben Herde angehört hatte. Vor Freude vergaß es zu wihern und der Herr erfuhr nichts von der Ankunft des zweiten Pferdes.

Jarostay eilte nun in das Türmchen zu ſeiner Braut, und groß war die Freude über das Wiederſehen. Beide ſetzten ſich auf das Pferd und ritten davon. Als aber das Pferd des Vaters dieß bemerkte, fing es an zu wihern und ſogleich eilte der Vater herbei. Kaum hatte er das Türmchen leer gefunden, ſo ſchwang er ſich auf ſein Höllenpferd und ſetzte den fliehenden nach. Bald waren ſie über die Grenze des großen Grundbeſitzes, da hemmte ein breiter Graben den Lauf des Pferdes und der Vater hätte ſie ereilt, wenn nicht durch den Zauber der allezeit hilfreichen Hechſe der Graben verſchwunden wäre. Sogleich that er ſich aber hinter ihnen wieder auf, und der

Vater spornte sein Pferd so, daß es im hinübersetzen stürzte, und beide fanden in der Tiefe den Tod. Als dieß die beiden verfolgten sahen, wurden sie sehr betrübt. Da an Rettung nicht zu denken war, ritten sie der väterlichen Burg Jarostays zu, und in wenigen Tagen langten sie glücklich an ihrem Ziele an.

Der alte Ritter und seine Gemahlin waren außer sich vor Freude, als sie den längst todt geglaubten Sohn mit seiner Braut heimkehren sahen. Es wurde nun eine glänzende Hochzeit veranstaltet, und Jarostay wünschte, es möchten auch die drei Schwestern daran theil nehmen, denen er all sein Glück zu verdanken hatte. Nach einer halben Stunde traten wirklich drei Frauen in den Saal, den Anwesenden unbekannt. Alle bewunderten ihre Schönheit und reiche Kleidung. Dem Jarostay gaben sie sich zu erkennen, und beglückwünschten ihn und seine Braut. Als jedoch der Zug in die hell erleuchtete Kapelle eintrat, waren die drei Frauen plötzlich verschwunden, und man hat sie nie wieder gesehen.

Nach der Trauung begann die Belustigungen im Schlosse. Während dieser Zeit begab sich Jarostay in den Burghof hinab, bemerkte sein geliebtes Pferd und streichelte es. Da fing auf einmal das Pferd an zu sprechen und bat seinen Herrn, er möge ihm den Kopf abhauen. Des weigerte er sich aber, und erst nach vielen Bitten ergriff er sein Schwert, und als der Kopf vom Rumpfe getrennt war, flog eine weiße Taube heraus, die lustig sich gegen den Himmel erhob. Von nun an genoß Jarostay zufrieden und heiter seines lange ersehnten Glückes.

47. Die drei weißen Tauben.

Es war einmal eine Mutter, welche einen braven Sohn mit Namen Hansl hatte. Als dieser neunzehn Jahre alt war, ging er in die weite Welt, um sich einen Dienst zu suchen. Eines Abends verirrte er sich in einem ungeheuren Walde, aus welchem er nicht mehr heraus finden konnte. Da erblickte Hansl plötzlich in der Ferne ein Licht, auf welches er sogleich zuging. Er fand eine alte baufällige Hütte, welche von einem alten und häßlichen Manne bewohnt war.

Als Hansl in dieselbe eintrat, fragte ihn der alte Mann barsch um sein Begehr. — Ich weiß selbst nicht was ich hier begehren sollte, antwortete Hansl, als er die ärmliche Einrichtung der Hütte bemerkte, denn ich bin in die Welt gegangen, um mein Glück zu machen, und ich möchte gern bei einem wohlhabenden Manne dienen, wenn mich ein solcher annehmen wollte. „Nun, wenn du willst, so bleibe bei mir, sagte der Mann, du hast zwar bei mir nicht viel Arbeit, aber du mußt ein Jahr und drei Tage bei mir aushalten, sonst würde es dir schlecht ergehen. Hansl bedachte

ſich eine Weile, dann willigte er ein und blieb. Das Jahr verſtrich, und der alte Mann ſagte am dritten Tage zum Hansl: Die bedungene Zeit iſt um, und da du mir ſo treu gedient haſt, ſo nimm dir als wohlverdienten Lohn ſo viel Gold, als du tragen kannſt, und dieſe weiße Taube, welche ich dir unter folgender Bedingung ſchenke:

Wenn du nämlich in deine Heimat kommſt, ſo erbaue dir eine Burg und reiße dieſer Taube drei Federn aus; dann wird aus ihr eine blühende Jungfrau werden, welche dein Weib ſein ſoll. Die drei Federn aber verbirg ſo gut als möglich, denn wenn ſie deine Frau wieder einmal in ihre Macht bekäme, ſo würde dich Unheil treffen.

Hansl bedankte ſich bei dem guten alten Manne und machte ſich dann auf den Weg nach der Heimat. Dort ließ er ſich von dem vielen Golde eine Burg erbauen, welche er Taubenburg nannte. Als das prachtvolle Gebäude fertig war, riß er der Taube drei Federn aus und ſie verwandelte ſich ſogleich in eine ſchöne Jungfrau, mit welcher er drei Jahre glücklich und zufrieden lebte. Nach dieſer Zeit hatte ſich Hansl eines Tages auf die Jagd begeben, und ſeine Mutter ſaß mit der jungen Frau ganz allein zu Hauſe. — „Wirklich, man kann die ganze Welt durchgehen, ſagte Hansl's Mutter, ſo wird man doch kein ſo ſchönes Weib finden, wie du eines biſt.“ — Oh! ich würde noch viel ſchöner ſein, wenn ich die Federn beſäße, welche mein Mann verborgen hat, antwortete die Jungfrau traurig.

Indem die Mutter ſehr neugierig war und den Ort wuſte, wo Hansl die Federn verborgen hatte, ſo holte ſie

dieſelben ſchnell herbei und überreichte ſie der jungen Frau. Sie ſteckte die Federn ſchnell in ihren Leib und augenblicklich war ſie wieder eine Taube mit ſchwarzen Flügeln. Sie ſetzte ſich darauf an ein offenes Fenſter und erwartete die Rückkunft ihres Mannes. Als er eintrat, bedankte ſie ſich bei ihm für alles Gute und flog fort.

Hansl war untröſtlich über dieſen Vorfall, doch geſchehen war geſchehen und er muſte ſich dem Schickſale fügen. Hansl entſchloß ſich nun den alten häßlichen Mann im Walde aufzuſuchen und denſelben um Hülfe zu bitten. Doch dieſer konnte ihm nicht mehr helfen, ſondern gab ihm einen Auftrag an ſeinen Bruder, welcher ungeheuer weit von der Hütte entfernt war und alle Vögel und Thiere unter ſeiner Obmacht hatte. — Einem Zwerge befahl er, Hansl'n zu ſeinem Bruder, dem Beherrſcher aller Vögel und Thiere zu führen. Der Zwerg rannte wie beſeſſen vor dem Hansl her und in kurzer Zeit war Hansl mit dem Zwerge am Ziele ſeiner Reiſe. Der Beherrſcher aller Vögel und Thiere war noch häßlicher als ſein Bruder, und Hansl ſchrack heftig zuſammen, als er ihn erblickte. „Fürchte dich nicht, mein Sohn, ſagte er und erzähle mir deine Angelegenheit, welche dich zu mir führt." — „Herr, ſagte Hans, dein Bruder ſendet dir durch mich ſeinen unterthänigen Gruß und läßt dich bitten, du möchteſt mir ſagen, wo ich die drei verzauberten Tauben ſuchen ſoll, welche ſich alle 100 Jahre in ſeinem Teiche zu baden pflegen." „Ich ſelbſt weiß es nicht, entgegnete er, aber ich will die Vögel und alle Thiere befragen, welche unter meinem Gebote ſtehen."

Er nahm dann ein Pfeifchen, ließ einen gellenden Pfiff ertönen und augenblicklich wimmelte die ganze Gegend von Thieren, welche wie aus einem Munde schrieen: „Was befiehlt unser Beherrscher?“ Der Zauberer befragte nun die Thiere, ob sie nicht die Tauben wüsten oder doch gesehen hätten, welche sich im Teiche seines jüngsten Bruders alle 100 Jahre zu baden pflegen. — Alles schwieg, kein Thier gab eine Antwort. — Nun, du siehst, sagte der Zauberer, daß es keiner meiner Unterthanen weiß, wo diese Tauben hingekommen sind, und ich bin daher nicht im Stande dich zu befriedigen, aber einen Rath will ich dir geben, welcher dir gewiß frommen wird. Geh' nämlich zu meinem Bruder, dem Beherrscher aller Hechsen, Zwerge, Riesen und Kobolde, der wird dir gewiß Auskunft geben können. Nach diesen Worten befahl der Zauberer einem zweiköpfigen Riesenadler, den Hansl auf seinen Rücken zu nehmen und ihn zu seinem Bruder, dem Beherrscher aller Kobolde zu tragen. Der Riesenadler vollführte den Auftrag, und Abends befand sich Hansl vor dem Beherrscher der Kobolde. Dieser, der älteste der drei Brüder, war ein schöner und riesiger Mann; sein Haupt, von langen, blonden Haaren umwallt, war mit einem Kranze aus Eichenlaub geziert; in seiner gewaltigen Rechten hielt er eine entwurzelte Tanne.

Hansl faßte sogleich zu dem Riesen Vertrauen und trug ihm seine Angelegenheit vor. Der Riese stampfte mit dem Baum auf die Erde, daß sie erzitterte, und sogleich wimmelte die ganze Gegend von schwarzen Ungeheuern, welche die Unterthanen des Riesen waren. Alle riefen mit Donner-

ſtimmen: „Was befiehlt unſer Herrſcher!“ Der Rieſe befragte nun ſeine Teufel, ob ſie nicht die Tauben irgendwo geſehen hätten, welche ſich in dem Teiche ſeines jüngſten Bruders zu baden pflegen. Alle Ungeheuer ſchwiegen. Der Rieſe ſah ſich um, und vermißte einen Kobold. — „Wo iſt der Hinkende?“ fragte er. „Hier bin ich,“ ſagte der Hinkende, außer Athem denn er war ſchnell gelaufen, um noch zur rechten Zeit anzukommen.

Der Rieſe fragte ihn nun ebenfalls, ob er die Tauben nicht geſehen habe. — Ich habe ſie gerade über ein großes Meer gejagt, antwortete er, ich konnte ſie aber nicht erwiſchen, da die drei Tauben mitten im Meere einen goldenen Palaſt haben, welchen ſie bewohnen. Schon gut, ſagte der Rieſe, dieſen Menſchen trägſt du zu dem Palaſte der drei Tauben, und zum Hansl gewendet, raunte er ihm unter anderm in's Ohr: Wenn dich der Kobold fragt, wie ſchnell er mit dir fliegen ſolle, ſo ſage: ſo ſchnell wie ein Geiſt geht.

Der Hinkende lud den Hansl auf ſeinen Rücken und flugs ging es durch die Lüfte.

So flogen ſie zwei Tage lang, und hatten nur noch den Raum von ſieben Meilen zurück zu legen.

Man konnte ſchon das weit hin ſchimmernde Dach des Palaſtes ſehen, da fragte plötzlich der Kobold den Hansl: Siehſt du das Dach? Nein, antwortete dieſer und drückte die Augen zu, denn es war ihm auch befohlen worden, daß er auf jede Frage des Kobolds mit „Nein“ antworten ſolle, ſonſt hätte ihn der Kobold fallen laſſen.

Nun kamen sie auf drei Meilen dem Palaste nahe und der Kobold fragte abermals: Siehst du den Palast? Und abermals verneinte Hansl die Frage. Endlich waren sie über dem Dache und wieder fragte der Kobold, ob er das Dach sehe, und abermals gab er eine verneinende Antwort. Du mußt blind sein, Kerl, brüllte das Ungetüm, trug den Hansl in den Palast hinein und setzte ihn auf eine Tafel, an welcher eben die drei Prinzessinnen speisten. Diese waren des Morgens und Abends Tauben, in der übrigen Tageszeit konnten sie menschliche Gestalt annehmen. Die drei verzauberten Jungfrauen erschracken über den unerwarteten Besuch, doch sein Weib erkannte ihn sogleich. Sie begrüßte ihn und sagte: Du kommst gerade recht, um mich zu erlösen.

Hansl blieb eine geraume Zeit bei ihnen.

In dem Palaste befanden sich zwölf Zimmer, in welchen er seine Zeit zubringen konnte, nur in das dreizehnte Zimmer durfte er nicht gehen, das war ihm streng verboten.

Doch Hansel gedachte das Gebot nicht lange zu halten. Eines Tages, als die Prinzessinnen nicht zu Hause waren, nahm er den Schlüssel und ging in das dreizehnte Zimmer. Er fand es beinahe ganz leer, nur in der Mitte desselben war ein Tisch, auf welchem drei Gläser voll Wasser stunden. Über dem Tische hing ein riesiger Drache, dessen drei Köpfe an der Decke des Zimmers angenagelt waren. Der Drache lebte noch und als er Hansl's ansichtig wurde, ersuchte er denselben, ihm ein Glas Wasser zu reichen, er werde ihm dafür einmal das Leben retten. Hansl besann sich nicht lange, reichte dem Drachen ein Glas Wasser, und als er dieses aus-

getrunken hatte, fiel ein großer Nagel herab und das Ungeheuer hatte einen Kopf frei. Jetzt bat er ihn um das zweite Glas Waſſer, wofür er dem Hansl auch einmal das Leben zu retten verſprach. Hansl gab ihm auch dieſes bereitwilligſt, und der Drache hatte dann zwei Köpfe frei. Nun gib mir auch das dritte Glas, brüllte er den Hansl an, du muſt, ob du willſt oder nicht. — Erſchrocken reichte ihm Hansl auch das dritte Glas Waſſer.

Nun war der Drache ganz frei und er flog ſogleich nach dem Meere, wo er die drei Tauben ſo lange herumjagte, bis er eine erwiſcht hatte. Es war das Weib Hansl's. Als die andern zwei Tauben nach Hauſe kamen, machten ſie dem Hansl die heftigſten Vorwürfe, und ſagten ihm: Wir hatten uns gefreut endlich einmal erlöſt zu werden und jetzt haſt du unſer Los verſchlimmert, ſo daß wir bis zum jüngſten Tage verzaubert ſein müſſen.

Hansl ſelbſt war betrübt über den Verluſt ſeines Weibes. Die drei Prinzeſſinnen hatten aber noch drei Brüder, welche in Pferde verzaubert waren. Der jüngſte derſelben war in einem entlegenen Stalle des Palaſtes, der andere war im Stalle des Drachen und der älteſte befand ſich bei der Judasteufelin. Eines Tages kam Hansl durch Zufall in den Stall des jüngſten Pferdes und als er hörte, daß das Pferd ſprechen konnte, klagte er demſelben ſein Elend. Das Pferd ſprach: Gerade jetzt iſt der Drache nicht zu Hauſe, benütze daher dieſe Zeit und ſtehle ihm die Taube. Setze dich dann auf mich, und ich werde dich durch die Lüfte davon tragen. So geſchah es auch. Als der Drache nach Hauſe kam, war ſeine Lieb-

lingstaube verſchwunden. Er errieth bald was ſich während ſeiner Abweſenheit zugetragen haben mochte und er ſetzte ſich ſchnell auf ein Pferd, jagte dem Räuber nach und holte ihn bald ein. Elender, ſchrie er dem Hansl zu, wie kannſt du dich unterſtehen und mir die Taube ſtehlen, ich ſollte dich zerreißen, aber ich will meinem Worte treu bleiben und dir für dießmal das Leben ſchenken.

Hansl war nun wieder untröſtlich. Nach einiger Zeit ſagte das Pferd abermals zum Hansl: Weil der Drache wieder nicht zu Hauſe iſt, ſo können wir ihm vielleicht jetzt die Taube ſtehlen. Als der Drache nach Hauſe kam, fragte er das Pferd, wo die Taube hingekommen ſei, und es ſagte: Die Taube iſt geſtohlen und wahrſcheinlich nicht mehr einzuholen, da ſie ſchon einen zu großen Vorſprung haben.

Er ſetzte ſich ſchnell auf das Pferd und jagte wie im Fluge fort. Bald hatte er den Hansl eingeholt und ſchenkte demſelben abermals für das zweite Glas Waſſer das Leben. Als aber Hansl zum dritten Male die Taube geſtohlen hatte, und wieder vom Drachen eingeholt wurde, zerriß ihn derſelbe in Stücke. Das Pferd jedoch ſuchte die Stücke des unglücklichen Hansl's zuſammen, beſtrich ſie mit einer Salbe und Hansl war wieder hergeſtellt. Dann ſagte das Pferd zu ihm: Wenn du meinen Rath befolgen willſt, ſo gehe zu der Judasteufelin und diene ihr drei Tage als Knecht. Als Lohn für deine Dienſte verlange das ſchlechteſte Pferd, denn dieß iſt mein Bruder, welchen die Judasteufelin ungemein martert; er wird dir dann bei deinem Vorhaben ſehr gute Dienſte leiſten. Hansl befolgte den Rath und machte ſich auf den

Weg zur Judasteuflin. Unterwegs sah er eine ungeheure Fliege in dem Netze einer Spinne und da er sehr mitleidig war, befreite er dieselbe. Die Fliege sprach: Wenn du dich einmal in großer Noth befindest, so denke an mich, und ich werde dir helfen.

Er setzte nun seinen Weg fort und bald bemerkte er in einiger Entfernung einen Fuchs, welcher in eine Grube gefallen war. Er befreite auch den Fuchs und derselbe versprach ihm ebenfalls seine Hülfe, wenn er einmal seiner gedenke. Bald darauf gelangte Hansl an ein Meer, über welches er nicht kommen konnte. Indem er nun sinnend am Strande des Meeres einherging, sah er einen ungeheuern Krebs auf dem Rücken im Sande liegen. Hansl wandte ihn um und aus Dankbarkeit für den ihm geleisteten Dienst rief er alle Krebse zusammen und befahl ihnen eine Brücke zu bauen. Und so gelangte Hansl über das Meer.

Die Judasteuflin sah ihn schon von weitem und kam ihm grinsend entgegen, um ihn zu bewillkommen und zu fragen, ob er bei ihr dienen wolle. Hansl nahm den Dienst an und die Judasteuflin sagte zu ihm: Bei mir dauert der Dienst nur drei Tage und du brauchst sonst nichts zu thun, als Pferde zu weiden; verlierst du aber ein Pferd von der Herde, so haue ich dir den Kopf ab und hänge denselben hier auf den Pfahl. Eilf Köpfe prangen schon dort auf den Pfählen, der zwölfte Pfahl wartet auf dich. Hansl vermochte kein Wort zu erwiedern, denn sowohl ihre Häßlichkeit als auch die Drohung hatten seine Zunge gelähmt. Die Judasteuflin befahl dem Hansl, ihr zu folgen. Sie gab ihm zu essen und noch

ein großes Stück Brot mit auf die Weide. Hansl trieb die Pferde fort und als er auf der Weide anlangte, fühlte er schon großen Hunger. Er sah sich nun genöthigt, das Stück Brot zu essen, obwohl ihm das magere Pferd dieß verboten hatte. Kaum war das Brot verzehrt, als er auch schon vom Schlafe überwältigt wurde. Als er erwachte, waren die Pferde fort. Er jammerte und suchte, aber es half nichts, er fand die Pferde nicht mehr. Schon wollte er heimkehren, als ihm plötzlich die Fliege, wie dieselbe im Netze zappelte, einfiel und er dachte, so werde er in kurzer Zeit wahrscheinlich auch am Pfahle zappeln. Kaum gedachte er also der Fliege, als diese auch schon geflogen kam, und die Pferde im Galopp vor sich hertrieb. Hansl war außer sich vor Freude, bedankte sich bei ihr und trieb dann die Pferde nach Hause. Die Judasteufelin wartete schon auf ihn und als sie die Herde vollzählig fand, brüllte sie vor Zorn und Wuth. Sie nahm nun einen dicken Knotenstock und prügelte den Hansl sowohl, als auch die ganze Herde, am allermeisten jedoch das magere Pferd, welches sie so stark schlug, daß Stücke Fleisch von dessen Körper herab hingen. Dann nahm sie eine Salbe, bestrich die wunden Stellen und augenblicklich war das Pferd wieder hergestellt.

Am andern Tage trieb Hansl wieder die Pferde fort und er bekam abermals ein Stück Brot mit auf den Weg. Hansl aber nahm das Brot, zerbröckelte es und warf es in den Sand umher. Doch bald zwang ihn der Hunger die Brosamen wieder zusammen zu lesen und sie untermischt mit Erde zu verspeisen. Er schlief wieder ein und als er nach langem

Schlafe erwachte, waren die Pferde wieder verſchwunden. Hansl ſchrie und rannte wie beſeſſen herum, fand aber doch nicht die Pferde. In ſeiner Verzweiflung gedachte er des Fuchſes. Dieſer kam und trieb die Pferde auf ihren alten Weideplatz zurück. Hansl trieb ſie wieder nach Hauſe, und als die Judasteufelin ſah, daß kein Pferd abging, ward ſie noch zorniger als das erſtemal, und die Pferde und der Hansl bekamen noch mehr Schläge.

Der dritte Morgen nun kam heran und wieder trieb Hansl ſeine Pferde hinaus in's Freie. Die Judasteufelin gab ihm abermals Brot mit und gebot ihm ſtreng, ja das ganze Brot zu eſſen. Hansl aber warf es wieder weg, doch erging es ihm nicht beſſer als früher und er muſte es aufſuchen um damit ſeinen ungewöhnlichen Hunger zu ſtillen. Der Genuß des Brotes hatte dieſelbe Wirkung wie früher, und Hansl entſchlief. Die Pferde wuſten nun nicht mehr, wo ſie ſich verbergen ſollten, um nicht aufgefunden zu werden, und ſie ſprangen daher in das Meer hinein. Als Hansl frühzeitig erwachte und die Pferde abermals fort waren, hatte er noch übrige Zeit, um ſie aufzuſuchen. Doch war ſein ſuchen vergebens. Dreimal, ſagte er, haben mir Thiere aus der Noth geholfen, wer wird mir jetzt helfen; der Fuchs und die Fliege halfen mir die Pferde finden, der Krebs half mir übers Meer, und nun habe ich niemand, auf den ich bauen könnte. Auf einmal bewegte ſich das Meer, und alle Pferde kamen aus demſelben unter jämmerlichem Geheule heraus. Denn, als ſich Hansl des Krebſes erinnerte, rief derſelbe alle Krebſe zuſammen und befahl ihnen, die Pferde ſo lange

zu zwicken, bis sie das Meer verließen. Hansl trieb freudig die Pferde nach Hause. Jetzt hatte er ausgedient, und verlangte von der Judasteufelin das magere Pferd als Lohn.

Warum denn gerade das magere Pferd, fragte die Judasteufelin, du hast mir ja treu und redlich gedient, ich will dich besser dafür belohnen und dir das schönste Pferd geben. Hansl aber bestand darauf, daß er kein anderes als das magere Pferd wolle und so muste ihm die Judasteufelin seine Bitte gewähren und ihm das verlangte Pferd geben. Trotzdem wollte sie den Hansl verderben und sie gab ihm daher noch ein Pferd, welches er reiten sollte, damit er das magere Pferd etwas schone. Hansl folgte auch der Judasteufelin und bestieg das andere Pferd. Doch der böse Plan dieser Hechse sollte auch dießmal vereitelt werden, denn ehe sie zu dem Thore des Hechsenpalastes kamen, sagte ihm das magere Pferd im Stillen, er möchte von dem stolzen Pferde absteigen und sich auf das magere Pferd setzen, denn sonst würde es ihm schlecht ergehen. Hansl sprang schnell herab und bestieg das magere Pferd. — Der Teufel hat dich gewarnt, du elender, brummte das stolze Pferd und verschwand hierauf. Wenn Hansl sitzen geblieben wäre, so hätte sich das Pferd unter dem Thore in die Luft gehoben und auf diese Weise dem Hansl den Kopf eingeschlagen. — Hansl ritt nun getrost nach dem Palaste der drei Tauben. Eines Tages sagte das magere Pferd zum Hansl: Weil der Drache gerade schläft, so wollen wir ihm jetzt seine Taube stehlen. Hansl nahm sie auch und setzte sich dann schnell auf das magere Pferd, welches dabei so riesig wurde, daß es über das Dach

des Palaſtes ſehen konnte. Als der Drache erwachte, fragte er das Pferd in ſeinem Stalle, wer denn jetzt die Taube geſtohlen habe? Das Pferd ſagte: Hansl hat es wieder gethan und es iſt an keine Wiedererlangung mehr zu denken, weil Hansl das Pferd der Judasteuflin reitet. Der Drache beachtete dieß nicht und ſetzte ſich auf das Pferd und jagte den entflohenen nach. In kurzer Zeit hatte er den Hansl erreicht und er wollte ihm wie gewöhnlich zuerſt die Taube entreißen, aber dießmal gelang es ihm nicht; denn kaum wollte er Hand anlegen, als ihm das Pferd der Judasteuflin mit dem Hufe einen ſo gewaltigen Schlag gab, daß der Drache betäubt aus dem Sattel flog. Schnell tötete Hansl den betäubten Drachen und dadurch waren die drei Prinzeſſinnen und auch die Prinzen erlöſt. —

So hatte Hansl endlich ſein Weib wieder erlangt, und begab ſich mit ihr nach der Heimat.

48. Die Jungfrau auf dem gläſernen Berge.

Es war einmal ein armes Weib, das hatte einen Sohn, der hieß Hans. Dieſer ging einſt in den Wald, und als er eine Weile gegangen war, kam er zu einem Teiche. Kaum näherte er ſich dem Ufer, ſo ſprangen drei wunderſchöne Frauen aus dem Waſſer, warfen die Hemden über, und flogen, in Enten verwandelt, ſchreiend davon. Die mittlere der drei Frauen hatte dem Hans beſonders gut gefallen. Er ging nach Hauſe, und erzählte das geſehene ſeiner Mutter. Dieſe ſagte: Geh wieder in den Wald, und baue dir in der Nähe des Teiches eine Hütte. Und das geſchah. Zur Zeit des Neumondes unterſuchte er fleißig Morgens und Abends das Ufer des Teiches.

Als er eines Abends wieder das Ufer unterſuchte, lagen drei Hemden dort. Schnell bemächtigte er ſich des mittleren Hemdes, lief damit in ſeine Hütte, und legte dasſelbe in eine Truhe. Kaum war er fertig, ſo wurde an der Thüre geklopft. Eine Stimme rief: Ich bitte Euch, laßt mich ein, ich habe mein Hemd verloren. Hans ſprang ſchnell auf, öffnete

die Thüre, und ſtellte ſich dann hinter dieſelbe. Das Mädchen trat herein, und warf ſchnell den Mantel Hanſens um, den dieſer auf dem Bette hatte liegen laſſen. Dann bat ſie den Hans um ihr Hemd. Allein er gab ihr dasſelbe nicht, ſondern ging fort, um ſeine Mutter zu holen. Kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, ſo fiel ihm ein, daß er die Truhe, in welcher das Hemd lag, nicht zugeſperrt habe. Schnell kehrte er um, aber als er zur Hütte kam, waren Thür und Truhe offen, und das Mädchen war fort. Auf dem Tiſche lag ein Zettel, darauf ſtund mit goldenen Buchſtaben geſchrieben: Meine Heimat iſt auf dem gläſernen Berge. Da machte ſich Hans ſogleich auf den Weg, um den gläſernen Berg zu ſuchen. Kam er in eine Stadt, ſo rief er laut: Wißt ihr nicht, wo der gläſerne Berg iſt? Allein niemand konnte ihm Auskunft geben. Einſt kam er zu einem großen Hauſe, aus deſſen Eckfenſter ſchaute ein Herr heraus. Hans ſagte: Wißt Ihr nicht, wo der gläſerne Berg iſt? „Ich weiß es nicht, aber vielleicht weiß es einer meiner Knechte," antwortete der Herr. Er zog dann eine ſilberne Pfeife hervor, und that darauf einen lauten Pfiff. Da kamen Bären, Wölfe und nach und nach allerlei Thiere daher. Zuletzt hinkte ein alter Haſe auf drei Füßen herbei. „Weiſt du, wo der gläſerne Berg iſt?" fragte ihn ſein Herr. „Freilich weiß ich ihn," antwortete der Haſe. „So führe dieſen Mann dahin," ſagte der Herr. Alsbald ging Hans mit dem Haſen fort. Als ſie in einen großen Wald kamen, ſagte der Haſe: „Geh' nur gerade aus, du wirſt den Berg ſchon finden." Und nach dieſen Worten ſprang er auf und davon.

Hans muſte nun allein wandern. Als er eine Weile gegangen war, ſah er ein totes Pferd am Wege liegen. Bei dem Pferde befanden ſich ein Bär, ein Wolf, ein Rabe und eine Ameiſe. Dieſe Thiere ſtritten ſich um den Leichnam. Als Hans näher kam, ſprach der Rabe: Lieber Hans, theile das Pferd unter uns.

Hans machte ſich ſogleich an die Arbeit. Zuerſt ſchnitt er den Kopf des Pferdes ab, und warf ihn der Ameiſe vor, indem er ſagte: Du kriechſt gern in Höhlungen umher, da nimm den Kopf. Darauf öffnete er den Leichnam, und gab dem Raben die Eingeweide, dem Wolfe die Knochen und dem Bären das Fleiſch. Die Thiere waren mit der Theilung zufrieden. Darauf gaben der Bär und der Wolf Hanſen jeder ein Haar, die Ameiſe einen Fuß und der Rabe eine Feder. Die Thiere ſprachen: Wenn du in der Noth biſt, ſo lege das Geſchenk unter die Zunge und du kannſt dich dann in dasjenige Thier verwandeln, von dem das Geſchenk herrührt. Dann entfernten ſie ſich. Hans aber ging auf der Straße fort. Als er eine Weile gegangen war, bemerkte er in der Ferne ein leuchten und blitzen. Das war der gläſerne Berg. Fröhlich ging Hans bis an den Fuß des Berges. Auf dem Gipfel desſelben ſtand ein ſchönes Schloß. Hans verſuchte es den Berg zu erſteigen, aber es war vergebens; er glitt immer wieder abwärts, denn der Berg war ſpiegelglatt. Nun verwandelte er ſich in einen Bären, und grub mit ſeinen Tatzen Stufen in den Berg. Allein die ſcharfen Glasſplitter verwundeten ihn, und bald konnte er die Arbeit nicht mehr fortſetzen. Dann verwandelte Hans ſich in einen

Wolf, um sich mit den Zähnen festzuhalten. Allein auch das ging nicht. Er verwandelte sich daher in einen Raben, und flog den Berg hinan. Als er oben war, sah er das ihm bekannte Mädchen an einem offenen Fenster stehen. Schnell flog er zum Fenster hinein. Das Mädchen sagte: Meine Mutter ist eine Hechse. Peinige sie auf alle mögliche Weise, so lange bis sie dir erlaubt, mich zu heiraten. Und als sie das gesagt hatte, ging sie aus dem Zimmer. Hans aber verwandelte sich in eine Ameise, und kroch unter das Bett, in dem die alte zu schlafen pflegte. Als es dunkel wurde, kam die Hechse und legte sich zu Bett. Und als sie eingeschlafen war, kroch Hans, in eine Ameise verwandelt, in's Bett, und biß und kneipte die Alte am ganzen Körper. So machte er es drei Nächte. Als aber der dritte Tag anbrach, erwischte ihn die Hechse, als er eben aus dem Bette kriechen wollte. Ich weiß, daß du keine gewöhnliche Ameise bist, sagte sie, und verwandelte ihn in einen Menschen. Was willst du? sprach sie weiter. Ich will deine mittlere Tochter heiraten, antwortete Hans. Ich will sie dir geben, aber du mußt dir das Mädchen auch verdienen, sagte die Hechse.

„Erstens mußt du ein Ei austrinken, ohne es zu durchlöchern.“ Und sie gab ihm ein Ei, und entfernte sich. Hans verwandelte sich in eine Ameise, biß eine kleine Öffnung in die Eischale und trank den Inhalt des Eies aus. Dann verstopfte er die Öffnung mit Kalk, verwandelte sich in einen Menschen, und trug das leere Ei zur alten Hechse. Gut, sagte diese. Eine Viertelstunde von hier befindet sich ein großer, großer Wald. Diesen mußt du binnen drei

Tagen umhauen, die Stämme in Stücke zerſchlagen und dann aufſchichten.

Hans ging hin, und beſah ſich den Wald. Vom anſehen war er ſchon ſo müde, daß er ſich unter einen Baum legte und einſchlief. Als er erwachte, ſprang er auf, rieb ſich die Augen, ſah um ſich, aber kein Wald war zu ſehen. Dagegen lagen etliche tauſend Klafter Kleinholz an der Stelle des Waldes.

Da rief die Stimme ſeiner Braut: Während du ſchliefeſt, habe ich die Arbeit vollbracht. Ich werde dir auch bei der dritten Aufgabe helfen.

Hans ging nun zur Hechſe und ſagte ihr, daß er die Arbeit gethan habe. Gut, ſagte ſie, morgen trage das Holz auf einen Haufen zuſammen. Ich werde dann hinauskommen, um es anzuzünden. Steht der Holzſtoß in lichten Flammen, ſo muſt du mitten in's Feuer ſpringen. Thuſt du das nicht, ſo darfſt du meine Tochter nicht heiraten. Hans ging traurig zu Bette. Des andern Tages begab er ſich auf den Holzplatz. Emſig ſchichtete er die Holzſcheiter über einander auf. Kaum war er damit fertig, ſo kam die Hechſe daher, und zündete das Holz an. Als der Scheiterhaufe über und über brannte, nahm Hans einen Anlauf, um in's Feuer zu ſpringen. Allein ſobald er in die Nähe der Flammen kam, blieb er ſtehen. So machte er es mehrmals. Da hörte er plötzlich die Stimme ſeiner Braut, welche rief: Spring! ſpring! Nun nahm ſich Hans zuſammen und ſprang mitten in die Flammen. Die glühenden Kohlen flogen auseinander, und Hans blieb unverſehrt.

Wo eine Kohle hinfiel, erhob ſich ein Haus. Und ſo entſtand eine große, ſchöne Stadt.

In der Mitte derſelben, dort wo der Scheiterhaufen geſtanden hatte, befand ſich ein großes, ſchönes Schloß. Dieſes war aus Karfunkel erbaut.

Am Thore desſelben ſtand Hanſens Braut. Hans heiratete nun und wurde Herr des Schloſſes und König der Stadt.

Er nahm ſeine arme Mutter zu ſich, und pflegte ſie in ihrem Alter.

Wer war glücklicher als Hans! Und wenn er nicht geſtorben iſt, ſo lebt er gewiß heute noch.

49. Wie Hans ſein Weib findet.

Hans wanderte einſt in die Welt, um gute Menſchen zu finden. Da kam er in einen großen Wald. Müde legte er ſich unter eine Eiche nieder und bald war er eingeſchlafen. Als er wach wurde, ſchien die Sonne; er ſprang auf, nahm aus ſeinem Brotſack ein Frückſtück, und ging dann tiefer in den Wald. Der wollte aber kein Ende nehmen, und es wurde ihm bange um's Herz. Als er die dritte Nacht in dem Wald herumging, bemerkte er plötzlich ein Licht. Lange ging er, ehe er dasſelbe erreichen konnte, aber endlich kam er doch zu ſeinem Ziele. Da ſah er eine kleine Hütte. Hans ging in dieſelbe hinein, aber der Eigenthümer war fort; er ſetzte ſich deshalb auf eine Moosbank, die vor der Hütte ſich befand. Bald erſchien ein alter Mann und fragte Hanſen um ſein Begehren. Beſſere Menſchen ſuche ich antwortete er, beſſere als die, welche ich kannte. Beſſere Menſchen wirſt du ſchwerlich finden, denn ſie ſind ſich alle gleich; wenn du jedoch bei mir bleiben willſt, ſo wirſt du zwar keinen beſſeren, aber doch einen guten Menſchen finden, ſagte der Hüttenbewohner und

führte während dieses Gespräches Hansen in seine Hütte und setzte ihm Wein, Brot und Käse vor. Hans ließ sich's schmecken und erzählte dem Einsiedler, weshalb er von Hause gegangen sei. Des andern Tages, nachdem Hans gefrühstückt hatte, ging der Einsiedler fort. Vorher aber gab er ihm Fischerzeug und zeigte ihm den Weg zu dem See, wo er fischen sollte. Fröhliches Mutes machte er sich auf den Weg und bald hatte er sein Ziel erreicht. Es war ein spiegelklarer See, wo er die schönsten Fische sah. Es that ihm aber um so schöne Fische leid, und er sah ihnen daher bloß zu und freute sich, daß er doch einmal einen guten Menschen gefunden habe. Als er so in Gedanken saß, hörte er plötzlich eine Stimme, die sprach: Laß es gut sein, du wirst noch gute Menschen finden und dir selbst wird es gut gehen, dafür daß du keinen von uns gefangen hast. Als er aufschaute, sah er, wie der schönste Fisch von ihm weg gegen die Mitte des Sees schwamm. Hans ging bald darauf nach Hause und fand dort den Einsiedler gerade beschäftigt ein Nachtmahl zuzubereiten. Hans erzählte dem Einsiedler sein Abenteuer. Der Alte hörte aufmerksam zu, und sagte: Lieber Hans, was dir heute begegnet, ist sehr wundersam, gehe darum morgen wieder hin und siehe zu, daß du mehr erfährst. Des andern Tages nahm Hans sein Fischerzeug und ging wieder zu dem See. Allein dießmal ließ sich kein einziger Fisch blicken. Als er aber zurückkehren wollte, sah er eine Schar der schönsten Mädchen, deren jede nur mit einer Schürze bekleidet war. Erschrocken über diese Erscheinung eilte er nach der Hütte des Alten und erzählte es. Zugleich bat er den Alten um eines der Mädchen, das er heiraten wolle. Der Alte

lachte zwar über dieß Begehren, gab aber Hansen den Rath, er solle, wenn sich die Mädchen wieder badeten, die Schürze des Mädchens nehmen, das ihm am besten gefalle. Hans befolgte den Rath des Einsiedlers und ging des andern Tages zu dem See. Nicht lange wartete er, so erschienen die Mädchen, lösten die Schürzen vom Leibe und sprangen ins Wasser. Hans schlich sich leise zu der Schürze hin, die dem Mädchen gehörte, welches ihm am besten gefiel. Rasch nahm er sie und eilte davon. Aber kaum erblickten die Mädchen den Störer, als alle aus dem Wasser sprangen und rasch davon eilten, nur ein Mädchen, deren Schürze Hans hatte, ging ihm nach. Als sie ihn erreichte, stürzte sie vor ihm auf die Knie und bat ihn flehentlich ihr die Schürze zurückzugeben, indem sie ihm versprach überall mit ihm hinzugehen, wo er nur wolle; aber Hans ließ sich nicht teuschen, sondern nahm das Mädchen auf die Arme und trug sie in die Hütte des Einsiedlers. Der Alte segnete hierauf ihren Bund, und sagte dann zu Hansen, er solle die Schürze verbrennen, denn wenn sie dieselbe erwische, so laufe sie ihm davon. Hans wollte die Schürze aber aufbewaren und versteckte sie in einen Kasten.

Jahre waren seitdem verflossen, als eines Tages Hansens Frau waschen wollte. Als sie so herumsuchte, fand sie auch ihre Schürze. Rasch entkleidete sie sich, knüpfte dieselbe um den Leib und eilte auf und davon. Als Hans nach Hause kam, und seine Frau nicht sah, suchte er sie überall, und da er sie nicht finden konnte, kam ihm der Gedanke, ob seine Frau wohl die Schürze gefunden habe und mit dieser davon geeilt sei. Traurig ging er deshalb zum Kasten und er überzeugte

ſich, daß die Worte des Alten wirklich in Erfüllung gegangen waren.

Des andern Tages machte ſich Hans mit dem Entſchluſſe auf, ſein Weib überall zu ſuchen. Zuerſt ging er zu dem Einſiedler, um ihm ſein Leid zu klagen, und zugleich wollte er denſelben um einen Rath bitten. Das ahnte ich, ſagte der Einſiedler, als Hans ihm alles erzählt hatte, du hätteſt meinen Rath befolgen ſollen, jetzt aber kann ich dir nicht helfen, wohl aber weiß ich noch einen Rath. Es wohnt nämlich nicht weit von mir eine Zauberin, und die ſteht eben nicht auf einem beſonders guten Fuße mit derjenigen, welche die Mädchen verzaubert und gefangen hält. Gehe zu ihr, erzähle ihr dein Leid, und bitte ſie dann um ihren Beiſtand. Hans ging nun zu der Zauberin, die ein häßliches Weib war. Gut, ſagte die Zauberin, nachdem ſie Hansen ruhig angehört hatte, gut daß du zu mir gekommen biſt, denn ſonſt wäre es dir ſchlecht ergangen. Jetzt aber höre aufmerkſam zu, was ich dir erzählen werde. In drei Tagen iſt großes Wettrennen, zu welchem alle Fürſten der Nachbarſtaaten eingeladen ſind. Es bekommt der, welcher mit ſeinem Pferde auf einen kugelförmigen, gläſernen Berg hinauf reitet, das ſchönſte Mädchen, welches die alte Zauberin gefangen hält. Dein Weib iſt die ſchönſte. Um ſie zu retten, fuhr die Alte fort, nimm das Pferd, welches vor der Hütte ſteht, reite zu dem Wettrennen und melde dich dort zugleich als Preisbewerber, denn nur dieſe werden zu dem Wettrennen zugelaſſen. Wenn du Sieger wirſt, was ich dir beſtimmt verſprechen kann, ſo iſt deine Aufgabe noch nicht zu Ende, denn du muſt dieſelbe unter tauſend ihr ganz ähnlichen

Mädchen herausfinden. Doch auch dieſe Aufgabe wird dir leicht werden, wenn du meinem Rathe folgſt; gib nämlich genau Acht, wenn du dich im Saale der Mädchen befindeſt, und wähle kein anderes Mädchen als das, auf welches ſich von der Decke des Zimmers eine Spinne herniederläßt. Herzlich dankte Hans der Zauberin für ihren Rath und im ſauſenden Galopp jagte er mit freudigem Hoffen der Rennbahn zu, wo er ſeine geliebte Gemahlin treffen ſollte.

Dort waren die Edlen aller Reiche bereits verſammelt und harrten ungeduldig der Eröffnung der Rennbahn, wo ſie ihr Glück machen wollten.

Einer nach dem andern verſuchte es auf den gläſernen Berg zu reiten, doch keinem gelang es. Da kam nun die Reihe an Hans, er beſann ſich nicht lange, vertrauend auf das Roß der Zauberin ſprengte er im Galopp nach dem Ziele, was er zum ſtaunen aller wirklich erreichte. So wurde Hanſen als dem beſten Reiter der Preis zuerkannt.

Nun ſollte er aus tauſend Mädchen ſeine Gemahlin herausfinden, die alle ihr teuſchend ähnlich waren. Er gedachte der Zauberin und zögerte mit der Wahl. Aber ſobald er ſah, daß ſich eine Spinne von der Decke des Zimmers auf das Haupt eines Mädchens niederließ, ſo wählte er dieſe, und er erkannte in ihr ſeine Gemahlin. Hans führte nun ſein liebſtes zum Einſiedler, um dort ruhig leben zu können.

Bald aber reute es die Zauberin Hanſen ihre ſchönſte Zierde gegeben zu haben. Sie ſchickte deshalb einen Boten nach, um ſie einzufangen. Als der Bote auf der Heide anlangte, über welche Hans zum Einſiedler gehen muſte, bemerkte

es die Gemahlin und ſprach: Siehe, dort ſchickt die Zauberin einen Boten, ſie will uns beide haben, es ſoll ihr aber nicht gelingen. Nach dieſen Worten ſagte ſie einen Spruch und plötzlich ſah man ſtatt zweier Menſchen eine Taube, die einen Strohhalm im Schnabel hielt. Als der Bote dort ankam, wo ſich Hans mit ſeiner Gemahlin befand, und nichts auffallendes ſah, kehrte er um. Die Zauberin harrte des Boten ſchon ungeduldig. Als ſie ihn endlich erblickte, fragte ſie ihn ſchon von weitem, ob er beide habe. Nein, ich hab' ſie nicht einmal geſehen, war die Antwort des Boten. Dummkopf, haſt du denn gar nichts geſehen? fragte wieder die Zauberin. Gar nichts als eine Taube, die einen Strohhalm im Schnabel hielt. So reite noch einmal hin und nimm alles was du nur findeſt. Und der Bote machte ſich abermals auf den Weg.

Während der Zeit war aber Hans mit ſeiner Frau ſchon um eine gute Strecke weiter, doch in der Mitte der Heide wurden ſie vom Boten ereilt. Auch dießmal wuſte die Frau einen Spruch, den ſie von der Zauberin gelernt hatte, zu benützen, denn als ſie den Boten ſah, verwandelte ſie Hans in Roßmiſt, ſich ſelber aber in eine Krähe. Der Bote ritt an der Krähe vorbei und da er nichts ſah, ſo ritt er zurück. Die erzürnte Zauberin ſchickte ihn zum dritten male fort, und er traf die beiden an dem See, in welchem der Einſiedler zu fiſchen pflegte. Als die Frau den Boten wieder erblickte, nahm ſie das dritte und letzte Sprüchlein zu Hilfe, ſie verzauberte nämlich Hans in eine Diſtel, die mitten im See zu ſtehen kam, ſich ſelbſt aber verwandelte ſie in einen Stieglitz, ſetzte ſich auf die Diſtel, und fing luſtig an zu pfeifen und zu ſingen. Als der Bote dies ſah und

hörte, wollte er den Finken fangen, was ihm aber nicht gelang, da der See zu tief und Hans zu weit vom Boten entfernt war. Nun kehrte der Bote im schnellsten Galopp zurück, um einen Kahn und Leute zu hohlen, doch ehe sie ankamen, befand sich Hans mit seiner Gemahlin bereits in Sicherheit, denn sie waren in den Bezirk der Zauberin gekommen, welche Hansen das Pferd gegeben hatte. Als der Bote zur Zauberin zurückkehrte, fand er dieselbe nicht mehr, denn der Zauber über die Mädchen war gelöst, die Zauberin war fortgereist. Wohin, das wuste niemand. Hans ging mit seiner Gemahlin zu dem Einsiedler, dem sie so vieles verdankten, und bei diesem wurde aufs neue die Hochzeit gefeiert. Die Fische, welche nichts anders waren als Männer, die von derselben Zauberin verbannt waren, wurden nun ebenfalls vom Zauber erlöst. Die Mädchen vom gläsernen Berge waren aber die Bräute der ehemaligen Fische. Als nun Hansens Hochzeit war, feierten auch die übrigen Männer ihre Hochzeit und da war des Jubels kein Ende, und es ward so getanzt, daß man den Fußboden, der vom Lebzelten war, durchtanzte, und alle fielen auf die Erde herab.

50. Der Trommler.

Einſt wurde eine Stadt von einem Feinde hart bedroht. Die Einwohner derſelben flüchteten ſich daher alle, ſo daß die Soldaten nichts fanden, als einen kleinen Knaben, welchen ſeine Eltern in der Eile zurückgelaſſen hatten. Die Soldaten brachten dieſen Knaben zu ihrem Könige, welcher ihn bei ſich behielt und erziehen ließ. Nachdem der Knabe herangewachſen war, fragte ihn der König, zu was er Luſt habe. Ein gemeiner Soldat will ich werden, antwortete er. Da der König dieß nicht zugeben wollte, ſo beſchloß der Knabe in die weite Welt zu ziehen, um ſeine verlornen Eltern zu ſuchen. Er bat ſich von dem Könige eine große Trommel aus, und mit dieſer zog er ſeiner Wege. Er gelangte in einen düſteren Wald, wo er eine alte baufällige Hütte fand. Als er hineinſah, erblickte er ein altes Weib und eine große Anzahl von bärtigen Männern, welche Räuber zu ſein ſchienen. Einige ſaßen bei Tiſche, aßen und tranken, während andere Karten ſpielten. Sie waren bei ihrem Mahle und Spiele ſo vertieft, daß ſie den Knaben gar nicht bemerkten. Dieſer benützte den günſtigen Augenblick,

verſteckte ſich ein dichtes Gebüſch und fing an zu trommeln. Die Räuber durch das trommeln erſchreckt, ſprangen eilends vom Tiſche auf und ergriffen die Flucht, da ſie meinten, Soldaten ſeien im Anzuge.

Der Knabe ging darauf in die Hütte, aß das von den Räubern zurückgelaſſene und fragte das alte Weib, welches eine Hechſe war, ob ſie nicht wüſte, wo ſeine Eltern ſich befänden. Ich ſelbſt, erwiederte ſie, kann es dir zwar nicht ſagen, aber ich werde dich zu einem Brünnlein führen, in welchem eine alte Weißbuche ſteht, und zu welchem drei weiße Tauben kommen. Wenn du ſo glücklich biſt eine derſelben zu fangen, ſo reiße ihr die Flügel aus; denn die Taube iſt eine verwünſchte Prinzeſſin und wird durch dieſe That gezwungen werden, dich zu deinen Eltern zu führen. Die Flügel jedoch beware dir wohl auf, daß ſie dieſelben nicht in ihre Hände bekomme, da ſie ſonſt wieder eine Taube würde.

Die Hechſe führte ihn nun zu dem Brünnlein, bei welchem ſich ſoeben die drei weißen Tauben befanden. Er ſchlich leiſe hinzu und war wirklich ſo glücklich eine derſelben zu fangen. Er riß ihr die Flügel aus und plötzlich ſtand die verwünſchte Prinzeſſin vor ihm. Dieſer ſagte er nun ſein Begehren und ſie führte ihn ſogleich zu ſeinen Eltern. Dieſe waren aber durch die Eroberung der Stadt ſehr verarmt und hatten ſich in ein entferntes Dorf geflüchtet, wo ſie eine kleine Bauernwirtſchaft führten. Die Flügel bewarte er nun in einem Kiſtchen auf, welches in zehn andere eingefügt war. Beide brachten eine geraume Zeit bei ſeinen Eltern zu und dort vertraute

ſie ihm, daß er ſie erlöſen könne, wenn er ſich drei Proben unterziehen wolle.

Es verſtrich ein Monat um den andern, und ſo war ſchon ein Jahr vergangen, als ſie eines Tages ſpazieren giengen und er zufällig den Schlüſſel von dem Kiſtchen vergeſſen hatte, in welchem die Flügel aufbewart waren. Er wollte deshalb zurückkehren, ſie aber ließ ihn nicht und ſagte, ſie wolle ſtatt ſeiner denſelben holen, da ſie viel ſchneller als er zurückkommen werde. Er willigte ein, da er den Rath, welchen ihm die Hechſe gegeben, ſchon vergeſſen hatte. Sie ging zurück, ſperrte das äußerſte Kiſtchen auf, nahm die in einander geſteckten Kiſtchen auseinander, ergriff die Flügel, wurde wieder eine Taube und flog fort. Bei ſeinen Eltern aber hatte ſie die Nachricht hinterlaſſen, daß ſie auf das goldene Schloß unweit des gläſernen Berges geflogen ſei. Nachdem er ſchon lange Zeit gewartet hatte und ſie nicht wieder kam, kehrte er nach Hauſe zurück und erfuhr zu ſeinem Schrecken, daß ſie auf das goldene Schloß ſich begeben hätte. Er ſagte nun zu ſeinen Eltern, er werde fortgehen und nicht früher zurückkommen, bis er ſie gefunden habe.

Er machte ſich auf und ging zuerſt zur Sonne, um dieſelbe zu fragen, wo das goldene Schloß ſich befinde, da ſie überall ihre Strahlen hinſende und ſo alles wiſſen müſte. Die Sonne aber erwiederte: Obwohl ich überall meine Strahlen hinſende, ſo habe ich dennoch kein goldenes Schloß unweit eines gläſernen Berges geſehen. Er gieng nun zum Monde, und als ihm dieſer dieſelbe Antwort wie die Sonne gegeben hatte, begab er ſich zum Winde. Als er ihn um das goldene

Schloß gefragt hatte, erwiederte der Wind, er möge nur einen Augenblick warten, bis sein Lehrjunge, die Luft, nach Hause käme. Dann werde er ihn zu jenem Schlosse führen. Es dauerte nicht lange, als die Luft nach Hause kam, worauf ihn der Wind wirklich nahm und zum goldenen Schlosse trug. Als er dort ankam, fand er drei Teufel, welche um einen Sack, einen Mantel und ein Paar Stiefel zankten und rauften. Er fragte sie, warum sie sich denn um diese drei Stücke rauften? Sie antworteten: diese Dinge sind sehr viel wert, denn der Sack ist immer voll Geld, und wenn man den Mantel umhängt, so wird man unsichtbar, und man kann sich hin wünschen, wohin man will; zieht man aber die Stiefel an, so kann man zwanzig Meilen auf einmal zurücklegen. Den Streit will ich schon schlichten, sagte er. Ich werde nämlich einen Groschen eine Strecke weit werfen und derjenige, welcher ihn zurückbringt, soll diese drei Stücke bekommen. Die drei Teufel willigten sogleich ein, und liefen nach dem geworfenen Groschen, während er schnell den Sack und die Stiefel nahm, den Mantel umhing und sich in das goldene Schloß wünschte.

Als er in dasselbe kam, fand er die verwünschte Prinzessin sammt den beiden andern und noch einer alten Frau, welche über sie wachte und in der Zauberei unterrichtete. Er eröffnete der alten Frau, daß er die Prinzessin, welche ihn zu seinen Eltern geführt habe und die jüngste war, erlösen möchte. Da erwiederte die Alte: Wenn du das willst, so mußt du in drei Tagen drei Arbeiten vollbringen, die ich dir aufgeben werde; erfüllst du es nicht, so wird es dein Leben kosten. Auf diese Bedingungen ging er ein. Sie gab ihm am Morgen des

erſten Tages eine gläſerne Säge und eine gläſerne Achſt mit dem Auftrage, mit dieſem Werkzeuge hundert Klafter Holz in dem nahen Walde zu fällen und dasſelbe bis zum Abende in Klafter zu ſchichten. Er ging in den Wald und da natürlich die gläſerne Achſt und Säge gleich bei dem Beginne der Arbeit zerbrachen, ſo ſetzte er ſich auf einen Stein und weinte. Mittlerweile war es ſchon Mittag geworden, da kam die jüngſte Prinzeſſin mit dem Eſſen und fragte ihn, warum er denn weine. Da erzählte er ihr ſeine Aufgabe und ſein Schickſal. Die Prinzeſſin, welche ſich ſeiner erbarmte, ſagte zu ihm, er ſolle ſich nach dem Eſſen ſchlafen legen und wenn er aufgeſtanden, werde ſchon alles gemacht ſein. Und wenn am Abend die Alte kommt, ſo ſetze dich nicht in den Wagen, in dem ſie fährt, denn er iſt vom Teufel gezogen, beſteht aus Feuer und du müſteſt ſogleich verbrennen. Er befolgte dieß genau und als er gegen ſechs Uhr wieder erwachte, war ſchon alles gemacht. Er richtete nun hier und da ein Stück Holz und als die Alte in dem feurigen Wagen gefahren kam, erſchrack ſie nicht wenig. Sie ſuchte ihn nun in den Wagen zu locken, und als ihr dieß nicht gelang, fuhr ſie ganz zornig davon. Er aber hing nur ſeinen Mantel um und kam noch früher als ſie in das goldene Schloß zurück.

Des andern Tages gab ſie ihm eine gläſerne Senſe und einen gläſernen Rechen und befahl, daß er von der nahen Wieſe Gras, in der Ausdehnung von hundert Klaftern in der Länge und Breite, zu mähen habe. Er ging auf die Wieſe und hatte mit der Senſe kaum den erſten Streich geführt, als ſie

auch schon in Trümmer gieng. Den Rechen konnte er nicht gebrauchen, da er noch nichts gemäht hatte. Er setzte sich ganz traurig wieder auf einen Stein und dachte, dießmal werde es ihm wohl das Leben kosten. Als es Mittag geworden war, kam wieder die Prinzessin und sagte, er solle nicht so traurig sein, sondern sich lieber schlafen legen, denn seine Aufgabe werde schon gemacht werden. Und wenn die Alte wieder kommt, und dich in den Wagen zu locken sucht, so weigere dich abermals. Nachdem er gegessen hatte, that er, was ihm die Prinzessin gesagt und schlief wieder bis gegen Abend. Dann stand er auf und als die Alte kam und es ihr trotz aller Bemühungen ihn in den Wagen zu locken nicht gelang, fuhr sie noch zorniger als das erstemal nach Hause. Er aber hing nur seinen Mantel um und erreichte wiederum früher als sie das Schloß.

Am Morgen des dritten Tages gab sie ihm eine gläserne Grabschaufel und ein gläsernes Maurerwerkzeug mit der Aufgabe den gläsernen Berg abzugraben und an der Stelle ein Schloß in der Luft zu bauen, dessen Dach mit Federn von allen Vögeln der Welt gedeckt sei. Er nahm das Werkzeug, ging zu dem gläsernen Berge und erwartete den Mittag. Als wieder die jüngste Prinzessin kam, sagte sie, er solle dasselbe thun wie das vorige mal. Er gehorchte und als er erwachte, war seine Aufgabe schon vollbracht.

Die Alte kam nachzusehen, und da alles gemacht war, so nahm sie sich vor, ihm auf eine andere Art das Leben zu nehmen. Die jüngste Prinzessin aber, welche dieses bemerkte, beschloß sich mit ihm noch in derselben Nacht zu flüchten und

theilte ihm ihr Vorhaben mit. Er willigte sogleich ein. Die jüngste Prinzessin wandte vor, sie werde sich heute erst später schlafen legen, um im Hause alles zu reinigen. Beide entfernten sich dann, nachdem die Prinzessin noch zuvor dreimal auf den Fußboden gespuckt und Licht gemacht hatte. Da sie Zwanzigmeilenstiefel hatten, so kam ihnen dieses gut zu statten. Gegen eilf Uhr erwachte die Alte und als sie noch Licht im Zimmer sah, sagte sie: Wirst du bald fertig werden? Gleich, gleich, Frau Mutter, antwortete ein Speichel am Fußboden und verschwand.

Die Alte schlief darauf wieder ein und als sie um zwölf und ein Uhr abermals erwachte und die beiden Speichel auf die Frage, ob sie sich noch nicht zur Ruhe begeben hätte, dasselbe wie der vorige antworteten und verschwanden, beruhigte sie sich wieder. Anders war es aber, als sie gegen zwei Uhr Morgens aufwachte. Das Licht brannte noch immer, allein trotz aller Fragen erhielt sie keine Antwort. Nun suchte sie und erschrack nicht wenig, als sie weder die Prinzessin noch den Bauernsohn fand. Schnell zog sie Schuhe an, mit welchen sie dreißig Meilen auf einen Schritt machen konnte und verfolgte die Flüchtlinge. Sie hatte sie beinahe erreicht, als es die Prinzessin bemerkte, welche zu dem Bauernsohn sagte: Du wirst jetzt ein großer Teich werden und ich ein Fisch. Und das geschah. Als nun die Alte zu dem Teiche kam, legte sie sich nieder, da sie wuste, was geschehen war. Sie suchte den Teich auszusaufen, um dann den Fisch zu fangen. Sie hatte denselben beinahe ganz geleert, als sie zerplatzte. Auf diese

Weiſe kam wieder das Waſſer in den Teich zurück. Dann wurde aus dem Fiſche wieder die Prinzeſſin und aus dem Teiche der Bauernſohn, und beide kehrten zu deſſen Eltern zurück und lebten noch lange recht glücklich.

51. Die ſchönſte Braut.

Vor vielen Jahren lebte ein Vater, der hatte drei Söhne; der erſte hieß Kriſtof, der zweite Filipp und der dritte Gottſchalk. Mit den zwei älteren war er recht zufrieden, denn ſie waren thätig und halfen dem Vater arbeiten, ſo gut ſie nur konnten; aber der jüngſte war auch der „blümſte“ (dümmſte). Den ganzen lieben Tag ſteckte er hinter dem Ofen, und niemand konnte ihn recht leiden, obgleich er keinem was leids that. Er war vielleicht nicht gar ſo dumm, aber was er angriff, war den Brüdern zu ſchlecht, und ſo machte er halt gar nichts. —

Als der Vater alt wurde, wollte er ſeine ganze Wirtſchaft unter ſeine Söhne theilen. Da war aber keinem was recht. Der wollte das, der andere jenes, der dritte jammerte und ſagte, daß er dem Vater auf ſeine ganze Wirtſchaft pfeife. Nun wart's nur, ſagte der Vater, ich werd euch ſchon dran kriegen, wenn's euch ſo nicht gebacken war, ſo muß es anders ſein. Wer mir, fuhr er fort, die ſchönſte und reichſte Braut bringt, bekommt die ganze Wirtſchaft, die andern Dickſchädel kriegen gar nichts, und damit baſta.

Als das der plumpe hörte, kam er vom Ofen hervor, wusch sich sauber sein Gesicht und schnürte sein Bündl. Seine Brüder lachten helllaut und sagten: Du dummer, einfältiger Nesthocker, du willst dich mit uns vergleichen, bleib nur lieber gleich daheim und schlag die Schwaben hinter dem Ofen tot, daß sie deinen Faulpelz nicht auffressen.

Der ließ sich aber nicht abschrecken, sondern wanderte muthig fort, und die beiden andern folgten ihm. Gottschalk hatte nichts in seinem Säckel als ein Stück Schwarzbrot, Ziegenkäse und auch sein Sonntagsgewand. So ging er nun fort und fort. Da kam er in einen großen Wald, in dem allerlei schöne Blumen und Kräuter waren. Er setzte sich an einem Bründl nieder und aß. Da kam ein kleines Männlein zu ihm, es hatte einen langen grauen Kaputrock an, und ein grünes Käppchen auf und bat den Gottschalk, daß er ihn mitessen lasse. Ja, sagte dieser, setz' dich nur her, wenn dir's nicht zu schlecht ist.

Als sie gegessen hatten, fragte ihn das graue Mandl, wohin er denn gehe und Gottschalk erzählte, was sein Vater gesagt habe, und daß es ihm zu Hause herzlich schlecht gegangen sei, da ihn niemand habe leiden können. Das bedaure ich sehr, sagte der Graurock, und fing an mit einem Kamme das Haar des armen Gottschalk zu kämmen, und es krauste sich in allerlei schönen Locken um den Kopf. Das Mandl hieß ihn dann sein Sonntagsgewand anziehen, und Gottschalk war jetzt ein ganz hübscher Junge. Als er nun so herausgeputzt war, zeigte ihm das Mandl einen Weg, den solle er gehen, sagte er, und verließ ihn. Gottschalk tappte jetzt wacker auf dem

Wege weiter bis der Abend anbrach. Auf einmal hörte er einen schönen Gesang; er ging schneller und er sah einen schönen Garten, dessen Thür angelweit offen stand. Er überlegte nicht lange, und ging schnurstracks hinein, aber wie staunte er, als er in einer Laube des Gartens ein wunderschönes Mädchen sah, welches durch seinen Gesang ihn ganz entzückte. Er näherte sich der Laube und guckte durch eine kleine Öffnung zwischen den Blättern hinein, aber die Jungfrau hatte das Geräusch gehört und sah nach wer da sei. Als sie den schmucken Jungen erblickte, erschrack sie wohl sehr, doch Gottschalk ging auf sie zu und erzählte ihr, wie er hieher gekommen. Bald eröffnete er ihr auch, daß sie ihm recht gut gefalle und fragte, ob sie nicht seine Braut sein möchte, er wolle zeitlebens bei ihr bleiben. Bald wurden sie mit einander vertrauter und plauschten noch lange fort. Als aber die Mutter der Jungfrau, eine gar mächtige Fee, hinzukam, und einen fremden Burschen bei ihrer Tochter sah, war sie wohl recht „fuchtig". Aber der hübsche Junge gefiel ihr doch und als er ihr sagte, daß er ihr Schwiegersohn werden wollte, willigte sie ein, und frischweg wurde Hochzeit gemacht. Die ganze Freundschaft wurde eingeladen, und auch der „Tod" und die „Todin" waren zugegen. Allerhand Gold und Edelgestein flimmerte an ihren Kleidern, so daß unser Gottschalk nicht wuste, wohin er die Augen wenden sollte. Und das gute Essen, das schmeckte ihm erst. So gute „Wuchteln" hatte seine selige Mutter freilich nicht backen können; er hieb aber auch ein, wie wenn er sieben Wochen fasten sollte, und fast hätte er sein schönes Weib vernachlässigt.

Doch nicht umſonſt ſagt ein altes Sprichwort: „wenn dem Eſel zu wohl iſt, geht er auf's Eis tanzen.“ Schon lange war Gottſchalk neugierig, was ſein Weib alle acht Tage in der dunklen Kammer mache, in die ſie ſich verſchloß. Der Neugierteufel plagte ihn ſo ſehr, daß er ihr keine Ruhe ließ, ſie möge es ihm doch ſagen. Doch ſie ſagte ihm nichts und meinte, es würde ihre Glückſeligkeit ein Ende haben, wenn er es erführe. Einige Zeit gab er Fried, aber es dauerte nicht lange. Als ſie ſich wieder einmal einſchloß, da ſchlich er ſich nach und ſchaute zum Schlüſſelloch hinein; aber was ſah er da! Sein Weib war vom Schenkel bis zu den Zehen mit Haaren bewachſen und hatte ſtatt der Beine dürre Bocksfüße. Eiskalt liefs ihm übern Buckel als er ſah, daß er ein ſolches Ungeheuer zur Frau habe. Doch tröſtet er ſich wieder: Es dauert ja nicht lang und dann iſt ſie wieder ſo ſchön wie früher. Dießmal hatte ſich unſer Gottſchalk aber verrechnet. Die Stunde, da ſie gewöhnlich aus der Kammer kam, war ſchon lange vorüber, und wer nicht kam, das war ſein Weib. Er ging nun an die Thür horchen; da hörte er ein ſchluchzen und jammern, das wohl einen Stein hätte erweichen können.

Er konnte ſich nicht länger halten und riß die Thür auf. Ja komm nur jetzt zu mir, ſprach ſie zu ihm, und ſchau, was du gemacht haſt. Ich muß nun in dieſer Geſtalt verbleiben, und mit unſerem Glücke iſt's aus, rein aus, und das alles nur deshalb, weil du mich in dieſer Geſtalt geſehen haſt. Jetzt muſt du fort von hier und nur durch wahre Liebe und Treue kannſt du deinen Fehler wieder gut machen.

Gottſchalk war nicht wenig erſtaunt über dieſe Kunde; noch einmal wollte er ſeine Frau umarmen, doch als er ſeine Hände nach ihr ausſtreckte, fühlte er ſich zurückgeſtoßen und alles war verſchwunden. Schloß, Garten und Laube, alles war verſchwunden. Nun fing er an zu jammern, aber es half nichts, er hatte ſich die Suppe ſelbſt eingebrockt. Gottſchalk ſchaute ſich um, da ſtand das graue Mandl vor ihm. „Du haſt dir eine ſchöne Geſchichte auf den Hals gebunden durch deine Neugier, aber ich will dir aus der Noth helfen, nur hübſch lange wird es dauern. Du muſt vor allem darauf ausgehen, daß du das Schloß deines Weibes findeſt und durch Ausdauer in deinem Vorhaben deinen Fehler wieder gut machſt; zeigen darf ich dir den Weg dahin nicht, aber ſuche die Sonne auf, die weiß dir vielleicht etwas darüber zu ſagen.“ Und wie der Alte gekommen, ſo verſchwand er auch wieder. Gottſchalk war nun wieder herzlich froh, denn er hoffte, bald werde wieder alles gut ſein. So wanderte er nun fort, immer weiter und weiter, bald hin bald her, aber die Sonne konnte er nicht finden. Ein Jahr war er ſchon gewandert, ohne zu ſeinem Ziele zu gelangen, und weder Speis noch Trank hatte er zu ſich genommen — denn die ganze G'ſchicht iſt ſunder- und wunderbar. — Eines Tages, als er wieder fruchtlos gewandert, ſprach er zu ſich ſelbſt: Ei, Gottſchalk, das Männlein wird dich wohl zum Narren haben, aber da ward ihm auf einmal immer wärmer und wärmer, es flimmerte und blitzte durch den Wald, wo er gerade ging, und je weiter er kam, deſto mehr näherte er ſich dem Lichte, deſto heißer wurde es ihm. Das kann wohl die Sonne ſein, dachte

er. Richtig, ſie war es. In einem durchſichtigen Häuschen von hellem Glaſe ſaß die Mutter Sonne und drehte ein Rädchen, mit dem ſie die ſchönſten Goldfäden ſpann. Ihr Kopf glitzerte und brannte lichterloh, wie das gröſte Ofenfeuer, und ſie that doch nichts dergleichen. Sie hatte einen purpurrothen ſeidenen Rock, der gegen unten immer dunkler wurde, und an den Füßen kohlſchwarze Schuhe. Gottſchalk hätte gern die Sonne gefragt, aber er konnte nicht hingehen, denn es war dort unerträglich heiß. Da ſtellte er ſich ſo nahe er konnte hinter einen Strauch und ſchrie hinüber zur Sonne, ob ſie ihm nicht ſagen könne, wo das Schloß ſeiner Frau ſei und welcher Weg hinführe. Er erzählte ihr nun, wie es dort einen gar ſchönen Garten gebe, auf den Bäumen daſelbſt ſeien goldene Äpfel und ſilberne Blüten, und das Dach des Schloſſes ſei aus purem Golde, und das Ganze mitten im Walde gelegen.

Die Sonne ſprach zu ihm: „Lege dich nur unter einen Baum ſchlafen, dieweil werde ich überall hinſcheinen, und dir dann ſagen, wo du hinzugehen haſt.“ Die Sonne fing nun an zu ſprühen und zu flammern, wie wenn man friſches Holz in einen Ofen wirft; ſie leuchtete in jeden Winkel, aber ſie ſah kein Schloß mit Gold gedeckt. Als ſie nun dem Gottſchalk ſagte, daß ſie nichts geſehen, war er ſehr traurig und verzweifelte ſchier. Doch halt, ſprach die Sonne, ich ſcheine nur bei Tag, mein Vetter der Mond ſcheint bei Nacht, vielleicht weiß es der. Geh nur auf dem Wege rechts immer fort und du wirſt ſchon hinkommen.

Es verging manche Woche und er muſte manche Mühſale erdulden, bevor er dahin gelangte. Eines Abends

bemerkte er ein weißes Silberlicht in der Ferne, und als er näher kam, sah er ein Glashäuschen, worin ein alter Mann saß, der hatte silberweiße Haare und einen Bart von gleicher Farbe, einen grauen Kaputrock mit silbernen Knöpfen und graue Schuhe mit silbernen Schnallen. In der kleinen Stube waren eine Menge silberne Fliegen, die schöner als Johanniswürmchen leuchteten und dann und wann in die Luft hinaus flatterten und flimmerten. Aber kalt war's dort, daß Gottschalk am ganzen Leibe klapperte, wie eine leere Mühle. Als ihn der Graubart erblickte, fragte er ihn verwundert, was er denn wolle, worauf ihm Gottschalk alles mittheilte und ihn bat, zu sehen, wo doch der Aufenthalt seines lieben Weibes sei, und er beklagte seine frühere Dummheit und Neugier. Sei nur still, sagte der Mond, ich will mein möglichstes thun. Lege dich schlafen, ich will unterdessen nachsehen.

Nun flimmerten die Käferchen frisch drauf los, wie wenn's die Welt gelten möchte. Aber unser lieber Mond sah halt auch nichts von dem G'schloß.

Als er nun das dem armen Gottschalk mittheilte, so wurde er sehr traurig und fing bitterlich zu weinen an. Sei nur still, sagte der Mond, ich will dir einen Rath geben: „Gehe zu meinem Gevatter dem Winde, richte ihm eine Gruß aus und erzähle ihm deinen Kummer; er pfeift durch alle Löcher, so wird er wohl auch schon dort geblasen haben. Geh nur immerzu dort hin, woher der Wind bläst, du wirst ihn schon antreffen. So muste der arme Gottschalk nun abermals fortwandern. Er ging immer dem Winde entgegen, aber er brauchte viele Tage bis er zur Wohnung des Gevatters

kam. Er mochte nämlich ſchon einige Tage gegangen ſein, da ſah er plötzlich einen Berg, welcher vier große Löcher hatte, eins oben eins unten, eins rechts und eins links, inwendig da war der Wind, der blies bald aus dieſem Loch bald aus jenem.

Gottſchalk wollte bei dem untern Loche hineingehen, da blies der Wind gerade heraus und ſchleuderte ihn weit weg. Auf ſein Geſchrei guckte der Wind heraus und ſah ihn dort liegen, er fragte ihn, was er denn da zu ſuchen habe. Gottſchalk richtete den Gruß vom Monde aus, worauf der Wind freundlicher wurde und ihn nöthigte, in die Stube zu gehen, damit er dort ſein Anliegen vorbringe. Sie gingen miteinander durch einen finſtern Gang und kamen in eine Stube, in der ein Öllämpchen brannte. Jetzt konnte Gottſchalk den Herrn Gevatter erſt näher betrachten. Er hatte ein grünes Mäntelchen, das ihm bis an die Ferſen reichte, und eben ein ſolches Käppchen. Statt des Bauches hatte er einen Blasbalg, mit dem er bald bei dieſem bald jenem Loche herausblies. Gottſchalk ſetzte ſich auf eine Bank, die in der Stube ſtand und erzählte dem Winde alles; er bat ihn, er möchte ſich doch ſeiner annehmen und ihm bald wieder zu ſeinem Weibe verhelfen. Wenn ſie wirklich auf der Welt iſt, ſagte der Wind, ſo werde ich ſie ſchon zu finden wiſſen, ich darf nur meine Geſellen rufen, die blaſen in allen Weltgegenden; einer von ihnen wird ſie doch ſchon geſehen haben. Er pfiff nun zu einem Loche hinaus, daß dem Gottſchalk die Ohren gellten. Bald kam ein ganzer Klubb von ſolchen Kerlen daher, aber keiner wollte was von einem goldgedeckten Schloſſe wiſſen. Da ſprach der Wind:

Jetzt habe ich nur noch einen einzigen bucklichen Gesellen auf der Wanderschaft, wenn's der nicht weiß, so kann ich dir nicht helfen, und noch einmal pfiff er bei allen Löchern hinaus. Gottschalk glaubte, es sei nun aus mit seiner künftigen Freude, und gab sich schon dem Gedanken hin, von seinen Brüdern ausgelacht und verhöhnt zu werden, als der Buckliche ankam. Der Meister fragte ihn, ob er ein mit Gold gedecktes Schloß gesehen habe, welches von einem reizenden Garten umgeben sei und in der sich eine verzauberte Frau befinde. Ich komme so eben daher und habe dort die Wäsche getrocknet. Es war ein hübsches Mädchen im Garten, aber sie hatte gräuliche Bocksfüße. Gottschalk sprang vor Freude, wie ein junger Stör, und bat den Wind, er möge ihn durch seinen Gesellen hinführen lassen, damit er doch bald zu seiner Frau komme. Der Wind befahl nun dem Bucklichen, ihn hinzuführen, was dieser auch freundlich that. Ja, sagte der Geselle, nachdem sie aus dem Berge herausgegangen waren, wirst du mir auch nachkommen, denn es ist viele Meilen weit?

Das wäre freilich schwer gewesen, aber der Buckliche wuste gleich einen Rath, er nahm den Gottschalk, ohne ihn viel darum zu fragen, buckelkraxen, und ließ sich so von seinem Meister fortblasen. Zwei Tage schwebte Gottschalk auf dem Rücken seines Begleiters zwischen Erde und Himmel, und erst am Abende des zweiten Tages ließen sie sich nieder. Gottschalk wollte sich bei seinem Träger bedanken, denn er erkannte, daß er an Ort und Stelle war, doch als er sich nach ihn umschauen wollte, erblickte er an dessen Stelle sein Weib, welche mit Thränen in den Augen vor ihm stand. Wie staunte er,

als er seine Frau näher betrachtete, und sah, daß sie ganz so wie andere Menschen gewachsen war, und weder Bocksfüße noch sonst etwas eigenthümliches hatte. Sie umarmte und küßte ihn und sprach dann: Schau, was du durch deine Neugierde verdorben, das hast du durch deine Liebe und deine Ausdauer wieder gut gemacht; wir sind nun glücklich und werden wieder froh und selig leben. Da erinnerte sich Gottschalk auch seines Vaters und seiner Brüder und des Grundes, warum er aus seines Vaters Haus gewandert sei. Er bat seine Frau, daß sie mit ihm seinen Vater besuchen möge, worein sie gerne willigte. Sie kleidete ihn und sich selbst auf das prächtigste. Die Mutter, die mittlerweile auch herbeigekommen war, versprach einen Wagen herbeizuschaffen, und in wenigen Augenblicken kam auch einer durch die Luft geflogen. Er war ganz aus Gold und mit sechs milchweißen Schimmeln bespannt. Sie stiegen nun ein, nachdem sie von der Mutter Abschied genommen, und fort gings im Galopp. Es dauerte nicht lange bis sie in die Heimat Gottschalks kamen. Da ließen sie den Wagen vor dem Hause des Vaters halten. Die Leute schauten alle zu den Fenstern heraus und gafften sie an. Daß das der Gottschalk von ehedem sei, fiel ihnen freilich nicht ein. Auch der Vater und die Brüder schauten heraus, und erschracken nicht wenig, als der schöne Wagen bei ihrem Hause hielt und sie ihren Bruder Gottschalk erkannten. Der alte Vater traute sich kaum den Gottschalk anzureden; er eilte aber auf den Vater zu, umarmte ihn herzlich und zeigte ihm dann seine schöne Frau. Der Alte freute sich über alle Maßen.

Jetzt hatte der Dümmste die schönste und reichste Braut und sollte nun die ganze Wirtschaft erhalten. So glaubten die Brüder. Gottschalk aber sagte: Ihr habt zwar sehr übel an mir gethan und mich beschimpft und verhöhnt, aber ich verzeihe es euch; die Wirtschaft schenke ich euch ganz und gar, denn ich habe genug und bedarf dessen nicht. Darüber freuten sich die Brüder und dankten ihm. Gottschalks Weib blieb auch nicht zurück und schenkte ihren Schwägerinnen viele schöne Kleider und allerlei Edelsteine.

Gottschalk reiste dann wieder ab, nachdem er seinen Brüdern seine Erlebnisse erzählt und ihnen versprochen hatte, sie alle fünf Jahre zu besuchen; den Vater aber nahm er mit, und nun lebten sie alle vergnügt.

Aus ist das Liedl, aus ist der Tanz,
Madl bring Blumen, wind mir 'nen Kranz.

52. Der verfluchte Garten.

Es lebte einſt ein König, der drei Söhne hatte, von denen der jüngſte, der Ludwig hieß, ſchöner war als die anderen, weshalb ihn auch ſeine beiden Brüder nicht leiden konnten. Als eines Tages früh der älteſte Sohn in das Zimmer des kranken Vaters trat, um ſich nach dem Befinden desſelben zu erkundigen, erzählte ihm dieſer: Mir iſt im Traume eine weiße Geſtalt erſchienen, die ſagte, daß ich nicht eher geſund werden könne, bis ich eine Frucht aus dem verfluchten Garten gegeſſen habe. Der Sohn erbot ſich ihm die Frucht zu holen. Doch der Vater fürchtete, daß ihm übles zuſtoßen möge, und wollte davon nichts wiſſen. Nach langem bitten willigte er jedoch ein, und gab ihm zu dieſem Zwecke ein ſchönes Pferd, und ſehr viel Geld auf die Reiſe mit.

Der Sohn war noch nicht weit gereiſt, als er in einem Gaſthauſe einkehrte, in dem man gerade Karten ſpielte. Er geſellte ſich zu den Spielern, verſpielte jedoch nach und nach faſt alles Geld. Als er des andern Tages

die Reiſe fortſetzen wollte, rieth ihm der Wirt bis zum Abend noch zu verweilen, um nochmals ſein Glück zu verſuchen. Doch auch dieſen Abend war ihm das Glück nicht hold, und er verlor nun alles, ſo daß er ſelbſt den Wirt nicht bezahlen konnte, der ihn daher in den Kerker werfen ließ.

Dort ſaß er nun und ſein Vater wartete vergebens. Da erbot ſich der jüngere eine Frucht aus dem verfluchten Garten zu holen. Nach langem ſträuben ließ ihn der König ziehen. Er kam zu demſelben Wirte, und dasſelbe Schickſal wartete hier ſeiner.

Da nun auch dieſer nicht zurückkam, ſo war der König höchſt betrübt und beſorgt um ſeine beiden Söhne. Als Ludwig, der jüngſte Sohn des Königs dieß bemerkte, fragte er den Vater um die Urſache ſeines Kummers. Dieſer erzählte ihm nun ſeinen Traum, und ſagte ihm auch den Grund, warum ſeine beiden älteren Söhne fortgereiſt ſeien. Ludwig bat jetzt auch ſeinen Vater, ihn fortziehen zu laſſen, um die Frucht zu holen, und zugleich ſeine Brüder aufzuſuchen. Doch erſt nach langem bitten und nachdem er ſeinem Vater verſprochen hatte, über ein Jahr wieder zurückzukommen, entließ er ihn, mit vielem Golde verſehen.

Ludwig kam nicht in das Gaſthaus, wo ſeine Brüder ihr Geld verſpielt hatten, ſondern verirrte ſich, und kam in einen großen Wald, und erſt nach langem herumirren auf einen freien Platz zu der Hütte eines Einſiedlers. Er ging in die Hütte, und bat den Einſiedler, ihm den Weg

zum verfluchten Garten zu zeigen. Dieſer gab ihm einen rothen Ball mit dem Bemerken, daß dieſer, wenn er ihn vor ſich hinſchleudere, ihm den Weg zeigen werde. Und er fügte hinzu: Während deiner Reiſe wirſt du zuerſt zu einem ſchwarzen Hunde kommen, bei dem du drei Nächte ſchlafen muſt. Dann wirſt du zu einem rothen Hunde kommen und dann zu einer weißen Jungfrau. Bevor du den Berg erreichſt, an deſſen Gipfel der verfluchte Garten ſich befindet, wirſt du einen Feigenbaum finden, an den du dein Pferd anbindeſt; ſobald du ſelbſt nach eilf Uhr Mittags den Berg erſtiegen haſt, um dich dort einiger Früchte zu bemächtigen, wirſt du trachten, vor der zwölften Stunde den Garten zu verlaſſen. Der Prinz befolgte alles, wie ihm der Einſiedler befohlen. Als er die Früchte von dem Baume des verfluchten Gartens genommen hatte, betrat er auch, da es erſt halb zwölf Uhr war, das Schloß, das in der Mitte des Gartens ſtand. Dort fand er zu ſeinem Erſtaunen die Beſitzerin des Schloſſes in einem reichverzierten Bette ſchlafend. Er ſchrieb auf einen Zettel ſeinen Namen und Wohnort, und legte denſelben auf den in der Ecke ſtehenden Tiſch. Darauf entfernte er ſich eilends, denn es war ſchon hohe Zeit. Schon am Fuße des Berges kamen ihm reißende Thiere nach. Doch er erreichte bald den Feigenbaum, und ſo war er gerettet, da die Thiere von dieſem Platze an keine Macht mehr hatten. Auf ſeinem Rückwege kam er wieder zur weißen Jungfrau. Dieſe bat ihn, eine Beere von einer Weintraube in vier Theile zu theilen, und jeden ſolchen Theil an eine Ecke ihrer Wohnung zu werfen. Kaum hatte er dieſes gethan, ſo fing es heftig an zu

donnern und zu blitzen, und an der Stelle der kleinen Wohnung war ein prächtiger Palast. Vor den Thoren desselben stand der Besitzer und seine Gemahlin, welche sich für ihre Erlösung bei ihm bedankten. Die Gemahlin war eben die weiße Jungfrau, die hier verzaubert gewesen war. Darauf reiste er wieder fort, und kam zum rothen Hunde, bei welchem er es mit einer Birne eben so machte, und welcher dadurch in einen schönen Prinzen verwandelt wurde. Dasselbe fand auch bei dem schwarzen Hunde statt. Endlich langte er beim Einsiedler an. Hier zerschnitt er auf dessen Befehl eine Kirsche in vier Theile, warf an jede Ecke seiner Hütte einen solchen Theil, und nach einem starken Knalle stand wieder ein schöner Palast an der Stelle der Hütte. Auch der Einsiedler war nur verzaubert und stand jetzt als König da, umgeben von einer Menge von Soldaten, dankte dem Prinzen für seine Erlösung und gab ihm den Rath mit, sich während der Reise zu seinem Vater kein Galgenfleisch zu kaufen, das heißt, keinem zum Tode Verurtheilten durch Geld loszukaufen. Er dankte dem Einsiedler und wanderte fort. Es traf sich jedoch, daß der Prinz eben an dem Tage in die Stadt kam, wo seine Brüder erhängt werden sollten, und als er erfuhr, daß dieselben darum ihr Leben verlieren sollten, weil sie den Wirt nicht zahlen konnten, so bezahlte er die Schuld dem Wirte, und beide wurden frei. Mit seinen zwen befreiten Brüdern setzte er nun die Reise fort und erzählte ihnen, daß er vom verfluchten Garten eine Frucht geholt habe. Da stieg in ihnen ein böser Gedanke auf, sie beschlossen, sich dieser Frucht zu bemächtigen. Zu diesem Zwecke kauften sie eine ähnliche Frucht

und vergifteten dieſe, und während der Nacht vertauſchten ſie dieſelbe mit der vom verfluchten Garten.

Sie reiſten nun weiter und muſten unterwegs, um ſich zurecht zu finden, einen hohen Berg erſteigen. Auf dem Gipfel desſelben ſchaute der jüngere Prinz in das Thal hinab. Als der ältere dieß ſah, gab er ihm einen ſolchen Stoß, daß er in's Thal hinabſtürzte, wo er ſammt ſeinem Pferde tot liegen blieb. So fand ihn der Einſiedler, der auch in dieſe Gegend gekommen war, um zu jagen. Dieſer ahnete ſogleich, was vorgefallen, nahm ein Fläſchchen, in welchem ſich eine Flüſſigkeit befand, ſetzte ſie an des Prinzen Mund, und dieſer ward wieder lebendig und dankte ihm für ſeine Errettung. Eben ſo machte er es mit dem Pferde, an welchen ſich auch bald dieſelbe Wirkung zeigte. Nun entdeckte ihm der Einſiedler, daß ſeine beiden Brüder ihm die Frucht verwechſelt hätten und mit der echten Frucht zu ihrem Vater zurückgekehrt ſeien. Er rieth ihm aber, dennoch zu ſeinem Vater zurückzukehren. Wenn ihm auch böſes geſchehen ſollte, ſo möge er es geduldig ertragen, indem ſchon eine beſſere Zeit für ihn kommen werde. In ſeiner Heimat angelangt, wurde der Prinz von allen kalt empfangen, ſeine Frucht wurde einem Hunde vorgeworfen, und als dieſer in Folge des Genuſſes der giftigen Frucht verendete, ſo gab der König einem Diener den Befehl, Ludwig während der am nächſten Tage ſtattfindenden Jagd zu erſchießen. Dieſer Diener entdeckte ihm jedoch den Plan des Königs und Ludwig ward in Sicherheit gebracht. Damit war aber die Geſchichte nicht aus. Denn bald darauf erſchien vor den Thoren der Reſidenzſtadt des Königs die Beſitzerin des verfluchten Gar-

tens, der er seinen Namen zurückgelassen hatte. Sie war umgeben von einem großen Heere, und sandte Boten zum König, um den Prinzen zu sich bitten zu lassen, der die Frucht vom verfluchten Garten geholt habe. Der König schickte zuerst den ältesten Sohn hinaus und dann den jüngeren; doch beide wurden zu ihrem Vater zurückgeschickt, da sie den verfluchten Garten nicht beschreiben konnten. Die Besitzerin des verfluchten Gartens schickte nun Herolde in die Stadt, welche verkündeten, wenn binnen drei Tagen derjenige Prinz nicht ausgeliefert werde, der die Frucht geholt habe, so sollte die Stadt belagert werden. Da entdeckte der Diener, welcher den Auftrag gehabt hatte, Ludwigen auf der Jagd zu ermorden, daß er ihn habe leben lassen. Darüber war der König sehr erfreut, und ließ ihn überall suchen. Sie fanden ihn und brachten ihn zum König. Als nun Ludwig zur Besitzerin des verfluchten Gartens kam, und den Garten genau beschrieb, wurde er mit Jubel von dem ganzen Heere begrüßt, und die Prinzessin erkor ihn zum Gemahle.

53. Die Erlösung aus dem Zauberschlafe.

Es lebte einmal ein Graf, der sehr reich war. Eines Tages ritt er sammt seiner Frau auf das Feld, um seine Saaten in Augenschein zu nehmen. Alles war zu seiner größten Zufriedenheit schon ziemlich herangewachsen und beide ritten wieder nach Hause. Unterwegs erhob sich ein großer Sturm und trieb dem Grafen den Staub so in die Augen, daß er nichts mehr sah. Zu Hause ließ er den Arzt holen, damit er ihm seine Augen heile, doch der sagte, er könne ihm nicht helfen, da der Staub schon zu tief in die Augen eingedrungen sei. Der Graf hatte drei Söhne, die schon ziemlich groß waren. In sein Schicksal ergeben erfuhr er eines Tages, daß im nächsten Lande sich eine Quelle befinde, die jeden Menschen heile, wenn man sich mit deren Wasser wasche. Als das der älteste Sohn hörte, bat er den Vater um die Erlaubnis, die Quelle zu suchen. Der Vater gab ihm sogleich ein schönes Pferd, füllte seine Taschen mit Geld und entließ ihn mit seinem Segen. Abends gelangte er in einen großen Wald, in welchem sich ein Gasthaus befand, wo ganz schwarze Männer

Karten ſpielten. Sie luden ihn ein mitzuſpielen. Er willigte ein, verſpielte aber ſein ganzes Geld und machte ſogar Schulden. Die Schwarzen ſperrten ihn ein, und er muſte ihnen dienen. Nach einem halben Jahre machte ſich auch der zweite Bruder auf den Weg, und es ging ihm nicht beſſer wie dem erſten.

Ein Jahr war bereits verfloſſen und der Vater wartete vergebens auf die Rückkehr der Söhne. Er war darüber traurig, und als der jüngſte das bemerkte, bat er um die Erlaubnis, auch fortreiſen zu dürfen. Er wurde noch viel beſſer ausgeſtattet als die zwei anderen. Der Vater ſprach den Segen über ihn aus, und dann ritt er fort. Auch er kam in den Wald und in das Gaſthaus, in welchem ſich ſeine zwei Brüder aufhielten. Die ſchwarzen Männer forderten auch ihn auf, mitzuſpielen; jedoch er ließ ſich nicht darauf ein. Er übernachtete dort und machte ſich früh Morgens auf den Weg. Als er vor die Thüre kam, ſah er eine Menge Leute arbeiten. Sie machten einen Graben rings um das Gaſthaus. Schon wollte er fortreiten, als er einen Mann unter den arbeitenden bemerkte, der ganz ſeinem älteſten Bruder ähnlich ſah. Er ſprach ihn an, und erkannte in ihm ſeinen Bruder. Da zahlte er auf bitten des Bruders die Schulden und nun durften alle drei fortreiſen. Sie ritten drei Tage und Nächte nach einander ohne zu ruhen, die Lebensmittel, die ſie mit hatten, genoſſen ſie auf ihren Pferden. Sie gelangten zu einer Hütte, in der niemand wohnte, und es ward beſchloſſen, dort einige Tage zu verweilen. Am dritten Tage ging der jüngſte allein in den Wald, um zu jagen. Dort erblickte er einen

Hirſchen, und als er ſeinen Hahn losdrücken wollte, blieb der Hirſch ſtehen und redete ihn an: er möge ihn doch nicht ſchießen, vielleicht könne er ihm einſt behilflich ſein.

Der Hirſch riß ſich ein Haar aus und gab es ihm und ſprach: Wenn du dich in Todesgefahr befindeſt, ſo brenne dieſes Haar an und ich werde dir zu Hilfe kommen. Er ging nun weiter und ſah einen großen Adler auf einem Baume ſitzen, und als er denſelben ſchießen wollte, ſchrie derſelbe und bat, er möchte ihm doch das Leben ſchenken, er werde ihm einſt behilflich ſein. Der Graf war ganz erſtaunt, denn das war ihm noch nie vorgekommen. Der Adler flog vom Baume herab und brachte ihm in ſeinem Schnabel eine Feder und ſprach: Wenn du dich einſt in Todesgefahr befinden ſollteſt, ſo brenne dieſe Feder an und ich werde dir zu Hilfe kommen. Er ließ den Adler fortfliegen und ging weiter, aber kaum war er zehn Schritte meit, ſo bemerkte er im Gebüſche ein wildes Schwein. Er erſchrack und ſpannte den Hahn, doch auch dieſes fing an zu bitten, er möge ihm das Leben ſchenken. Das Schwein gab ihm als Zeichen eine Borſte und ſprach: Wenn du dich in Gefahr befindeſt, ſo brauchſt du die Borſte nur anzubrennen und ich werde dir zu Hilfe kommen. — Er kehrte nun wieder zu den Brüdern zurück, ſagte ihnen aber nichts von ſeinen Begegniſſen. Sie fragten ihn auch nicht darum, weil ſie ſich überhaupt ſehr wenig um ihn kümmerten und beide nur darauf ſannen, ihm das Leben zu nehmen.

Am nächſten Morgen ritten ſie weiter und kamen nach einem Tage zu einem großen Schloſſe, neben welchem ſich ein großer Garten befand, und in demſelben ſahen ſie eine Quelle.

Der Älteſte wollte in das Schloß hineingehen. Er kam zur Thüre und auf derſelben fand er einen Zettel mit der Aufſchrift: „Die Quelle in dieſem Garten heilt alle Krankheiten.“ Er machte die Thüre auf und wollte hineingehen, doch er ſchrack zurück und kehrte um. Seine Brüder fragten ihn, was ihn ſo erſchreckt habe, doch er konnte ihnen keine Antwort geben. Sogleich ging der zweite Bruder zu der Thür und öffnete ſie, aber kaum that er einen Schritt weiter, ſo erſchrack er ebenfalls ſo daß er niederfiel. — Nun ging auch der dritte zu der Thüre, öffnete ſie und ging muthig hinein. Er kam in das erſte Zimmer und fand dort eine Menge Soldaten, die alle ſchliefen. Er ſchlich ſich in das zweite Zimmer und hier fand er den König auf dem Throne ſitzend und die Königin auf einem Sofa liegend und beide ſchliefen.

Er wagte es nicht zum Könige näher hinzutreten, und er ſchlich ſich in das dritte Zimmer. Hier ſah er eine wunderſchöne Prinzeſſin auf einem Seſſel ſchlafend. Vor ihr ſtand ein Tiſch mit Diamanten beſetzt und auf demſelben ſtand ein Körbchen mit Zwirn und Nadeln. Auf ihrem Schoß lag ein Kiſſen, das noch nicht ganz fertig war, und neben ihr auf einem anderen Seſſel befand ſich Wolle. Ferner ſtand noch ein anderer Tiſch da, auf dem Papier und Bleiſtift lagen. Auf der anderen Seite ſtand ein Tintenfaß von Diamant. Unſer Held faſſte Muth, ſetzte ſich zu dem Tiſche, nahm eine Feder und fing an zu ſchreiben. Er ſchrieb kurz ſeine ganze Lebensgeſchichte, weſſen Sohn er ſei, wie und weshalb er hergekommen. Alsdann wollte er ſich entfernen, jedoch er bemerkte auf der Wand ein ganz kleines Bild; er nahm es

herab und sah, daß es das Bildnis der Prinzessin war. Er trat zu der schlafenden Prinzessin und küßte sie. Dann entfernte er sich eilig. Als er zu seinen Brüdern kam, sagte er, dieses Schloß sei von niemand bewohnt und im Inneren ganz zerstört. Nun wollten sie aus der Quelle Wasser nach Hause nehmen. Der älteste wollte seine Flasche füllen, doch das Wasser verschwand, und als er die Flasche wegzog, kam das Wasser wieder zum Vorschein.

Er versuchte noch einmal zu schöpfen, doch das Wasser verschwand in demselben Augenblicke als er die Flasche hineinstecken wollte. Er ließ die Flasche jetzt in dem Grübchen liegen und meinte, wenn das Wasser wieder zum Vorschein komme, werde sich die Flasche mit Wasser anfüllen und dann könne er die Flasche geschwind herausnehmen. Doch kaum that er die Hand weg, so schleuderte die heraussprudelnde Quelle die Flasche so hoch in die Luft, daß dieselbe zerbrach. Nun versuchte es der zweite Wasser zu schöpfen, doch es ging ihm gerade so wie dem ersten. Endlich ging der jüngste zu der Quelle, steckte seine Flasche in das Wasser und füllte sie ganz voll an. Die andern Brüder machten ein schiefes Gesicht, und ihre Abneigung gegen ihren Erretter ward noch größer. Sie verabredeten sich heimlich, und als sie in den Wald kamen, wo sie als Sklaven gedient hatten, warfen sie sich beide auf den Bruder und ermordeten ihn. Damit aber keine Spur von dem Morde zu sehen wäre, machten sie ein Feuer und warfen ihn in dasselbe. Dann nahmen sie ihm alles weg und eilten nach Hause. Als aber das Feuer den Bruder so weit verbrannte, daß das geschenkte Haar, die Feder und die Borste angegriffen

wurden, erſchienen ſogleich der Hirſch, der Adler und das Schwein. Dieſe zogen ihn aus dem Feuer, brachten allerlei Salben und Kräuter herbei, und nach einer halben Stunde ſtand er wieder ganz geſund da. Sie brachten ihm auch ein Kleid; er bedankte ſich bei den Thieren, und ging fort, jedoch nicht zum Vater, ſondern in ein Dorf, um bei einem Bauern zu dienen.

Nach einem Jahre erhielt der Vater einen Brief von der Prinzeſſin, die mit ihrem ganzen Hofſtaat durch den jüngern Sohn erlöſet war. Der Brief enthielt die Aufforderung, daß derjenige Sohn zu ihr kommen ſollte, der in ihren Zimmern geweſen wäre. Sie hatte zugleich auf den ganzen Weg bis zum Vater Diamanten ſtreuen laſſen, indem ſie glaubte, durch dieſe Probe den rechten zu erkennen, denn derjenige werde gewiß die Diamanten nicht verſchonen, ſondern geradezu darüber hinweg reiten. Zuerſt kam der älteſte Bruder zu ihr, ſie fragte ihn, was er geſehen habe, als er in den Zimmern war, doch dieſer konnte es ihr nicht ſagen und ſie ſchickte ihn fort. Daſſelbe geſchah mit dem zweiten. Der Vater ſchrieb nun, er habe ſonſt keinen Sohn, der dritte ſei todt. Da verlangte ſie deſſen Leiche, doch der Vater konnte ihr auch dieſe nicht ſchicken. Die Sache ward ruchbar und auch unſer junger Bauer hörte von der Begebenheit. Er bat ſogleich ſeinen Herrn, bei dem er im Dienſte ſtand, um Erlaubnis, einige Tage fortreiſen zu dürfen. Der Bauer erlaubte es ihm. Er ritt ſogleich in ſeiner Bauerntracht geradezu nach dem Schloſſe. Er ſchonte nicht der Diamanten, ſondern ritt über alle die Koſtbarkeiten hinweg. Er ſtellte ſich ihr vor, und als er

die Frage, was er im Zimmer gesehen, beantwortet hatte, begrüßte sie ihn als ihren Erlöser und ihren Gemahl. Bald wurde die Hochzeit gefeiert, wozu auch der Vater und die Brüder eingeladen wurden. Der Sohn erzählte dem Vater von den treulosen Brüdern, und unbarmherzig ließ sie der Vater hinrichten.

54. Drei Prinzessinnen erlöst.

Einst regierte in einem großen Reiche ein König, welcher drei Töchter hatte, die er sehr liebte. Eines Tages gingen sie spazieren und kamen nicht mehr zurück. Der König war darüber außer sich und sandte Boten aus, um seine drei Töchter zu suchen; aber vergebens. Die Boten kehrten zurück, ohne die geringste Spur aufgefunden zu haben. Nun entschloß sich der König, demjenigen, der die verlorenen bringe, eine Tochter und das Königreich zu geben. Dies wurde in der Stadt laut verkündet. Da boten sich zwei Schneidergesellen an, die verlorenen zu suchen. Der alte König war damit zufrieden und gab denselben eine Summe Geldes, mit welcher sie ihre Entdeckungsreise antraten. Am ersten Abend kehrten sie in einem Gasthause ein, welches an der Landstraße lag.

Ein ausgedienter Soldat, Namens Hans, hatte auch von der Bekanntmachung des Königs gehört und sich bereit erklärt, die Prinzessinnen aufzusuchen. Der König gab ihm ebenfalls Geld auf die Reise. Hans schlug denselben Weg ein, auf dem die zwei Schneider fortgegangen waren und kam auch in dasselbe Gasthaus. Er ließ sich ein Glas Wein geben und war ganz in Gedanken versunken, als ihn die Schneider fragten, warum er so tiefsinnig sei, und suchten ihn aufzuheitern. Hans

ſagte ihnen, er ſei ausgezogen, die verlorenen Prinzeſſinnen aufzuſuchen.

Die Schneider freuten ſich, einen Geſellſchafter gefunden zu haben; ſie erzählten ihm auch, ſie haben dieſelbe Abſicht und luden ihn ein, mit ihnen zu reiſen. Erſt ſpät am Abend begaben ſie ſich zur Ruhe. Am andern Morgen reiſten ſie weiter und zwar ſchlug jeder einen andern Weg ein. Sie verabredeten ſich, am Abende wieder an einem beſtimmten Orte zuſammenzutreffen. [All ihr ſuchen war vergebens; ſie kamen an dem beſtimmten Orte zuſammen und ſuchten ſich wieder eine Herberge, in welcher ſie übernachteten. So ging's auch die folgenden zwei Tage. Am dritten Tage kam Hans zu einer kleinen, ſehr ſchlechten Holzhütte, welche ein altes Mütterchen bewohnte und mitten im Walde ſtand.

Er ging hinein und bat um friſches Waſſer, damit er ſeinen Durſt löſchen könne. Die Alte gab ihm das Verlangte und fragte ihn, woher er komme und wohin er zu reiſen gedenke.

Hans erzählte ihr, daß er von der Reſidenz des Königs komme und ausgezogen ſei, um die Königstöchter, die verſchwunden ſeien, zu ſuchen. Die Alte ſagte, wenn du mir dein Geld gibſt, ſo will ich dir den Ort offenbaren.

Hans ließ ſich dieſes nicht zweimal ſagen und gab der Alten ſeine Barſchaft. Dieſe führte ihn zu einem Brunnen in den Wald und bezeichnete ihm denſelben als den Ort, an welchem die Prinzeſſinnen verborgen wären. Jedoch warnte ihn die Alte vor den zwei Schneidern, die Böſes im Sinne hätten, und machte ihn beſonders darauf aufmerkſam, wenn er in den

Brunnen hinabgestiegen und die Töchter erlöst hätte, so solle er zuerst heraufsteigen, und die erlösten erst nach ihm. — Vor Freude außer sich kehrte er zu seinen Kameraden zurück und erzählte ihnen, was er erfahren hatte. Sie beschlossen, am folgenden Tage mit einem langen Seile, an welchem sie Hans hinablassen wollten, zu dem bekannten Brunnen hinzugehen.

Tags darauf gingen sie wirklich mit einem sehr langen Seile zu dem verhängnisvollen Brunnen und ließen den Hans hinab; zugleich aber verabredeten sie sich, denselben nicht wieder heraufzuziehen, damit sie als Retter der Verlorenen anerkannt würden. Hans langte in der Tiefe des Brunnens glücklich an und irrte ziemlich lange in verschiedenen dunklen und schauderhaften Gängen umher, bis er endlich in einen sehr langen Gang kam, der in einen großen Saal führte. Dort öffnete er die mittlere Saalthür und wollte eintreten, aber wie erschrak er, als er dicht vor dem Eingange einen Drachen bemerkte, der ihn zu verschlingen drohte. Der Saal war auf das prachtvollste ausgeschmückt und im Hintergrunde saß auf einem Trone die älteste Prinzessin. Als Hans diese bemerkte, zog er schnell seinen Säbel und begann mit dem Drachen einen für ihn sehr gefährlichen Kampf. Endlich aber gelang es ihm, das Unthier zu erlegen. Auf diese Weise hatte er die Prinzessin erlöst; aber noch zwei blieben ihm zu erlösen übrig. Nun öffnete er eine zweite große Thür, welche in einen noch größeren und schöneren Saal führte, welcher aber von einem Drachen, der sieben Köpfe hatte, bewacht wurde. Im Hintergrunde saß die zweite Prinzessin. Hans säumte nicht lange, sondern begann den Kampf mit dem Drachen, welcher viel gefährlicher als der

erſte war. Nach zweiſtündigem Kampfe blieb Hans der Sieger. Nun war auch die zweite Prinzeſſin erlöſt und nur die jüngſte war noch übrig.

Die zwei erlöſten blieben in ihrem Saale und Hans ſchickte ſich an, nachdem er ſich ein wenig ausgeruht hatte, ſein Werk zu vollenden. Er öffnete eine dritte Thür des Saales und kam in einen langen ſchmalen Gang, welcher in einen prachtvollen großen Garten führte. Nach langem umherirren entdeckte er ein kleines, aber überaus ſchönes Schloß, welches von einem Drachen, der neun Köpfe hatte, bewacht wurde. Dieſer bevorſtehende Kampf mit dem Drachen ſchien noch ſchrecklicher zu werden, da dieſer ſogar Feuer ſpie. Jedoch Hans verlor den Muth nicht und fing wie ein Raſender zu kämpfen an. Beinahe wäre es um ihn geſchehen geweſen, wenn das Unthier nicht in eine ſehr tiefe ſteile Grube gefallen wäre. Als Hans dieſes bemerkte, ſchleppte er ſo viele Steine herbei, als er nur konnte und warf dieſelben auf den Drachen hinunter, welcher bald darauf verendete. Die Prinzeſſin war außer ſich vor Freude und ſteckte ihm, als einen geringen Beweis ihrer Dankbarkeit, ihren Ring an ſeinen Finger, worauf ſie ſich dann zu den zwei früher erlöſten Prinzeſſinnen begaben. Von dort aus traten ſie ihren Rückweg nach der Öffnung des Brunnens an, wo ſie das Tageslicht wieder erblickten.

Ganz entzückt über die glückliche Erlöſung, vergaß Hans die Worte der Alten und ließ die drei erlöſten zuerſt hinaufziehen. Aber wie erſchrack er, als dieſe oben angelangt waren und die ſchändlichen Schneider das Seil nicht mehr hinabließen, um auch ihn hinaufzuziehen. Die Prinzeſſinnen

aber muſten den Schneidern ſchwören, ſie für die Retter auszugeben, dann traten ſie ihre Rückreiſe an. Als ſie in der Hauptſtadt angekommen waren, geſchah ein großer Zuſammenlauf und alles war über die Zurückkunft der Prinzeſſinnen erfreut. Der König gab jedem Schneider eine Tochter und ein drittel des Reiches. Am dritten Tage ſollte die Hochzeit gefeiert werden.

Unſer Hans, der unten im Brunnen geblieben war, wuſte nicht, was er anfangen ſollte. Matt und müde legte er ſich in einem Saale nieder und ſchlief bis zum andern Morgen. Dann ging er in dieſer unterirdiſchen Welt umher und gelangte endlich in einen großen Wald, dann auf Berge und endlich auf ſehr hohe Felſen. Auf dieſen erblickte er das Neſt eines Adlers, ging zu demſelben hin und fütterte die jungen Adler mit Fleiſch und Brot. Nach einiger Zeit kam der alte Adler und ſprach zu ihm: „Ich will dich auf die obere Welt bringen, aber du muſt mich auf unſerer Reiſe immer mit Fleiſch ſättigen. Hans ging mit Freuden den Vorſchlag ein. Er ſetzte ſich auf den Adler und dieſer flog mit ihm in die Lüfte. So langte Hans glücklich oben an. Der Adler war aber ein König und die Jungen waren ſeine Kinder, die auf dieſe Weiſe ebenfalls erlöſt worden waren. Hans bedankte ſich bei demſelben und der König wieder bei Hanſen. Jeder trat die Reiſe in ſeine Heimat an. Als Hans in die Stadt kam, war alles in gröſter Bewegung. Er fragte nach der Urſache deſſen und erfuhr, daß die Hochzeit der Prinzeſſinnen mit ihren Rettern gefeiert werden ſollte. Hans verkleidete ſich, ging in die Burg und gab ſich für einen Sänger aus. Er wurde

freundlich aufgenommen und sogar bei der Tafel mit einem Becher Wein beehrt, welchen ihm die jüngste Prinzessin reichte. Nachdem Hans denselben ausgetrunken hatte, warf er den Ring, welchen er von der jüngsten Königstochter erhalten hatte, in den Becher und gab diesen wieder zurück.

Als die Königstochter den Ring im Becher erblickte, erschrack sie und wurde todtenbleich. Der alte König, der dieses sah, fragte nach der Ursache und erfuhr, daß Hans der Retter sei und nicht die Schneider. Darum erhielt jener die jüngste Tochter und das ganze Königreich. Die zwei Schneider aber wurden in mit Nägel ausgeschlagenen Fässern von einem Berge hinabgerollt, so daß sie elend zu Grunde gehen mußten. Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert und nach derselben ging er wieder in den Wald, um das alte Weib, welches eine Hechse war, aufzusuchen. Hans hatte nämlich erfahren, daß die drei Prinzessinnen durch deren Gewalt in diesen Brunnen gebannt worden waren. Als er die Alte erblickte, ließ er sie festnehmen; in demselben Augenblicke kamen von allen Seiten die verschiedensten Thiere, große und kleine.

Als Hans dieses sah, hieb er mit seinem Säbel in dieselben ein und plötzlich verwandelten sich die Thiere in schöne Herren und Frauen, welche ebenfalls von der alten Hechse verzaubert worden waren und auf diese Weise von Hans erlöst wurden. Die erlösten waren aber meistens Prinzen und Prinzessinnen, und sie beschenkten den Hans reichlich. Hans ließ nun die Hechse hinrichten und lebte mit seiner jungen Frau lange Jahre glücklich und zufrieden.

55. Der Brautwerber.

Es war einmal ein König, der hatte eine sehr schöne Tochter. Als sie heiratsfähig war, sandte er Boten durch das Land, welche verkündeten, daß nur der die Prinzessin bekomme, welcher die von ihr vorgelegten Fragen beantworten werde. Es versuchten nun viele ihr Glück, aber keiner konnte die Fragen beantworten. Da lebte in einem Dorfe ein Bauer, der hatte drei Söhne. Zwei davon waren weit und breit berühmt wegen ihrer Klugheit; sie gingen beide im Vertrauen auf ihren Verstand in das Schloß, aber sie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Der dritte von den drei Bauernsöhnen war äußerst blöde. Dieser wollte nun auch in das Schloß gehen; alle vernünftigen Vorstellungen fruchteten nichts, und endlich entschloß sich der Vater mit ihm zu gehen.

Als sie auf dem Felde waren, sah der blöde Hans einen Nagel. „Den Nagel, sagte er, kann man brauchen“ und steckte ihn in die Tasche. Bald darauf fand er ein Ei; dieß steckte er ebenfalls zu sich. Der Vater ärgerte sich über das Treiben seines „Buben“, und drohte, er werde ihn durchprü-

geln. Hans kehrte sich aber nicht daran, und ging seines Weges. Als sie schon im Schlosse waren, sagte er: ‚Vater, mir ist was vonnöthen!‘ „Dummkopf, sagte der Vater, wir werden aus dem Schlosse gejagt, wenn du dumme Streiche begehst.“ ‚Ich weiß mir schon zu helfen, entgegnete Hans, ich habe ein Tuch, damit stecke ich's in die Tasche.‘ — Und so geschah es auch. — Dann gingen sie in den Saal, wo die Probe zu bestehen war.

Die beiden waren ganz geblendet von der Pracht, welche hier herrschte; aber man ließ ihnen nicht viel Zeit, sich zu fassen.

Die Prinzessin trat ein, und sagte zu Hansen: ‚Ich habe Feuer im Leibe!‘ „Und ich habe ein Ei im Sacke, das können wir also sieden,“ entgegnete der Blöde. Sie stutzte; Hans hatte die richtige Antwort gegeben. ‚Unsere Pfanne hat ein Loch!‘ fuhr sie fort. „Und ich habe einen Nagel, damit können wir das Loch verschließen,“ war die Antwort. — Das staunen der Prinzessin steigerte sich immer mehr. Endlich sagte sie: ‚Ja, einen Dreck!‘ „Den habe ich auch im Sack“, entgegnete Hans hurtig.

Nun eilte die Prinzessin zum König, und klagte weinend, daß solch ein Tölpel ihr Gemahl werden müsse. Der König rief Hansen zu sich, und sagte: „Mir ist vor einiger Zeit ein Ring entwendet worden; ich gebe dir drei Tage Zeit, entdeckst du den Dieb, und schaffst mir den Ring, so wird meine Tochter deine Gattin.“ Der Bursche blieb im Schlosse, und bekam vollauf zu essen und zu trinken. Als ihm am ersten Tage der Bediente das Abendessen brachte, sagte Hans,

„Gott sei Dank, einen hätte ich!“ — Er meinte, daß er einen Tag überstanden habe. — Der Bediente eilte zitternd fort, und sagte seinen beiden Diebsgenossen, daß der Bauernbursche um die Sache wisse. — Am zweiten Abend kam der Jäger mit den Speisen; da sagte Hans: „Jetzt hätte ich den zweiten auch schon.“ Der Jäger ging bestürzt aus dem Zimmer, und berichtete dem Bedienten nnd dem Kutscher, was Hans gesagt. Da kamen sie überein, dem Burschen den Ring und zweihundert Gulden zu geben, und ihn zu bitten, er solle sie nicht verrathen. Hans nahm Geld und Ring, und versprach, ihrer mit keinem Worte zu erwähnen. Als er vor den König trat, übergab er den Ring. Die Anwesenden wußten sich vor staunen nicht zu fassen; sie fragten ihn, wie er zu dem Ringe gekommen; er aber entgegnete, er habe ihn hergezaubert.

Da sagte der König zu seiner Tochter, sie solle sich bereit machen, Hansens Gattin zu werden. Sie weinte und bat, nur noch eine Probe mit ihm anzustellen. Der König gab endlich ihren Bitten nach, und veranstaltete ein großes Gastmahl. Hans ließ sich die Speisen wohl schmecken und kümmerte sich wenig um die bevorstehende entscheidende Probe. Nach einer Weile wurde eine verdeckte Schüssel auf den Tisch gestellt; Hanns sollte rathen, was darin sei. Ruhig sagte er: „Hab' ich jetzt schon so viel errathen, so werde ich diesen Schmarrn doch auch noch errathen.“ Von der Schüssel wurde der Deckel abgehoben, und es zeigte sich, das Hans gut gerathen hatte. Hans hatte nun gewonnen Spiel, und es ward zum gröſten Kummer der Prinzessin die Hochzeit gefeiert.

56. Die Mundkur.

Vor vielen Jahren lebte ein König, der einen sehr großen Mund hatte. Diese Bescherung hatte er von einer Hechse für einen ihr nicht erfüllten Wunsch erhalten. Da der König über seinen häßlichen Mund sich immer mehr ärgerte, so beschloß er die Hand seiner Tochter demjenigen zu geben, der ihn von seinem Übel befreien würde.

Da lebten nun in einem Dorfe, nahe der Residenzstadt, zwei Bauersleute, die einen Sohn, Namens Josef, hatten, der wegen seiner Dummheit im ganzen Dorfe der „dumme Seppl" genannt wurde. Da er schon 18 Jahre alt war, so sollte er in die Fremde, um dort sein Glück zu versuchen. Mit Brot und Selchfleisch versehen wanderte er den nächsten Morgen fort, und gelangte nach langem gehen in einen großen Wald, in dem er sich ganz ermüdet im Schatten eines großen Baumes niedersetzte, und zu seiner Wegzehrung griff. Es ward schon Abend, er verrichtete bei einer neben dem Baume stehenden Kapelle sein Gebet, und schlief bald darauf ein.

Gegen Mitternacht hörte er ein heftiges Gepolter, und nachdem er aufgewacht, sah er zwei weiße Geister bei der Ka-

pelle stehen, von denen der eine folgendes erzählte: Heute ist es Jahr und Tag, daß ich dem Könige des naheliegenden Reiches für einen mir nicht erfüllten Wunsch ein so großes Maul wachsen ließ, daß dein Kopf darinnen Platz hätte. Dem könnte aber geholfen werden, sagte der andere. Zwei Stunden von hier entfernt ist ein kleiner See. Wer dem König aus diesem See den Fisch mit den neun Augen bringt, und denselben dem König zu essen gibt, der wird ihn von seinem Übel befreien. Darauf schlug es ein Uhr und die Geister verschwanden unter Gepolter. Als Seppel dies gehört hatte, sprang er sogleich auf, schnallte sein Bündel um, und nahm sich vor, sein Glück zu versuchen.

Gegen Morgen war er schon am Ende des Waldes; er setzte sich nieder, um sein Frühstück einzunehmen. Und als er so aß, hüpfte ein kleiner Käfer immer um ihn herum, und zirpte. Seppl dachte sich, der möge auch wohl hungrig sein, und warf ihm ein Stück Geselchtes hin, wofür der Käfer durch ein zirpen dankte. Als Seppl diese Zutraulichkeit des Käfers sah, kam ihm gleich der Gedanke, ob nicht vielleicht der den See wisse. Er fragte ihn, und der Käfer antwortete durch ein zirpen. Da packte Seppl schnell sein Bündel zusammen und bat den Käfer, er möge ihn hinführen. Das ging nun aber langsam. Endlich und endlich kamen sie zu dem erwünschten See. Seppl suchte sogleich einen Stock, band ein Tüchel in Form eines Netzes daran, stieg in den See hinein, fischte im Wasser mehrere Male herum, fing aber nichts als gewöhnliche Fische und nicht den mit den neun Augen. Er wurde schon verdrießlich, als ihn aber der Käfer ermahnte, nochmals zu fischen, that er es,

und fing zu seiner großen Freude den erwünschten Fisch. Gleich packte er ihn in sein Bündel, dankte dem Käfer und lief, was er konnte, nach Hause. Auf dem Wege sah er sich schon in den Prachtgewändern auf dem Trone sitzen, und die großen des Reiches empfangen.

Zu Hause angekommen, erzählte er alles, und ließ sich dann bei dem Könige anmelden. Wenn ich, sagte er, die Hand deiner Tochter bekomme, so will ich dich von deinem Übel gänzlich befreien. Der König versprach dieß. Seppl steckte ihm nun den Fisch in den Mund, und nachdem er ihn verschluckt hatte, bekam der Mund die natürliche Größe. Der König hielt Wort und nach einigen Tagen wurde die Hochzeit gefeiert, und dort gings hoch her, ich hätt' auch mögen dabei sein!

57. Der Betenkrämerhansl.

Es war einmal ein Bauer und eine Bäuerin, die hatten einen Sohn, welcher Hansl hieß. Als er groß war, hätte er in eine Lehr kommen sollen, weil er aber schon von klein auf nichts nutz war, so hat ihn niemand in die Lehr nehmen wollen. Seine Eltern haben sich darüber sehr gekränkt, und sind auch bald darauf gestorben. Jetzt war unser Hansl allein, und hat sich nicht zu helfen gewust. Da ist er in den Wald hineingegangen, hat sich hier Beeren von Wachholderstauden („Kronabirr") gesammelt, hat sie an eine Schnur gefaßt, und an Sonntagen bei der Kirche als Beten verkauft. Weil er aber nicht viel Geld dafür bekam, so hat ihn dieses Geschäft bald verdrossen, und der Hansl hat sich auf das betteln verlegt. Die Leute haben ihn Betenkrämerhansl („da Betenkromahansl") geheißen, weil er denen, die ihm etwas schenkten, Beten gegeben hat. Dabei hat er aber immer gleich etwas mitgehen lassen, was ihm nicht zukam. Alles hat sich vor ihm gefürchtet, und ist ihm aus dem Weg gangen. Im Dorfe hat er nicht mehr bleiben dürfen, darum ist er immer

im Wald geweſen, hat in einer Höhle geſchlafen, und alle, die durch den Wald gingen, hat er angepackt, und ihnen das Geld weggenommen. Einmal iſt er zu ſeiner Großmutter („Anl") gegangen, welche eben Krapfen buck, weil gerade Faſching war. O je! ſagte da der Hans, ich kann jetzt Krapfen backen, ich habe es von einigen geſehen, die es ſehr gut können. Das iſt geſcheid, ſagte die Großmutter; muſt mir's gleich zeigen. Der Hans nimmt einen Krapfenteig, ergreift die Anl bei der Hand, wickelt dieſe in den Teig ein, und hält ſie in das heiße Schmalz. Da hat die Anl geſchrien, aber der Hans hat ſie lange feſtgehalten, bis ſie vor lauter Schmerz umgefallen iſt. Jetzt hat er ſie ausgelaſſen, und iſt wieder in den Wald gegangen. Da ſieht er ein Weib gehen, die hat eine Butte voll Geſchirr („Hafarln") auf dem Rücken getragen. Sie kannte den Betenkrämerhansl nicht, grüßte ihn, und der Hans hat ſie gleich gefragt, woher ſie komme. Nun, ſagte ſie, ich komme vom Markte aus der Stadt, und hab da ein bischen was eingekauft. Fürchtet Ihr Euch denn nicht vor'm Betenkrämerhansl? fragte er; wenn der Euch ſieht, nimmt er Euch alles weg. A! ſagt das Weib, der thut mir nichts. Dann iſt der Hansl ein Stück mit ihr gegangen, und unterwegs ſagte er: Jetzt hab ich einen unbändigen Durſt. No wart ein bischen, ſagt das Weib, ich hole dir Waſſer. Sie ſtellt ihre Butte nieder und geht abſeits. Unterweilen hat ihr aber der Spitzbub das ganze Geſchirr zuſammengeſchlagen und iſt weitergegangen.

Einmal jedoch kam er an den Unrechten, welcher ihn tüchtig durchbläſchte und vor den Richter führte. Der Pfarrer, welcher gerade beim Richter an einem Schmauſe war, hat ſich

gewundert, wie denn dieſer Hans ſo ſtehlen könne, und hat es nicht glauben wollen. O jeh! hat da der Hans geſagt, Ihr ſelbſt gebt mir alles, was Ihr habt. Kerl! ſagte da der Pfarrer, wenn du das im Stande biſt, ſo ſoll alles dein ſein, was ich dir gebe. Richtig! Der Hans hat lange gewartet; da ließ er ſich einmal in die Kirche einſperren, zündete drinnen alle Kerzen an, und läutete um Mitternacht mit allen Glocken. Der Kirchendiener hörte es, und ging nachſehen, was denn das auf einmal ſei. Der Hans hatte ein großes Leintuch umgehängt, und ſich auf den Hochaltar geſtellt. Wie der Kirchendiener eintrat, fiel er auf die Kniee nieder, Hans aber ſagte: Ich bin Chriſtus der Herr, und nur der Pfarrer darf mit mir reden. Der Kirchendiener ging, und holte den Pfarrer herbei. Dieſer iſt auf Händen und Füßen zum Altar gekrochen, hat das Kreuz gemacht, und den Hans gefragt, was denn unſer Herrgott eigentlich wolle. Darauf antwortete der verwegene: Wenn du willſt, ſo kannſt du jetzt mit mir in den Himmel fahren. Der Pfarrer war gleich dabei, und als der Hans ſagte, er ſolle alles, was er habe, bringen, und in einen Sack hineinthun, hat der Pfarrer ſein ganzes Gold und Silber gebracht. Geſchwind nahm der Hans einen Sack und ſagte, er ſolle nur hinein ſchliefen. Der Pfarrer kroch hinein, und der Schalk trug ihn weit hinaus in den Wald. Da ſtieß er ihn an einen Steinhaufen, ſo daß der arme Pfarrer im Sacke gejammert und geſchrien hat. So! ſagte der Hans, das iſt die „Steinigung.“ Alsdann tauchte er ihn ein wenig in den Bach, und ſagte: Das iſt die Jordantaufe. Und der Pfarrer hat wieder geſchrien, und immer gefragt: Sind wir denn noch nicht im

Himmel? Gleich, antwortete Hans, und warf ihn in eine Dornhecke. Da hat sich der Pfarrer ganz zerstochen, und geschrien, bis in der Früh die Leute kamen, und ihn aus dem Sacke befreiten. Wie der Pfarrer heraußen war, hat er gefragt: Seid ihr auch im Himmel? Und jetzt erst kannte er sich aus, und sah ein, daß ihn der Betenkrämerhansl an der Nase herumgeführt hatte.

58. Sie tanzen nach der Pfeife.

Es lebte einmal ein Ehepaar, welches drei Söhne hatte. Zwei derſelben galten für die ſchönſten Burſchen des Ortes; ihrem Bruder, der buckelich war, thaten ſie aber allen nur möglichen Schabernack an. Dieſer ließ ſich Anfangs alles gefallen, doch die Brüder trieben es immer ärger, ſo daß er genöthigt war das Weite zu ſuchen.

Der Buckliche ging traurig fort und wanderte den ganzen Tag durch das Gebirge. Gegen Abend war er ſo matt, daß ihn ein Schwindel befiel, in Folge deſſen er am Wege niederfiel. Bei ſeinem erwachen ſah er ein kleines, 2 Fuß hohes Männchen neben ſich ſtehen, welches im Begriffe war, ihm aus einem Fläſchchen eine gelbe Flüſſigkeit in den Mund zu gießen. Der Buckliche ſah ſich weiter um und bemerkte mit ſtaunen, daß er ſich in einer Höhle befand, welche durch ein mattes Licht erleuchtet wurde. Der Zwerg ſprach ihn an und fragte, ob er Hunger habe. O ja, ſagte er, und der Zwerg führte ihn in ein anderes Zimmer, in welchem ein gedeckter Tiſch ſtand. „Von dieſen Speiſen da, ſagte der Zwerg, genieße ſo viel

du willſt, und wenn du genug gegeſſen haſt, ſo lege dich in jenes Bett und ſchlafe, bis ich dich wecke.“ Der Buckliche that alles, was der Zwerg befohlen, und bald machte ein feſter Schlaf ihn alle Mühſeligkeiten vergeſſen.

Am andern Morgen weckte ihn der Zwerg auf, ſie frühſtückten und gingen dann aus der Höhle durch einen langen Gang, der nur dann und wann von einer matten Öllampe beleuchtet war. Schon zwei Stunden waren ſie gewandert, als ſie plötzlich durch eine Thür ins Freie gelangten. Hier reichte der Zwerg dem Bucklichen die Hand und ſprach: „Du ſiehſt hier eine dir ganz fremde Gegend, aber mach dir nichts daraus und wandere nur dieſen Weg fort. Damit du aber ein Andenken von mir haſt, ſo nimm dieſes Pfeifchen, welches bewirkt, daß jeder, der es hört, tanzt und zwar ſo lange als du pfeifeſt.“ Der Zwerg verſchwand und der Buckliche ging ſeines Weges fort. Auf demſelben begegnete ihm ein Hirt und an dieſem wollte er die Kraft ſeines Pfeifchens gleich verſuchen. Er nahm dasſelbe in den Mund und pfiff, worauf der Hirt gleich zu tanzen anfing. Selbſt die Schafe ſprangen freudig im Kreiſe herum. Darauf gelangte er in einen Wald, wo ihn die Nacht überraſchte. Er begab ſich daher an einen Hollunderſtrauch und wollte ſich eben ſchlafen legen, als er nebenan einen Lärm hörte, der immer ſtärker wurde. Anfangs war er ängſtlich, aber bald ſchlich er näher. Von einem herabhängenden Aſte verdeckt, bemerkte er eine Menge Räuber, die ihren Raub, der aus vielen Goldſtücken beſtand, gerade zählen wollten. Das blinkende Gold gelüſtete ihn und er ſann darauf, wie er dasſelbe bekommen könnte.

Da fiel ihm sein Pfeifchen ein. Schnell nahm er es zur Hand und blies fest hinein. In demselben Augenblicke erhoben sich die Räuber und tanzten so lange, bis sie zusammenfielen. Da trat der Buckliche hervor, nahm das Geld und lief davon. Nach einigen Stunden ward es lichter und er kam dann in einen Ort, wo die Bewohner ganz traurig zu sein schienen. Er fragte nach der Ursache und erhielt zur Antwort, daß der Gutsherr, der mit den Bewohnern so gut gewesen war, sein Eigentum verkaufen wolle, um in eine andere Gegend zu ziehen. Der Buckliche ging zu dem Eigentümer, kaufte ihm sein Gut ab und nun war er Gutsherr. Die Bewohner behandelte er sehr gut, nur liebte er es, sie oft mit seinem Pfeifchen zu plagen.

Da kamen eines Tages zwei Bettler, die ihn um eine Gabe baten. Er sah sie genauer an und erkannte in ihnen seine beiden Brüder. Er gab sich zu erkennen und forderte sie auf, ihm zu erzählen, wie denn das gekommen, daß sie als Bettler herumziehen müsten. Sie erzählten ihm nun, daß bald nach seiner Entfernung im Orte ein Feuer ausgebrochen sei, welches ihnen alle ihre Habe verzehrte. Die Eltern, sagten sie, konnten sich nicht zeitig genug retten und erstickten. Da wir nun nichts mehr hatten, zogen wir weiter und kamen so hieher. Dann baten sie, er möge ihnen das verzeihen, was sie ihm angethan hätten. Dazu war er gern bereit und behielt sie fortan auf seinem Gute.

Eines Morgens aber sprach er zu seinen Brüdern: Liebe Brüder, ich habe euch erzählt, wie ich mir das Gut erworben habe. Ich will euch nun eine Freude machen, betrachtet das

Gut als euer Eigentum, ich werde fortziehen, um mir ein anderes zu suchen. Die Brüder weigerten sich anfangs, doch als er nicht nachgab, ließen sie ihn gehen und wünschten ihm viel Glück auf die Reise.

Er ging fort und war schon einige Monate gewandert, als sich zu ihm ein schön gekleideter Herr gesellte. Sie sprachen von gleichgiltigen Dingen, allein bald zeigte der Herr ihm eine Büchse, von der er sagte, daß sie nie leer werde. Die könnt' ich wohl brauchen, äußerte der Buckliche. Der Herr versprach sie ihm, wenn er ihm seine Seele verschreiben würde. Darauf ließ sich jedoch der Buckliche nicht ein, weil er die Büchse auf eine leichtere Art bekommen konnte. Er nahm nämlich sein Pfeifchen heraus und pfiff so lange, bis der Teufel zusammenstürzte. Dann nahm er die Büchse, ging damit in eine große Stadt und lebte reich und angesehen noch lange Zeit.

59. Die hüpfende Schlafhaube.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Da kam eines Tages ein Jude und zeigte ihm ein sehr feines Halstuch, und sagte, wenn sich der König ein solches verschaffen könne, so wolle er seinen Kopf verlieren. Gut, sagte der König, du setzest viel ein, darum will ich auch viel einsetzen und eines meiner drei Königreiche sei dein, wenn ich die Wette verliere; wo nicht, so fällt dein Kopf. Der Jude ging fort und war froh, denn er glaubte, der König werde kein so schönes Halstuch bekommen können. Der König ließ darauf seine drei Söhne rufen und erzählte ihnen alles, zum Schlusse sagte er: Wenn ihr also nicht wollt, daß euer Erbtheil gemindert werde, so trachtet ein schöneres Halstuch zu bekommen. Der, welcher das schönste hat, bekommt das verwettete Königreich. Die drei Brüder gingen nun mit einander fort, um ein Halstuch zu suchen. Die beiden älteren hatten sich verabredet, den jüngern, den sie nicht leiden konnten, nicht mitzunehmen. Und so geschah es; sie ließen ihn nämlich in einem dichten Walde zurück. Als er sich verlassen sah, fing er an bitterlich zu weinen. Während dem kam

eine weiße Schlafhaube auf den Bändern dahergehüpft und fragte ihn: Warum weinst du denn? Er erzählte ihr nun die ganze Angelegenheit haarklein. Da sagte die Schlafhaube: Sei nur getrost, komm mit mir, ich werde dir helfen. Sie tupfte dann mit einem Bande an einen großen Baum und allsogleich stand ein herrliches Schloß da. Das ganze Schloß schien ausgestorben, man sah nichts als lauter steinerne Figuren, welche aussahen, als ob sie Menschen gewesen wären. Sie führte ihn in einen großen Saal, dort waren die kostbarsten Teppiche und Tücher, die er sich auswählen konnte. Erstaunt wuste er anfangs nicht, welches er nehmen sollte, da alle so schön waren. Endlich nahm er sich eines, bedankte sich bei der Schlafhaube, und diese hüpfte wieder über die Treppe hinab. Außer dem Thore tupfte sie an dasselbe und das Schloß war verschwunden und ein großer Baum an seiner Stelle. Die Schlafhaube führte dann den Königssohn aus dem Walde, und nachdem er sich nochmals bedankt hatte, ging er in seines Vaters Schloß. Seine Brüder kamen bald nach ihm, und jetzt ward der Jude gerufen, damit die Wette entschieden werde. Alle Großen des Reiches waren um den Thron des Königs als Zeugen versammelt. Der König legte auf die rechte Seite des Thrones seinen Einsatz, nämlich Krone und Zepter, auf der linken Seite lag Block und Beil für des Juden Einsatz. Die drei Brüder kamen nun und jeder hatte sein Tuch verborgen. Zuerst wurde das Tuch des ältesten den Anwesenden gezeigt. Es war aber im Vergleiche mit dem des Juden ein Abreibfetzen. Da der Jud es sah, schrie er: Juhei, jetzt bin ich König und ich werd reich sein und alle Jüden werden in

meinem Königreiche wohnen. Er sprang wie närrisch herum und wollte sich schon der Krone bemächtigen, allein die Anwesenden hinderten es. Du bist noch nicht König, Jud, sagte der König, es sind noch zwei da. Macht nichts, sagte der Jude, die haben auch nichts schöneres. Nun zeigte der zweite sein Tuch, allein es war auch nicht schöner als das des ersten. Jetzt sprang der Jude noch mehr herum und war ganz außer sich vor Freude. Endlich öffnete der dritte sein Bündl und siehe, dessen Tuch war so schön, daß noch niemand ein solches gesehen hatte. Als der Jude das Tuch sah, rief er Auweih! und fiel vor Schrecken in Ohnmacht.

Natürlich gehörte nun dem jüngsten das Königreich und des Juden Kopf. Man ließ indeß dem vorlauten Handelsmann seinen Kopf auf dem Rumpfe und nach einer tüchtigen Tracht Prügel durfte er seines Weges gehn.

Eines Tages kam wieder ein Jude zum Könige, zeigte ihm einen Ring und sagte, er wolle sein Leben am Galgen verlieren, wenn der König einen so schönen Ring erhalten könne. Der König setzte abermals ein Königreich und froh entfernte sich der Jude, welcher sicherlich König zu werden glaubte. Der König sagte dann zu seinen drei Söhnen, welche alles mit angehört hatten: Ihr habt nun vernommen, daß ich wieder eines meiner Königreiche als Wette eingesetzt habe; sehet also, daß ihr einen schöneren Ring bekommt, damit euer Erbtheil nicht einem andern zufalle. Die Brüder machten sich also wieder auf den Weg. Der jüngste ging gleich wieder in den Wald und beschloß, die Schlafhaube aufzusuchen und ihr seine Bitte vorzutragen, denn er dachte sich, sie hat mir einmal geholfen,

vielleicht kann ſie es auch jetzt. Er war noch nicht lange in dem Walde, als er die Schlafhaube herumhüpfen ſah. Er lief ſogleich zu ihr hin und ſagte: Liebe Schlafhaube, ich bitte dich, hilf mir auch jetzt aus der Noth, wenn du es kannſt, wie das erſtemal, ich werde dir mein Lebtag dafür dankbar ſein. Die Schlafhaube freute ſich, daß der Königsſohn ſo viel Zutrauen zu ihr habe und daß er ſich in ſeiner Noth an ſie wende. Sie fragte ihn daher, was er von ihr wolle. Als er mit ſeiner Erzählung zu Ende war, ſagte die Schlafhaube: Wenn du nicht mehr willſt, das kann ja leicht ſein, komm nur mit mir, wir wollen in mein Schloß gehn. Sie führte ihn wieder zu dem großen Baume, und dort angelangt tupfte die Schlafhaube mit einem ihrer Bänder an, und das Schloß ſtund da. Sie gingen die Treppe hinauf in einen großen Saal. Darin ſtand eine Kiſte, welche voll der prächtigſten Ringe war. Der Königsſohn nahm ſich dann einen davon und ging, nachdem er ſich bei der Schlafhaube bedankt hatte, aus dem Schloſſe in den Wald und von da nach Hauſe.

In dem Schloſſe ſeines Vaters wartete man ſchon auf ihn, denn die Brüder waren bereits heimgekehrt. Und nun ward der nächſte Tag zur Entſcheidung der Wette beſtimmt. Es verſammelten ſich abermals alle Großen des Reiches in dem Thronſaale des Königs, um Zeugen bei der Entſcheidung zu ſein. Der König ſetzte ſich auf den Thron, zu ſeiner rechten Seite lag als Einſatz wiederum Krone und Zepter; im Hofe aber war ein Galgen errichtet für den Juden, wenn er die Wette verlieren ſollte.

Zuerſt zeigten die beiden älteren Brüder ihre Ringe,

welche zwar schön waren, aber bei weitem nicht an Schönheit dem des Juden gleichkamen. Der Jude glaubte schon König zu sein; allein er sollte bald anderer Meinung werden. Als endlich der jüngste seinen Ring zeigte, staunten alle ob der Schönheit desselben. Der Jude fing an zu winseln und bat um sein Leben. Er durfte ebenfalls seines Weges gehen, nachdem er von den Dienern tüchtig durchgeprügelt war. Der jüngere der Königssöhne war somit Herrscher über zwei Königreiche. Die älteren Brüder hassten ihn deshalb auf's bitterste. Sie verlangten von ihrem Vater noch ein Probestück, damit auch sie sich ein Königreich erwerben könnten. Er antwortete ihnen: Meine Söhne, ich will euch alle glücklich sehen, deshalb sei dem mein letztes Königreich, der sich binnen Jahresfrist die schönste Braut heim bringt. Die Brüder waren das zufrieden und die älteren machten sich bald auf, die fremden Königreiche zu bereisen, um sich von dort eine Braut zu holen. Der jüngste dachte sich: geht ihr nur hin, ich suche wieder meine Schlafhaube auf. Er traf sie in dem bekannten Walde und redete sie an: Liebe Schlafhaube, sei nicht böse, daß ich dich immer quäle, aber in dieser Sache kann ich doch deines Raths nicht entbehren.

Als er seine Bitte vorgebracht hatte, freute sich die Schlafhaube, daß der Prinz bei allen seinen Unternehmungen sie um Rath fragte. Sie sagte daher zu ihm: Komm mit in das Schloß, dort werde ich dir den gewünschten Rath ertheilen. Sie gingen nun zu dem Baume, aus welchem durch das antupfen mit einem Bande das Schloß hervorgezaubert wurde. Als sie in das Schloß getreten waren, sprach die Schlafhaube:

Geh jetzt in die Küche, dort steht ein großer Kessel, den fülle mit Wasser aus dem Brunnen, welcher im Hofe ist und laß es sieden; aber rede um keinen Preis auch nur ein Wort, denn redest du, so sind wir beide verloren. Er ging in die Küche und holte sich den Kessel. Als er zu der Thür kam, stand ein fürchterlicher Riese bei derselben. Dieser packte ihn am Kragen und fuhr ihm mit einem Schwerte gegen die Brust und rief: Wer bist du? Er aber gab keine Antwort. Wer du bist? rief der Riese nochmals und fuchtelte drohend mit dem Schwerte über ihm herum. Als er das drittemal auch keine Antwort erhielt, schleuderte er ihn in den Hof, so daß er erschöpft vor dem Brunnen liegen blieb. Er ermannte sich und wollte Wasser aus dem Brunnen in den Kessel schöpfen; als er aber die Hand ins Wasser tauchte, sah er sich auf einmal von einem gräßlichen alten Weibe festgehalten. Diese fragte ihn, was er hier zu thun habe. Als er keine Antwort gab, drohte sie ihn zu sich in's Wasser zu ziehen, aber vergebens, ihre Fragen blieben ohne Antwort. Als er auf die dritte Frage auch keine Antwort gab, ward er tüchtig angespritzt, konnte sich aber unbelästigt Wasser schöpfen. Er trug nun den Kessel, nachdem er ihn mit Wasser gefüllt hatte, in die Küche, und ließ das Wasser sieden. Und als das Wasser brudelte, ging er zur Schlafhaube und sagte es ihr. Diese begab sich mit ihm in die Küche, und sprach: Jetzt zerhacke mich in kleine Stücke und diese wirf dann in den Kessel, den du aber vor einer Stunde nicht aufmachen darfst. Nein, rief der Prinz, das thue ich nicht, eher stürze ich mich in denselben. Nach vielen Bitten gab er endlich nach und that es. Er legte sie auf den Hackstock

und zerhackte sie in kleine Stücke, die er dann alle in den Kessel warf. Und als das geschehen war, hörte er die Schlaufhaube immer schreien: Mach auf und laß mich heraus! Er wollte schon hingehen und hinein sehen, allein er gedachte zuletzt des Verbotes. Nach einer Stunde vernahm er plötzlich einen fürchterlichen Knall, das ganze Schloß erbebte und der Prinz fiel zu Boden. Aber wie groß war sein Erstaunen, als sich der Deckel des Kessels hob und eine wunderschöne Prinzessin aus demselben herausstieg. Diese sagte ihm: Ich war die Schlafhaube und muste als verwunschene Prinzessin in der Gestalt von einem Riesen und einer Hechse bewacht bleiben, bis ich erlöst ward. Und das hast du gethan. Das Schloß bevölkerte sich nun auf einmal und Diener rannten geschäftig umher. Der Wald verwandelte sich in ein großes Reich, welches das Eigenthum der Prinzessin war. Der Königssohn führte dann die Prinzessin zu seinem Vater, und trug auch diesmal den Sieg über seine Brüder davon. Jedem derselben aber schenkte er einen Theil seines Reiches. Er selbst heiratete die Prinzessin und lebte noch lange Jahre als mächtiger König glücklich und zufrieden.

---

60. Da Seppl mit di goldenen Hoar.

'S woar a mal an oarme Baua und a Beirin, dö hom an Suhn g'hobt und der hot Seppl g'hoaß'n. Wia da Bui greßa woa'n is, is's eana r'a beſſa gonga, und da Seppl is i d'Stodt gonga und hot ſi a feams Roß kafa wölln. Wia r'a am Roßmoak kema is, is a reicha Herr do g'weſt und dea hot d'ſchenſten Roß z'ſommkaft, daß fir'n Seppl goa kan's do mehr g'weſt is. Wa'l owa dea reichi Herr an Knecht braucht hot, hot a in Seppl gnumma. In Seppl woar dös ſchon recht, wa'l a r'a feſta Kerl woar. Volla Freid is a mit ſein Herrn hoam g'rit'n. Jatz ſan's in an groß'n Wold kema, dea ſo ſchiach und ed woar, daß'i da Seppl denkt hot, won i a glei' ſchon wieda draußen wa. Owa je weida als ſ' kema ſan, deſto finſtra is wo'n. Do is's in Seppl weida nit koalt ibar'n Bugl g'rennt. Wies owa ſchon a poar Tog g'roaſt ſan, hot dea graußlichi Wold auf anmol an End' gnumma. Jatz is owa in Seppl a Drum Stoan von Heaz'n g'folln, wia r'a gſeg'n hot, wo ſein Herr hingroaſt is. Mitt'n auf a wun'aſchen Wieſe is a G'ſchloß g'ſtand'n, dös woar ſo ſchen und groß,

daß'i da Seppl goa nit eini z'geh'n hot traut. Und erſt wia r'a drinad woar, do hot a r'eng weida nit g'ſponnt*) iwa de ſchen Zimma und de ſchen Socha, was do woar'n. Wia r'a ſi hot dös alls ang'ſchaut g'hobt, hot an ſein Herr in Stoll g'fiart und hot eam an ſchen Schimmel zagt und hot g'ſogt: Woaſt Seppl du haſt ſunſt nix z'tha'n, als alli Tog dös Roß z'füadarn! Z'eſſ'n wiaſt gnua ho'm, s'Gwond kriagſt a von mir und mehr brauchſt nit.

Dös woar in Seppl ſchon recht und er hot ſi denkt 'skint goa nix beſſa's mehr geb'n. Wia da Herr furt g'weſt is, hot da Schimmel zum Seppl g'ſogt, er ſoll in Hof ge'n, do wiad a 'ran Brunn ſeg'n und do ſoll a r'a Glasl Woſſa bringa. Do is da Seppl hingonga und hot an's brocht, und 's Roß is heagonga und hot in Seppl a bißl iwan Schedl goſſ'n. Jatz woar'n auf anmol ſeini Hoar von Gold. Do hat da Seppl weida kan Freid g'hobt, hot ſi auf's Roß g'ſetzt und is wia da Wind furtg'ritn und hot g'ſchaut, daß a r'a hoamkema is. Wia 'r owa hoamkema is, hot da Schimmel g'ſogt, er ſoll no nit zun Voda'n und zu da Muida geh'n, er ſoll eam wos von den Woſſa z'ſaufa geb'n. Da Seppl hot dös than, und auf an'mol is a wun'aſcheni Prinzeſſin mit langi goldani Hoar dogſtand'n. Ui jekas do hot da Seppl g'ſchaut, hot's g'heirat und is a groſſa Kini woarn. Sein Voda'n und ſein Muida, dö a grenz'nloſi Freid iwa r'nan Suhn g'hobt hom, hot a zu eam gnumma und da beſi Hexemoaſta, dea die Prinzeſſin vahext hot, is vabrennt wo'n. In Seppl is guid gonga und 'shet koan beſſa'n Kini geb'n kina als unſa'n Seppl.

*) Da hat er euch weiter nicht geſtaunt über —.

Jatz wia r'eng wos dazöhln
vo do longa Elln
und vo da kuazen Wocha,
wo mein Voda r'a Fadl*) ogstocha,
do kriagt der'a Wuascht
der'a Wuascht, der'a Wuascht,
der'a brodanan Hos'n
und du — a Patzl auf d'Nos'n.

*) Ferkel, Schweinchen.

Anmerkungen

(für gelehrte Leſer).

---

1. Hondidldo. Aus Röhrawieſen in Nied.-Öſterreich. V. O. M. B. Wir haben hier wieder denſelben Geiger, von dem in meinen „Mythen" S. 65 ff. ausführlicher die Rede iſt.

2. und 3. Winterkölbl und Kruzimugeli. Die Volksdichtungen verſchiedener Völker haben ſehr verwandte, oft faſt gleiche Züge gemein, wie dieß eine vergleichende Mythologie nachzuweiſen hätte. Wir finden aber auch bei Einem Volke gewiſſe Sagen- und Märchenzüge ſo vermannigfaltigt, daß wir dieß als ein Zeugnis anſehen können für die wunderbare Einheit im ſinnen und denken dieſes Volkes. Als Beiſpiel wählen wir die vom „dummen Teufel" aufgebebene Gedächtnisprobe, ein Zug, der meines wiſſens bei Grimm nicht vorkommt. Häufig iſt dabei die ſchon im Altertum als heilig geltende Siebenzahl.

Winterkölbl iſt aus Deutſch-Ungarn. Kruzimugeli aus der Umgegend von Reichenau in Nieder-Öſterreich. Varianten ſind folgende:

Nach einer Erzählung aus Mödling (Nied.-Öſterr.) iſt es eine Hechſe. Sie verſchafft der Mirzl (Marie) ſchöne Kleider für den Hofball unter der Bedingung, daß ſie ihr das erſte Kind übergebe, wo nicht, ſo müſſe Mirzl nach einem Jahre wiſſen, wie die Hechſe heiße. Einer vom Hofe ſieht nun im Walde die Hechſe, wie ſie bei einem Keſſel immer die Worte ſingt: „Heſerl ſiad hoaß, daß die Königin nöt woaß, daß i Siperdintl hoaß." Das erfährt die junge Königin und rettet ſo ihr Kind.

In „Göpfritz in der Wild" (Nied.-Öſterr.) wird auch erzählt, daß eines Taglöhners Tochter gern Gräfin geworden wäre. Der Teufel erbietet ſich ihr Beiſtand zu leiſten, unter folgender

Bedingung: Du brauchst dir nur meinen Namen zu merken und mir denselben sagen, wenn ich nach sieben Jahre komme. Der Graf heiratete sie und zur Erinnerung hatte sie den Namen aufgeschrieben und in ihr Gebetbuch gelegt. Der Zettel gieng aber verloren. Als die sieben Jahre beinahe zu Ende waren, erzählte ein Jäger, um die betrübte Gräfin zu erheitern: Neulich sah ich im Walde einen schwarzen Hund, der hin und her über einen Graben sprang mit den Worten: „Das ist fein, das ist fein, daß die Gräfin nicht weiß, daß ich Springhunderl heiß. Nun wuste die Gräfin den Namen wieder und der Teufel konnte ihr nichts anhaben.

In Loschütz wird erzählt: Einst war eine Königstochter vom Teufel besessen. Er versprach sich zu entfernen, wenn in drei Tagen die Tochter oder ein anderer seinen Namen wisse. Vergeblich wurden alle Gelehrten des Reiches gefragt. Da sah ein Schäferbub im Schloßgarten ein grüngekleidetes Männchen von einem Baume auf den andern hüpfen, ausrufend: Mich freuet nichts mehr, als daß die Königstochter nicht weiß, daß ich Zilguckerl heiß. Darauf erlöste der Knabe die Prinzessin vom Teufel, der fluchend von dannen fuhr.

Ein Mann aus Neulengbach (Nieder-Österr.) erzählte folgendes. Ein König war krank und elend; seine Gemahlin wandte sich endlich an den Teufel, der ihr in Gestalt eines höckerigen Männleins erschien und dem Könige zu helfen versprach, wenn sie nach 10 Jahren noch wisse, daß er Felix heiße. Wirklich genas der König, aber die Gemahlin hatte mit der Zeit den Namen vergessen. Kurz vor Ablauf des zehnten Jahres sah ein Bauer, wie im Walde ein höckeriges Männlein um ein Feuer sprang, dabei singend: „Nichts freut mich mehr, nichts freut mich mehr, als daß die Königin nicht weiß, daß ich Felixl heiß. Das erzählte er der Königin, die über die Maßen erfreut war und das Bäuerlein reich beschenkte.

In einer Sage aus Gablitz (Nied.-Österr.) verspricht der Teufel einem Bauernmädchen, sie solle Königin werden, wenn sie nach 7 Jahren seinen Namen noch wisse, er heiße Koler-berabritscherl.

Bei Zingerle 1, 36 heißt er Purzinigele, in 2, 278 Kugerl, in der Hauschronik 1, 102 Kruzinigele.

Das wiederkommen nach einem gewissen Zeitraume, insbesondere nach 7 Jahren könnte vielleicht auf eine mythische Unterlage führen, mit der dann die dichtende Volksfantasie ihr weiteres Spiel getrieben.

Bei Kuhn, westfäl. Sagen u. M. S. 223 will der Teufel in 7 Jahren wiederkommen, um die Arbeiten der Handwerksburschen zu prüfen. Nach Kuhn nordd. Sage Nr. 265 kommt der wilde Jäger (Hackelberg) alle 7 Jahre, wenn sein Tag ist, durch das Land; alle 7 Jahre zieht der wilde Jäger über die 7 Bergstädte (Nr. 499). Man vergleiche ferner die Nachweisungen Kuhns in den westfäl. Sagen 1, 126; 2, 150. Der Weltjäger, der das Weltall alle 7 Jahre umjagt, hat einen Doppelgänger in dem ewigen Juden (vgl. Kuhn 499. Vernaleken Alpens. 83).

Daß Götter, namentlich Wuotan und Donar, in den Teufel verkehrt wurden, ist eine allbekannte Sache; ebenso daß der Teufel in allerlei Gestalten erscheint, selbst in der Gestalt von Wichten und Zwergen.

Der Weltjäger deutet zwar auf Wuotan, allein die folgende Erzählung aus Tirol (Aineth, Bezirk Lienz im Iselthale) weiset deutlich auf Donar hin, der sich in der Naturdichtung des Volkes am engsten mit dem Teufel berührt und dessen Donnerkeil sieben Jahre braucht, um wieder an die Erdoberfläche zu rücken (vgl. Grimm Myth. 165).

Es war einmal ein Bäuerlein, dem gieng es sehr schlecht, denn er, sein Weib und ihre 7 Kinder hatten „nix g'salznes, nix g'schmalznes." Einst sagte das Weib: Du bist Herr im Hause und mußt Brot schaffen, geh doch einmal wieder auf die Jagd. Er machte sich auf, gieng über Berg und Thal, über Stock und Stein, fand aber nirgend ein Wild, nicht einmal ein Eichkätzchen.

Es war schon im Zunachten, das Gesicht des Mannes wurde immer trüber, denn er dachte: wenn ich heute nichts nach Haus bringe, so werde ich eine schreckliche Nacht haben. Da begegnete ihm ein Jäger, der hatte ein grünes Jankerl an und zwei krumme Spielhahnfedern auf dem Hute. Was fehlt dir? sprach der Jäger, du scheinst gar traurig zu sein. Der Bauer erzählte ihm alles und setzte hinzu, er wolle alles gern thun, wenn ihm nur geholfen werde. Weist du was, sagte der Fremde, ich kann dir helfen, wenn du willst. Ich gebe dir heute 7 Wildschweinchen, aber nach 7 Jahren mußt du mir zu sagen wissen, wie ich heiße, sonst gehörst du mir an. Der Bauer ahnte wohl, daß dieser Jäger vielleicht der Tunda*) sein könnte, aber nach 7 Jahren dachte er, wird man doch erfahren können, wie der Fremde heißt; daher wurde der Vertrag ohne weiteres Bedenken geschlossen. Der

*) Das D wird in Tirol fast T gesprochen, a für er, also Tunda = Dunder (Donner).

Jäger that einen Pfiff, und gleich waren 7 Wildschweinchen da, die der Bauer nach Hause trieb. Darüber war großer Jubel, und den Leuten gieng es von nun an so gut, daß der Bauer seines Versprechens wenig gedachte. Als aber das siebente Jahr bald zu Ende war, überfiel ihn doch einige Furcht. Er begab sich auf die Wanderung, um zu erfahren, wie der Jäger heiße. Überall fragte er, allein nirgend konnte er Auskunft erhalten. Betrübt kehrte er heim. Unweit seiner Wohnung begegnete ihm ein Einsiedler, der ihn fragte warum er so niedergeschlagen sei. Der Bauer erzählte ihm alles, und der Einsiedler tröstete und versprach zu helfen. Im weitergehen kamen sie zu einem großen Baume, der vereinzelt knapp am Wege stand. Der Baum war innen hohl, trug aber an seiner Krone noch Zweige und grüne Blätter. Da sagte der Einsiedler: Schliefe du in diesen Baum hinein, und horche, ob du etwas hörst. Als es dunkelte, sahen sie wirklich den Jäger von weitem daher kommen. Der Einsiedler gieng ihm entgegen, allein der Tunda wich aus und stieg auf denselben Baum, in welchem der Bauer versteckt war. Oben murmelte er für sich hin: Güet daß's Mandl nit woaß, daß i Spitzbartele hoaß. Freudig sprang der Bauer aus seinem Versteck und schrie: Ha, schau, schau! Glaubst du etwa, ich wisse nicht, wie du heißest? Spitzbartele heißest du, und aus ist's!

Da that es ein schrecklichen Krach an der Eiche. Der Tunda war weg und hatte einen abscheulichen Gestank zurückgelassen. Alle grünen Zweige an dem Baume waren verschwunden und ein dürrer „Starve" (vertrockneter Baum) war noch übrig, der bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

4. Der schwarze Vogel. Aus Friedland in Böhmen. Verwandte Züge bei Grimm Nr. 9. 25. 49. Bechstein S. 103 (Die 7 Raben); 206 (Die 7 Schwanen).

5. Die sieben Raben. Aus Weißkirchen an der Donau. Vgl. Nr. 4.; ferner Bechstein S. 103; Grimm Nr. 25. Nach einer mündlichen Erzählung aus der Gegend von Pisek in Böhmen gelangte das Mädchen zuerst zum Monde, dann zur Sonne und endlich zum Gewitterhäuschen. Andere Varianten sind in Nieder-Österreich, Böhmen und Mähren sehr verbreitet. In einer statt der Raben auch 7 Krammetsvögel, die durch 7 gute Werke der Schwester nach und nach erlöset werden.

6. Der Hund und die Ammer. Aus Böhmen. Ein ähnliches bei Grimm Nr. 58. Vgl. Gödeke Mittelalter 629.

7. Die drei Wunderfiſche. Aus Moldautein in Böhmen. Ein ſprechender Fiſch auch bei Grimm Nr. 85. Vgl. die indiſche Sage von manu (Mahabharata).

8. Der Wunderſchimmel. Aus Weitra in Nied.-Öſt.

9. Der Hund und der Wolf. Aus dem ſüdlichen Böhmen. Vgl. Grimm Nr. 48. Steinhöwel die 7. Fabel des 2. Buchs.

10. Die neun Vögel. Scheint undeutſchen Urſprungs, iſt aber erzäht zu Altpetrein in Mähren. Vgl. Schiller's Turandot und Hagen's Geſammtabenteuer 3. Bd. LXI.

11. Der Wunſchfetzen. Aus Nied.-Öſterr. Nach einer andern Erzählung kommen die Soldaten aus einem Felleiſen.

13. Der kleine Schneider. Aus Viehofen bei St. Pölten (Nied.-Öſterr.). Vgl. das tapfere Schneiderlein bei Bechſtein; Grimm Nr. 20. Von Wilh. Grimm im III. Theile iſt die weite Verbreitung nachgewieſen. Alle Märchen weichen aber von dem unſrigen bedeutend ab.

14. Der Schneider und der Jäger. Auch aus Nied.-Öſterr. Nach einer Variante aus Steier hat der Schneider den Drachen durch Kalk getötet.

15. Die dreizehn Brüder. Aus Litſchau in Nieder-Öſterreich. Vgl. Grimm Nr. 57. Einiges Verwandte mit der Geſchichte von Joſef und ſeinen Brüdern.

16. Der blöde Peter. Aus Oberſulz in Nieder-Öſterr. (V. U. M. B.).

17. Der Zaubertopf und die Zauberkugel. Aus Forbes im ſüdl. Böhmen, unweit des Schweinitzer Berges und der Stadt Schweinitz, die im Märchen gemeint iſt.

18. Der Hirt und die Zwerge. Aus der Umgebung von Moldautein im ſüdlichen Böhmen. Nach einer Variante aus Satzka nahm ein Fleiſchhauersſohn Hirtendienſte. Ihm ſtahl ein Drache täglich ein Schaf. Ein Männlein ſchenkt ihm eine Trompete und ein Schwert. Durch dieſe Zauberdinge erlangte er die Schafe wieder. Dann wiederholt ſich die ſo häufige Befreiung einer Königstochter.

Verwandter iſt die Variante in Wenzigs weſtſlaw. Märchenſchatz S. 116, vom Schafhirten und dem Drachen (ſlowakiſch). Vgl. ferner: Der Schäfer und die Schlange, bei Bechſtein S. 163.

19. Wie ein Schafhirt reich wurde. Aus Moldautein im ſüdlichen Böhmen.

20. Die drei Doſen. Aus Neunkirchen in Nied.-Öſterreich.

21. Für einen Kreuzer hundert. Aus Mödling bei Wien. Dies an das legendische streifende Märchen ist gewis neuern Datums.

22. Die Ziege und die Ameise. Aus Adamsfreiheit im südlichen Böhmen. Die mundartlichen Wörter niederösterreichisch. In merkwürdiger Uebereinstimmung erzählt man die Fabel in Tirol, in der Gegend von Lienz: Ein Bäuerlein hatte nur eine Ziege, die sehr boshaft war und sich von der Weide immer entfernte. Als sogar der Bauer selbst sie hütete, wuste sie sich zu verstecken. Im Zorn wollte er sie schlachten, aber die Spitze des Messers brach ab und blieb im Halse stecken. Dann kam der Knecht mit seinem „Bax" (krummen Taschenmesser) herbei, aber auch dieses blieb stecken. So geschah es auch mit dem Küchenmesser, das mit 9 „Ferchkreuzen" (Zauberkreuzen) versehen war. So entfloh die Ziege in die Höhle eines Bären, und drohte dem Zurückkommenden mit den Messerspitzen. So geschah es auch einem Fuchse und einem Wolfe. Letzterm war das eine willkommene „Mare," allein auch er ließ sich einschüchtern. Da begegnete sie endlich einer Ameise, die fürchtete sich nicht vor den Messerspitzen. Sie näherte sich der Ziege, „brunzte" ihr auf den Schwanz und die Ziege floh. Auf die Größe, meinte das Ameislein, komme es nicht immer an. Vgl. Grimm R. Fuchs CCLXI. Grimm Kinder- und Hausmärchen Nr. 36.

23. Der Waldkater. Aus Nied.-Österr. Ähnliche Gevatterschaften werden in Österreich häufig erzählt. Vgl. Grimm Nr. 42 und 44. Bechstein S. 68 (des Teufels Pathe).

24. Die geraubte Königstochter. Aus St. Pölten in Nied.-Österr. Das riechen von Menschenfleisch ist ein uralter heidnischer Zug, vgl. Gr. Myth. 959, Wack. Leseb. 1, 559, Gr. Märchen S. 185 in Nr. 29 und oft.

Nach einem Märchen aus Buchelsdorf in österr. Schlesien empfängt ein Bauer vom Teufel Geld. Dafür will er die Tochter als Braut haben. Als sie 24 Jahr alt war, kam der Teufel auf einem feurigen Wagen, von 4 Drachen gezogen. Später erbietet sich ein Soldat, die Tochter zu retten.

25. Die wunderbare Rettung. Aus Wsetin in Mähren. Wir haben hier wieder einen Nachklang jener weitverbreiteten Sage, die in W. Müller's niedersächsischen Sagen und Märchen S. 389 ff. auf die Fahrt Wuotans in die Unterwelt zurückgeführt ist. Einzelne Erinnerungen an das Volksbuch „Herzog Ernst," sowie an den abenteuerlichen Zug eines Ritters nach

Palästina, an dessen Küste sich die Geschichte mit dem treuen Löwen zugetragen haben soll.

26. Der verstoßene Sohn. Es erscheinen hier verschiedene Märchenzüge in eins verbunden. In der Sage wird das tragen der Krone von Nattern erzählt. Mein Erzähler hat es in Krain (Stein) gehört; ich sehe aber zu spät, daß es aus einer gedruckten Quelle stammt, nämlich aus Schott, wallachische Märchen Nr. 19.

Der Wunsch ein Mädchen zu besitzen „so weiß wie Schnee, so roth wie Blut" findet sich auch in serbischen Märchen. Vgl. bei Wuk Nr. 19.

27. Die zwei Schwestern. Aus Lundenburg (nied. österr. mähr. Grenze). Frau Holle erscheint hier nicht wie bei Grimm Nr. 24, sondern als Bewarerin der Seelen (vgl. Gr. Myth. 246 fg.). Vgl. Bechstein 62. Wolfs Zeitschrift für Myth. 1, 42 fg.

28. Moriandl, Zuckerkandl. Aus der Umgegend von Rötz (Karlsdorf) in Nied.-Österr.

29. Die drei Eier. Aus Obersulz in Nieder-Österreich. (V. U. M. B.).

30. Der Wunderbaum. Aus Nieder-Österr. Scheint uralte Erinnerung zu sein an die Zeitalter und den Weltbaum. Vgl. Gr. Myth. 755 ff. Über die Wochentage s. Gr. Myth. 113. Schott, wallachische Märchen S. 147, 241, 249. Eine Überlieferung aus Windschau in Mähren berichtet von einem Königssohne, der auf einem Schimmel in das Paradies abgeholt wurde. Er genoß von den köstlichen Früchten und wollte dann wieder zurückkehren. Aber alles traf er im veränderten Zustande, er war 300 Jahre fort gewesen, und als er irdische Nahrung zu sich genommen hatte, ward er ein steinaltes Männchen und sein Leib zerfiel.

31. Die sieben Rehe. Aus Ober-Sulz in Nied.-Österr. (V. U. M. B.). Über den Einäugigen vgl. meine „Mythen und Bräuche" S. 24. 52. 83.

32. Der erlöste Zwerg. Ein anderes Märchen aus Rohrbach in Nied.-Österr. ist abweichend. Am Taufffeste ward dem kleinen Prinzen ein Schlag versetzt. Nach einiger Zeit entdeckte ein Zwerg dem Könige, daß ein Zauberer den Prinzen nach 15 Jahren holen würde, um sich mit edelm Blute seine Zauberkraft auf weitere 15 Jahre zu sichern. Wirklich ward er von einem unbändigen geflügelten Pferde in die Lüfte getragen. Hans mit seinen beiden Brüdern erbot sich den Entführten zu

retten. Hans gelangte in die unterirdiſche Wohnung des Zauberers. Dort traf er den Prinzen. Sie nahmen den Zauberſtab des ſchlafenden Rieſen und gelangten glücklich an den Hof des Königs. Kurze Zeit darnach hätte der Prinz geopfert werden ſollen, und er freute ſich nun ſeiner Befreiung.

33. Beſenwurf ꝛc. Aus Leobendorf in Nied.-Öſterr. (V. U. M. B.). Vgl. Grimm Nr. 65 Allerleirauh.

34. Der klingende Baum. Aus Buchelsdorf in öſter. Schleſien.

35. Die zwei Schuſtersſöhne. Aus Rottal in Nied.-Öſterr. Vgl. Zingerle „Die zwei Fiſchersſöhne" (1 Nr. 35).

36. Eins ſchlägt zwölf, zwölf ſchlagen neunundvierzig. Aus dem Leithagebirge. Nach andern waren es 7 Raben und das Räthſel heißt demnach: Eins macht 7 und 7 macht 49. Räthſelmärchen hat mitgetheilt Müllenhof, holſtein. Sag. S. 503 fg.

37. Hans löſet Räthſel. Aus Nied.-Öſterr. Nach einer Variante aus Göpfritz in der Wild (V. O. M. B.) iſt es: ein Krug aus dem Kopfe eines alten Pferdes, ein mit Sammet überzogener Tiſch aus den Gebeinen eines Thieres, ein Tiſchtuch aus der Haut eines Roſſes.

38. Die drei Müller. Aus Bruck in Steiermark.

39. Die drei Aufgaben. Aus Čičenič in Böhmen. In einem Märchen aus Haugsdorf in Nied.-Öſterr. werden folgende Aufgaben geſtellt: Einer ſoll 700 Haſen auf die Weide treiben und Abends wieder zurückbringen. An einem Tage ſoll er 14 Ritter beſiegen. Binnen 24 Stunden ſoll er ein 10.000 Joch großes Feld pflügen. Ein Ritter mit einem Knappen, der Säbelbeine und Höcker hatte, löſet die Aufgaben. Nach einem andern Märchen ſoll der die Königstochter heiraten, der entdeckt, auf welche Weiſe ſie täglich ein Paar eiſerne Schuhe zerreißt.

40. Der pfiffige Hans. Aus Strasnitz im Leitmeritzer Kreis.

41. Herr Kluck. Aus Müglitz in Mähren. Ein ähnliches Märchen aus Saladorf in Ober-Öſterr. erzählt von einem Hirten, der mit Hilfe eines Rieſen in drei Wettrennen zuerſt am Ziele iſt. Auf eine ſcherzhafte Weiſe überraſcht dann der vormals „Dumme" ſeinen Vater. Jener Herr Kluck ſei, wie die Erzählerin meinte, der Teufel ſelbſt geweſen.

42. Der Kropfige. Aus Neuhaus in Nied.-Öſterr. V. U. W. W. Vgl. Grimm Nr. 44 (der Gevatter Tod). Ganz eigentümlich iſt die Rolle des Affen.

43. Alles glaubt der König doch nicht. Aus Ollersbach in Nied.-Österr. Lügenmärchen, vgl. Grimm III, zu Nr. 112. Wie aus den Sprichwörtern, so sieht man auch aus manchen Zügen der epischen Volksdichtung, wie sich das Volk in seiner humoristischen Weise gegenüber den Großen und Reichen dieser Erde zu entschädigen sucht. — Nach einer Erzählung aus Hrottowitz in Mähren war es eine Königstochter, die kundmachen ließ, daß sie den heiraten werde, der so lügen könne, daß es ihr unglaublich scheine. Da gab's Bewerber! Als die höhern Stände nichts mehr zu lügen wusten, meldete sich ein Handwerksbursch, der am Hopfen in den Himmel gestiegen war, von der Sonne zum Monde reiste und zurück; dann machte er einen Strick aus Sägspänen, fiel aber herab in den Schlamm ꝛc. Erst als er der Prinzessin erzählte, daß er ihren Vater gesehen habe, wie er im Himmel Schweine hüte, bemerkte sie, das sei nicht wahr, und sie muste nun sein Weib werden.

44. Das Geschenk des Windes. Aus Schönberg in Mähren. Die verwandten Märchen bei Grimm III. zu Nr. 36. Vgl. Bechstein 140 (Knüppel aus dem Sack).

45. Der Fischerssohn. Aus Bruck an der Mur. Uralte Züge und Anklänge an die deutsche Heldensage. Vgl. zu Grimm Nr. 92. Fast gleich lautet eine Erzählung aus Hallersdorf bei St. Pölten. Nach dieser begegnete aber der dem Teufel entkommene Knabe einem weißen Schimmel, der sprechen konnte. Er gebot ihm ein verwunschenes Schloß zu erlösen. Zu dem Zwecke müste er im 19. Jahre einen Schwan fangen, und mit demselben in den großen Saal gehen und ihn rupfen. Alle ausgerissenen Federn wurden zu Menschen. Die letzte Feder verwandelte sich in eine Königstochter und der Schwan selbst war der König. Dann wurde die Vermählung des Fischerssohnes mit der Königstochter gefeiert. Nach einiger Zeit suchte er seine Eltern auf; er sollte aber niemand von der Schönheit seiner Gemahlin sagen, weil an ihr noch ein Zauber hafte. Den Eltern ließ er sich ankündigen als König vom gläsernen Berge. An einem Muttermahle erkannten sie den Sohn. Unvorsichtiger Weise sprach er auch von der Schönheit seiner Frau. Diese erschien ihm im Garten und sagte, er werde sie nicht eher wiedersehen, bis er diese eisernen Schuhe durchlaufen habe. Dann reisete er fort, bekam unterwegs Meilenstiefel und einen unsichtbar machenden Mantel. Er fragte nach dem Wege zum gläsernen Berge den Wind. Nur dessen Weib war zu Hause und sie versteckte ihn vor ihrem wilden Manne. Dieser, der Sturmwind, roch Men-

ſchenfleiſch, als er hereintrat. Mit den Meilenſtiefeln angethan, folgte der Fiſchersſohn dem Sturmwinde, der zum Schloſſe eilte, um die Fenſter zuſammenzuſchlagen, während die Königstochter Hochzeit halte. In ſeinen Mantel gehüllt, trat der Königsſohn in den Speiſeſaal, wo die Königstochter den Gäſten eröffnete, daß ſie ihren „alten Schlüſſel“ wiedergefunden habe.

Ein anderes Märchen aus Loſchütz in Mähren erzählt, daß ein Fuhrmann, um ſeine Pferde weiter zu bringen, dem Teufel das ſchriftlich verſprochen habe, was er vor ſeinem Hauſe liegend finde. Und das war ſein einziger Sohn. Dieſer gieng nach 20 Jahren in die Hölle und entriß den Teufeln die Verſchreibung.

Ähnliches erzählt man in Neuriegers bei Horn.

Nach einer Erzählung aus Oſtra (Marchfeld) ſoll der Sohn ſich auf ein Schiff ſetzen und den Wellen ſich preisgeben, um vor dem Teufel Ruhe zu haben. Auf einer Inſel traf er eine Prinzeſſin, die ihn heiratete. Als ſie aber von ihm erfuhr, daß er ein Halterbub geweſen ſei, verließ ſie ihn. Mit Hilfe einiger Wunderdinge gelangte er aber wieder zu ihr.

46. Die Judasteuflin. Aus dem Egerer Kreiſe (Brüx). Anklingend an die weiſen Frauen (Nornen). „Von neun Müttern geboren“ ſoll auch Heimdall (Gr. Myth. 213) ſein. Hyndlulied 34. Sein Pferd heißt Gulltopr (Gr. Myth. 214. 304). Über die „ſchwarze Henne“ vgl. Vernaleken's „Mythen und Bräuche“ 261. 292. Dieſes und die zunächſt folgenden bilden eine bedeutſame Gruppe, denn es ſind Nachklänge der alten Heldenſage.

47. Die drei weißen Tauben. Aus Rothſchow in Böhmen. Den drei Alten klebt noch götterhaftes an. — Ähnliche Züge bei Wenzig 69 ff. Eine Variante aus St. Pölten erzählt: Ein Jüngling bei einem Jäger auferzogen, ſieht drei Jungfrauen in einem Teiche ſich baden. Er nimmt der jüngſten das Gewand und eilt fort. Die beiden andern fliegen in Geſtalt von Tauben ihm nach. Vor ſeiner Wohnung ſteht aber ſchon die jüngſte Prinzeſſin und bittet um das Gewand. Sie willigt ein, ihn zu heiraten. Bei einer paſſenden Gelegenheit erlangt ſie aber ihr Gewand wieder und fliegt als Taube davon. Er ſucht ſie nun auf; eine Teufelsmutter nimmt ihn in Dienſt und er muß 20 Pferde hüten. Thiere helfen ihm dabei. Endlich gelangt er wieder in den Beſitz der Prinzeſſin.

Über die Schwanjungfrauen ſ. Grimm Myth. 399. Das Heldenlied der Edda: Völundarkvidha. Durch Wegnahme der

Schwanenhemden werden die Walküren gezwungen, Hausfrauen zu werden. Vgl. Schwartz, Ursprung der Myth. 194.

48. Die Jungfrau auf dem gläsernen Berge. Aus Göpfritz in der Wild (Nied.-Österr.). Der so oft vorkommende „gläserne Berg" oder das „Schloß auf dem Glasberge" ist der Flammensaal der nordischen Sage. Es ist klar, daß wir es hier mit Walküren, mit Brunhild zu thun haben. Auch der Scheiterhaufen deutet darauf hin. Vgl. Raßmann, Heldensage 1, 146 fg. 151. Grimm Myth. 781. 796. Wenzig 112. Stier, ungar. Märchen 39.

Eine Überlieferung aus Auschwitz (polnisch) erzählt: Ein König, der sich im Walde verirrt, habe geflucht. Da rollten sich geschmolzene Massen zusammen, überschütteten den König und so entstand der gläserne Berg, den aber jetzt niemand sehen kann, weil die Sonne vor ihm steht. Der Sohn will ihn aufsuchen und muß drei Jahre hindurch Schlangengestalt annehmen, um den Vater zu erlösen. Auch die Tochter macht sich auf, wird aber auf den Gipfel des Berges gebannt, wo sie an einem Hemde nähen muß, und wenn sie damit fertig sein wird, ist das Ende der Welt. Wenn der Wind pfeift, so singt sie, und wenn es regnet, vergießt sie Thränen. Nur von ihr, je nachdem sie aufgelegt ist, hängt der Tag ab.

Erzählungen von einem Glasberge sind auch häufig in Mähren. Alle stimmen darin überein, daß eine Jungfrau auf dem Gipfel in einem Schlosse verborgen ist, das von einem Drachen bewacht wird. Einem gelingt es dann, nach vielen Schwierigkeiten, sie zu erlösen.

49. Wie Hans sein Weib findet. Aus der Gegend von Humpolec in Böhmen. Dasselbe Thema wie bei den drei vorhergehenden. Das Roß, mit dem man auf den gläsernen Berg reitet, auch bei Grimm Nr. 93. Vgl. Raßmann, Heldensage 1, 405. Über das Wettrennen das. 1, 188. (Gunnars Brautfahrt). Vgl. die Züge im „Trommler" bei Grimm Nr. 193; bei Zingerle 1, Nr. 37: in den schwedischen Märchen bei Cavallius Nr. 8.

In Moldautein (Böhmen) wird erzählt: Ein junger Gärtner sieht drei Jungfrauen im Teiche baden, ihre weißen Kleider und die Schleier liegen am Ufer. Sie kleiden sich an, verwandeln sich in Schwäne und fliegen fort. Einmal hatte aber der Gärtner der schönsten den Schleier genommen. Sie bittet darum. Er verweigert's und sie willigt ein, ihn zu heiraten. Einst gibt die Mutter den Schleier zurück und die Braut fliegt in Schwa-

nengeſtalt auf den gläſernen Berg. Wo iſt der? Der Gärtner fragt die Schwalben, die Krähen, die Tauben. Ein hinkender Tauber gibt Auskunft: der Berg ſei glatt, ohne Flügel komme niemand hinauf, es wohne dort eine Hechſe mit drei Töchtern. Auf dem Tauber flog nun der Gärtner davon. Über der Meeresfläche muſte er eine Eichel fallen laſſen; ſogleich wuchs eine Eiche, auf die der Vogel ſich mit ſeiner Laſt niederließ. Das geſchah noch zweimal auf dem Meere. Am Feſtlande ſich niederlaſſend, ſagte der Tauber: „Jetzt haſt du nur noch hundert Tage,“ und verſchwand. Dann ſah er zwei Rieſen ſich um einen Sattel ſtreiten, der jeden hintrug, wohin man wünſchte. Das benutzte der Gärtner, und mit Blitzesſchnelle war er vor dem Palaſte ſeiner Braut. Von der Hechſe ward er auf einige harte Proben geſtellt. Aus hundert Mädchen ſollte er das ſeinige wählen und gelang ihm, weil die Braut ihm ein Zeichen gab. Beide entflohen in Zwanzigmeilenſtiefeln; die Hechſe aber nahm Vierzigmeilenſtiefel und jagte ihnen nach. Verwandlungen ſchützten ſie und ſie gelangten glücklich zu Hauſe an.

50. Der Trommler. Aus dem Taborer Kreiſe in Böhmen. Eine Variante zu Grimm Nr. 193. Ein Zug ſcheint magyariſch, vgl. die gläſerne Hacke bei Georg v. Gaal. (S. 53). Sehr verbreitet iſt das oben ſchon vorgekommene wandern zu Sonne, Mond und Wind; magyariſch finden wir's z. B. bei Gaal in dem Märchen „Der Schlangenprinz“; Serbiſch bei Wuk Nr. 10. Vgl. Grimm Märchen 3, 156.

51. Die ſchönſte Braut. Aus Nikolsburg in Mähren. Grimm Märchen 3, 155 und 156. Selbſt die Elemente ſind thätig nnd belohnen ſo ſeine Treue: Die Sonne ſucht für ihn wie Titan für Demeter, die ſich nach der verlornen Tochter ſehnte. Vgl. Grimm Myth. 670; Kindermärchen 25. 88.

52. Der verfluchte Garten. Aus St. Pölten. Wieder eine andere Variation der Siegfriedsſage. Über die Brüder und ihre vereitelte Liſt ſ. Raßmann Heldenſage 1, 365 fg. 176. Das Nibelungenlied und die Thidrikſaga erzählen, daß Siegfried auf der Jagd getötet wurde; in unſerm Märchen wird dieß vereitelt.

53. Die Erlöſung aus dem Zauberſchlafe. Seitenſtück zum vorhergehenden. Vgl. Grimm Nr. 60 und das Dornröschen. Mir iſt es von einem jungen Öſterreicher aus Auſchwitz (bei Krakau) erzählt; derſelbe hatte es dort polniſch gehört. Von demſelben habe ich ein anderes, in manchem abweichendes Märchen gehört, das ſelbſt die Erinnerung an das dunkle Verhält-

nis Sigurds zu Brunhild und Kriemhild bewart hat. Die wesentlichsten Züge sind:

Ein altes Mütterchen räth einem kranken Könige das goldene Wasser, die drei goldenen Äpfel vom goldenen Berge holen zu lassen. Der älteste der drei Söhne geht fort, fragt in einer Wüste einen Greis von 100 Jahren, der weist ihn an einen 200jährigen und dieser an einen 300jährigen Greis, dem sogar die Vögel unterthan sind. Der Prinz behandelt diesen aber unhöflich und wird vom Greise in unterirdische Gefangenschaft gebracht. So ging es auch dem mittlern Sohne. Endlich zieht der jüngste aus, der für dumm gehalten wurde. Der behandelte alle drei Greise voll Ehrfurcht. Der 300jährige fragt seine Vögel, wo jene gewünschten Dinge seien; keiner weiß es, außer der Adler. Aber Drachen und andere Ungeheuer müsten erst überwunden werden, nur von 12—1 Uhr sei man sicher. Der Greis gibt ihm einen Kahn und mit jedem Ruderschlage legt der Prinz 100 Meilen zurück. Er kam zum goldenen Berge und nahm sich, was er gewünscht hatte. Die siebenköpfigen Drachen und Adler schliefen gerade und er hatte noch Zeit in ein Lusthaus zu gehen, wo er eine schöne Prinzessin schlafend fand. Er küßte sie und eilte von dannen. Den Verfolgungen entkam er glücklich. Bei dem Greise befreite er seine Brüder, die es ihm aber schlecht vergalten. Sie vertauschten ihm die Gegenstände und verleumdeten ihn beim Vater, der ihn hätte hinrichten lassen, wenn der Henker ihn nicht hätte laufen lassen. Er verdingte sich bei einem Kaufmanne, dessen einzige Tochter er heirathete „gegen seinen Willen." Eines Tages, als er sich auszog, bemerkte seine Frau an seiner Brust ein von Diamanten eingefasstes Bild. Das hatte aber weiter keine Folgen. Unterdes war an den König ein Brief von der Prinzessin angelangt, mit der Aufforderung, den Sohn zu schicken, der die goldenen Äpfel ꝛc. geholt habe. Zu ihr führten zwei Wege, ein goldener und ein silberner. Der älteste Sohn wollte das Gold schonen und ritt auf dem silbernen Weg. Unweit des Schlosses ward ihm ein Kind entgegen getragen, doch beim Anblicke des Fremden verbarg es sein Gesicht und der Prinz ward abgewiesen. So ging es auch dem zweiten Sohne. Darauf ließ die Prinzessin kund machen, wenn der Vater dieses Kindes nicht binnen vierzehn Tagen erscheine, so sei das Land verloren. Da vernahm der König vom Henker, daß dieser dem jüngsten das Leben geschenkt habe, und man machte ihn ausfindig. Er nahm von seiner Frau Abschied und ritt auf dem goldenen Wege fort, unbekümmert darum, daß die Hufe des Rosses denselben verderbten. Als ihm das Kind entgegen

getragen wurde, lachte es und streckte seine Händchen entgegen. Bald vermählte er sich mit der Prinzessin; seiner ersten Frau schickte er viel Goldes und erlaubte ihr einen andern zu heiraten, er sei ein Prinz und habe nun eine Prinzessin zur Frau. Vgl. Uhland in Pf. Germania 8, 75 ff.

Um Widerholungen zu vermeiden, deute ich aus noch andern von mir gesammelten Märchen nur die abweichenden Züge an.

Nach einem Märchen aus dem Egerer Kreise soll der jüngste (der dumme Hans) für den kranken Vater eine Nuß von dem Wunderbaume holen, nachdem die beiden andern ausgeblieben waren. In Begleitung eines Wolfes gelangt er zu dem Schlosse, sieht eine schlafende Prinzessin und schreibt seinen Namen auf eine Tafel. Von den Brüdern, die er befreit, wird er betrogen. Die Königstochter erscheint zuletzt in einem silbernen Wagen vor seiner Wohnung.

Aus Satzka in Böhmen dasselbe. Die Brüder nehmen schwarze Pferde, der jüngste aber weiße, um das weiße Wasser vom weißen Schlosse zu holen.

Ähnliches aus Teschen in österr. Schlesien. Zu holen ist die Leber eines Paradiesvogels. Auf dem Rücken eines schwarzen Ziegenbockes sucht er das Schloß. Gegen den Rath des Bockes kostete er von den Speisen und konnte nicht mehr zurück. Zur Strafe muste er den Ring vom Finger eines Riesen bringen.

Ein anderes Märchen aus Friedland hat dieselben Züge wie bei Grimm Nr. 97 das Wasser des Lebens; vgl. 3, 177 fg.

Nach einem Märchen aus Scheibs in Nied.-Österr. soll das Kraut des Lebens geholt werden. Auch hier drei Brüder. Der jüngste, in Begleitung eines Hundes, fragt die Vögel des Waldes, die Mäuse, die Bienen. Letztere, von einer Waldfrau entsendet, bringen einen Zweig.

Ähnliches aus Krems u. a. O.

54. Drei Prinzessinen erlöst. Aus Müglitz in Mähren. Über den Ring vgl. Raßmann 1, 405 und das Hildebrandslied.

Nach einer zweiten Überlieferung aus demselben Orte wollte der Befreier seine Gefährten auf die Probe stellen und legte schwere Steine in den Korb. Sie zogen ihn halb herab und ließen ihn plötzlich los, so daß sie glaubten, der dritte sei zerschmettert. Mit Hilfe eines Greises gelangte er wieder auf die Oberwelt. Andere erzählen, die Königstochter oder ihrer drei seien von Drachen geraubt.

55. Der Brautwerber und 56. Die Mundkur. Beide aus Rötz in Nied.-Österr.

57. Der Betenkrämerhansl. Aus Rodingersdorf bei Horn in Nied.-Österr. Man vgl. die Erzählung aus derselben Gegend: In meinen „Mythen" S. 30. die Anm. zu Nr. 9.

58. Sie tanzen nach der Pfeife. Aus Haugsdorf in Nied.-Österr.

59. Die hüpfende Schlafhaube. Von einem alten Jäger in Prein bei Reichenau in Nied.-Österr.

60. Der Seppl mit den goldenen Haaren. Aus Neunkirchen in Nied.-Österr. Es ist aber, wie Nr. 12 und 20 in der Mundart von Böhmisch-Krut (V. U. M. B.) erzählt.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

26266.9
Osterreichische kinder- und hausm
003767463
Widener Library
3 2044 089 078 612